Frankfurter Zeitgemaesse Broschuren

P Germ 250.1.2

№ 3467

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankfurter
zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

Neue Folge.

Band XIII.

Frankfurt a. M. und Luzern.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1892.

Digitized by Google

PGerm 250.1

COLLEGE LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Heft 1	Oberbreyer, Dr. M., Die Angst der Protestanten vor den Jesuiten!	1
„ 2	Weber, Dr. H., Die Kaiseridee des Mittelalters.	37
„ 3	Brugger, Columban, P. Die Fortschritte der Elektrotechnik.	65
„ 4	Zimmermann, A. Kardinal Manning.	106
„ 5	Poetsch, Joseph, Religion oder Litteratur.	143
„ 6	Wasserburg, Philipp, Zum vierten Centenarium der Entdeckung Amerikas.	179
„ 7 u. 8	Erinnerungen an Johannes Janssen.	211
„ 9	Gietmann, G., Die Tragik des Nibelungenliedes.	261
„ 10	Biegeleben, A. v., Betrachtungen über das Verhältniß der menschlichen Seele zu der Thierseele.	295
„ 11	Eisenring, Carl J., Die Orden die Blüthe der christlichen Religion.	323
„ 12	Adler J. B., Das Jahrhundert der Heiligen.	355

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der verstorbene große Centrumsführer Exc. Dr. von Windthorst hat öfter darauf hingewiesen, daß die auf dem religiösen Gebiete liegenden Differenzen der beiden großen christlichen Confessionen nur im Wege einer ruhigen Erörterung zum Austrage gebracht werden können. Das gilt zweifellos auch bezüglich der von Windthorst selbst angeregten „Jesuitenfrage," welche durch den Tod des Antragstellers an Wichtigkeit eher zu- als abgenommen hat.

Zu den Forderungen nämlich, welche die deutschen Katholiken noch stellen, bevor sie den Frieden zwischen Staat und Kirche als hergestellt anerkennen, gehört in erster Linie die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Diese hatte 1890 der Coblenzer Katholikentag verlangt. Daraufhin hatte der „Evangelische Bund" sehr gewaltig seine Lärmtrommel durch ganz Deutschland geschlagen und nun wurde Monate lang der Reichstag mit Petitionen gegen und für die Jesuiten überschwemmt. Unmittelbar nach dem Zusammentritt des Reichstages am 3. December 1890 brachte Windthorst an der Spitze des Centrums den Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes ein. Entgegen der allgemeinen Ansicht kam die Frage nicht mehr zur Verhandlung im Reichstage und der große Führer der Centrumspartei ist inzwischen entschlafen. Nun aber hat Graf Ballestrem auf dem deutschen Katholikentage in Danzig (September 1891) den bezüglichen Gesetzentwurf als das Vermächtniß Windthorsts und sich selbst als den Testamentsvollstrecker bezeichnet.

Der Antrag den Jesuiten-Orden in Deutschland wieder zuzulassen, ist also wiederum auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion gestellt.

Von allen Seiten wurde und wird noch das Material zur Beurtheilung für und wider zusammengetragen. Im Deutschen Reichstage sind fortwährend so überaus zahlreiche Gesuche für und gegen die Aufhebung

Digitized by Google

des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 eingegangen wie in keiner andern Sache, und im ganzen Reiche war und ist noch eine so lebhafte Agitation im Gange wie in dem ersten „Kulturkampf"-Jahre. Auch bei uns, im größtentheils protestantischen Königreiche Sachsen, wo die Evangelischen doch durch den § 56 der Verfassungsurkunde (wonach Jesuiten oder irgend ein anderer geistlicher Orden nicht im Lande aufgenommen werden dürfen) genügend „geschützt" sind und wo sie deshalb die Frage der Wiederzulassung der Jesuiten im Deutschen Reiche eigentlich gar nichts angeht, sind Petitionen contra Jesuitas zur Unterzeichnung öffentlich ausgelegt worden,*) die freilich meist, wie z. B. in Leipzig, nur recht schwache Betheiligung gefunden haben.

Allem Anschein nach wird die „Jesuitenfrage" wieder den interessantesten Gegenstand der Verhandlungen im Reichstage bilden, gleichviel ob sie in dieser oder jener Session zur Erledigung kommt. Jedenfalls dürften die folgenden Worte eines kühl denkenden Pro-

---

*) Gerade in Sachsen ist das besonders thöricht: vergl. was das in Dresden erscheinende „Katholische Kirchenblatt für Sachsen" schreibt: „Unser Hochwürdigster Bischof, der Apostolische Vicar Herr Ludwig Wahl, nahm am Schlusse seiner, Sonntag, den 18. Januar 1891, am Feste des heiligsten Namens Jesu in der Hofkirche gehaltenen Predigt Gelegenheit des überaus segensreichen Wirkens der Väter der Gesellschaft Jesu ehrend zu gedenken, welches dieselben im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts in Sachsen entwickelt haben, und dessen Spuren noch vielfach, und nicht zum Mindesten in der tiefwurzelnden Frömmigkeit unsers Königshauses, deutlich erkennbar seien, indem er bemerkte, daß wer, wie er, die von den in Sachsen thätig gewesenen Jesuiten während ihrer hierländischen Wirksamkeit sorgfältig geführten Tagebücher einzusehen Gelegenheit gehabt habe, es unbegreiflich finden müsse, wie gerade in Sachsen, wo die Jesuiten so lange gewirkt haben, ohne daß von ihnen je eine Störung des confessionellen Friedens hervorgerufen worden sei, mit den gegen die Gesellschaft Jesu verbreiteten Verleumdungen und Vorurtheilen ein so großes Wesen habe getrieben werden können."

P. Bernhard Duhr, S. J., wird in einem der nächsten Hefte seiner trefflichen „Jesuitenfabeln" (Freiburg, Herder) das gute Wirken der Gesellschaft Jesu in Sachsen eingehend und sachlich nach den Quellen behandeln. Die „Jesuitenfabeln" sind ein „Nachschlagebuch zur Lehr und Wehr" besonders für diejenigen, welche Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit auch im Kampfe mit einem vielgeschmähten Gegner für das schönste Kleinod des ehrlichen Mannes halten.

Digitized by Google

testanten, welcher nicht blindlings der großen Heerde nachzulaufen und nicht in das allgemeine Horn fanatischen Jesuitenhasses zu stoßen gewohnt ist, bei den Katholiken sowohl wie bei allen verständigen Evangelischen Gehör und Zustimmung finden.

Im Anhang dieser Schrift habe ich noch einer andern protestantischen Stimme, welche in neuester Zeit ebenfalls für die Wiederzulassung des Ordens sich ausgesprochen, Raum gegeben, nämlich dem Führer der deutsch-socialen Partei, dem Reichstagsabgeordneten Liebermann v. Sonnenberg.

Leipzig, im Herbst 1891.

Dr. Max Oberbreyer.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Denkenden Protestanten muß nachgerade der höhere Blödsinn, der epidemisch geworden ist und sich mit fanatischem Haß gegen die Jesuiten kehrt, zum Ekel werden". Württemb. „Ipf."

Eine mächtige Bewegung bezüglich der Jesuitenfrage durchfluthet unser Volk. Man wird jetzt unwillkürlich fast 20 Jahre zurückversetzt, nämlich aus dem Jahre 1891 wieder in den Mai 1872, wo unter dem längst entlassenen und jetzt gänzlich vergessenen Cultusminister Falk (jüdischen Stammes!) in Preußen der unselige, so kläglich im Sande verlaufene[1]) „Culturkampf" (wie canis a non canendo!) inscenirt wurde. Wie damals massenhafte Petitionen für und wider ein allgemeines Verbot des Jesuiten-Ordens in Deutschland im Reichstage einliefen, so erschienen und erscheinen auch jetzt, wo es sich um die endliche Aufhebung dieses unnatürlichen Ausnahmegesetzes handelt, überaus zahlreiche Eingaben pro et contra und zwar letztere zum großen Theil aus Städten und Provinzen, worin noch nie ein einziger Jesuit sich hat sehen lassen dürfen und erblickt worden ist! Hier hat also nicht die Ueberzeugung, sondern hier hat die blasse Furcht, die leidige Angst vor den Jesuiten die Feder geführt. Angeblasen wird diese Angst zumeist von dem „Evangelischen Bunde," jener Vereinigung, welche schon seit 1887 in gehässiger Weise confessionelle Gegensätze zu schüren bestrebt ist.[2]) Wir haben

---

[1]) Selbst des allmächtigen Fürsten Bismarck Kühnheit und Rücksichtslosigkeit brach zusammen vor dem obersten Pontifex in Rom. Der gewaltige deutsche Kanzler mußte des Papstes Hilfe anrufen sowohl nach Innen, um die Opposition des deutschen Centrums einzudämmen, als nach Außen, um (1885) den Frieden zu erhalten zwischen Deutschland und Spanien. Nach diesem seinem Schiedsrichteramt (arbiter mundi) verlieh Leo XIII. dem Fürsten Bismarck den Christusorden in Brillanten.

[2]) Der „Bund" treibt den „Kampf gegen Rom" systematisch durch seine Broschüren und durch die Herausgabe der den Zeitungen gratis überlassenen „Kirchlichen Korrespondenz"; er „bangt" um die „bedrohte evangelische Kirche und die gefährdeten Errungenschaften der Reformation." Vergl. die Schrift, welche Sebastian Brunner in Wien unter dem Titel „Eine Pechfackel zur Beleuchtung einiger Prachtexemplare aus dem Evangelischen Schnüffelbunde" hat erscheinen lassen. — In welcher „zarten" und rücksichtsvollen Weise der ehrenwerthe „Ev. Bund zur Wahrung der deutsch-

Digitized by Google

auf dieser Seite keinen ungekünstelten und naturwüchsigen Widerspruch der großen protestantischen Menge, sondern lediglich Kundgebungen, die nur auf einer künstlich gemachten Drahtzieherei beruhen, von berufsmäßigen Agitatoren überall nach derselben Schablone in Scene gesetzt werden und in den breiten evangelischen Volkskreisen nur sehr mäßigen Nachhall finden.

Woher nur diese Angst und dieser Haß der evangelischen Auguren gegen ihre katholischen Genossen? Nichts weiter als Concurrenzneid! Die „protestantischen Jesuiten", d. h. die so bezeichnete starr orthodoxe Richtung der protestantischen Kirche, fürchten die viel gewandteren[1]) katholischen Jesuiten. Sie zittern um die immer mehr und mehr zerfallende und abbröckelnde[2])

protestantischen Interessen" vorgeht, zeigt u. A. auch, daß der Präsident des deutschen Reichstags im Mai 1891 die Zumuthung, eine von dem Ev. Bunde an den Reichstag gerichtete Petition um Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes unter die Mitglieder des Reichstags zu vertheilen, abgelehnt hat, weil „gewisse Ausdrücke die katholischen Mitglieder des Reichstags schwer hätten verletzen müssen"! . . . „Eine derbe, aber wohlverdiente Lection für den Ev. Bund!" schrieb die „Eichsfeldia".

[1]) Der katholische Geistliche ist ja überhaupt sehr oft ein viel toleranterer Mann und angenehmerer Gesellschafter als der protestantische. Hat doch der einfache Cölibatär auch nicht die Familiensorgen des meist mit reichem Kindersegen bedachten evangelischen Pastors!

[2]) Vergl. des Herrn Oberstlieutenant a. D. von Egidy Schrift: „Ernste Gedanken" (Leipzig, 1890) und die sich anschließende große polemische Literatur! — In seinem jüngst erschienenen Buche „3 Monate als Fabrikarbeiter" (Leipzig, 1891) schreibt der „Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin" Paul Göhre S. 184 Folgendes: „Der Kirchenbesuch von Leuten aus der Fabrik war minimal. Der echte Socialdemokrat ging selbstverständlich niemals in eine Kirche; aber formell aus ihr ausgetreten waren doch auch wieder nur wenige. Ein Monteur, der über Luther sehr absprechend geurtheilt hatte, war der einzige. Er machte sich mir gegenüber über die Schwächlichkeit und die Kraftlosigkeit der (evangelischen) Kirchengemeinden lustig. Die wären so ohne Leben, daß der Pfaffe dem, der öffentlich austräte, noch wegen seiner Ueberzeugungstreue ein Kompliment machte! Die andern, die drin blieben, hätten überhaupt gar keine Ueberzeugung mehr und wären die Gleichgiltigkeit selbst. — Hatte er da wirklich so unrecht? Zeugt nicht das wieder für das was uns fehlt, was wir haben müssen: lebendige, kraftvolle (evangelische) Gemeinden?" . . . . Das den Evangelischen sehr geneigte nationalliberale „Leipzg. Tageblatt" schreibt (8. September 1891): „Wenn wir mit vorurtheilsfreien Blicken einmal auf die Verfassung der katholischen Kirche und besonders auf ihre Organe blicken, so müssen wir unumwunden zugestehen, daß mehr als in protestantischen Gegenden in katholischen

Digitized by Google

evangelische Kirche und glauben, daß mit der officiellen Wiedereinführung des Jesuiten-Ordens ihre schon so sehr wankende Macht noch weiteren Schaden erleiden würde.[1]) Schrieb doch jüngst ein

---

das Volk mit seiner Kirche verbunden ist, daß es einen größeren kirchlichen Eifer zeigt. Das gilt insbesondere auch von den Männern. Wir finden auch, daß der Pfarrer in Stadt und Land mehr persönlich zur Geltung kommt, daß er den Mittelpunkt eines größeren gesellschaftlichen Lebens bildet und so auch im freien persönlichen Verkehr mehr auf die Glieder der Kirche einwirkt, als der protestantische Geistliche". — In einem Rundschreiben des deutschen Protestanten-Vereins vom August 1891 heißt es: „Unsere evangelische Kirche aber wird sich von dem Vorwurfe nicht zu reinigen vermögen, daß die Abwendung Vieler von der Theilnahme am kirchlichen Leben nur die Folge einer berechtigten Mißstimmung über die in ihr herrschenden Zustände ist." Ja, wer trägt denn die Schuld daran? Nicht zum wenigsten doch die „liberalen" Herren vom Protestanten-Vereine! Wie ganz anders steht heute die in sich gefestete und geschlossene katholische Kirche der zerfallenden und sich allmählich auflösenden evangelischen gegenüber! Die Katholiken zeigen eben, welche weltüberwindende Kraft im festen Glauben liegt und es ist ganz natürlich, daß die „Protestanten-Vereins-Correspondenz" über die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier (September 1891) staunend schreiben muß: „Das Trierer Schaustück verläuft glänzend. Die Pilger kommen in Massen, und wenn die Zugkraft des hl. Rockes anhält, wird die Zahl der Wallfahrer eine Million übersteigen. Das ist ein Heer von einer Million, welches sich blindlings von der Geistlichkeit nach Trier leiten läßt! Man bedenke nur, was das besagen will! In unserem protestantischen Reich, in einem Lande, in welchem die mächtigsten Faktoren der Aufklärung wirksam sind: die allgemeine Schulpflicht, die militärische Erziehung, die Freizügigkeit der Massen, zu einer Zeit, wo die kirchliche Autorität auch in katholischen Gegenden durch die socialistische Propaganda stark erschüttert ist, wo außerdem das Volk an wirthschaftlichen Calamitäten schwer leidet, findet sich eine Million deutscher Bürger, welche hinter den flatternden Kirchenfahnen nach Trier pilgert, weil der Kaplan dazu aufgefordert hat." — Beim Schluß der Ausstellung des heiligen Rockes am 3. October 1891 betrug die Gesammtzahl der Pilger 1925130 gegen 1300000 im Jahre 1844! also fast zwei Millionen. Bei der Schlußmesse war amtirender Priester der bekannte Pfarrer Kneipp aus Wörishofen. Den Dienst leistete der bekanntlich zur katholischen Kirche übergetretene Herzog Paul von Mecklenburg und als Zuhörer waren anwesend die Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich mit ihren Töchtern und die Herzogin von Mecklenburg mit ihrer Schwester, sowie der Prinz von Arenberg.

[1]) Noch zuletzt gab einer der wüthendsten und verbissensten Jesuitengegner, Prof. der Theologie Fricke in Leipzig, wiederum fälschlich die Vernichtung des Protestantismus als Ziel des Ordens an und fügte hinzu: „Ein Zurückrufen dieser Jesuiten wäre für uns Selbstmord; es wird doch Niemand sich selbst Gift einflößen wollen!" . . .

Digitized by Google

Gustav-Adolf-Blatt kleinmüthig genug: „In weiten Kreisen unserer Kirche herrscht eine große Furcht und Kleinglaube, als werde die evangelische Kirche von der römischen, anlangend die Zahl der Zugehörigen, weit überflügelt und als werde das Ende nach etlichen Menschenaltern doch nur sein, daß Deutschland und bald danach die ganze Welt wieder katholisch sei!“ . . . Auch Pfarrer Scheuffler in Lawalde, einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Sache des Gustav-Adolf-Vereins, muß in einer Schrift constatiren: „Es ist zweifellos, daß der Katholicismus gerade auch in Sachsen im Vorrücken begriffen ist.[1]) In kirchlichen Kreisen folgt man dieser Thatsache schon seit Jahren mit Aufmerksamkeit“ . . . Hinc illae lacrymae! Daher die Furcht vor den thätigsten „Arbeitern im Weinberge des Herrn“, den katholischen Jesuiten!

Die Jesuiten waren eben stets die geschicktesten Gegner der Lutherischen Reformation[2]) und diese aufrecht zu erhalten, waren die Protestanten natürlich bemüht. Daher die Wuth gegen so gewandte Feinde in fast allen von Protestanten geschriebenen historischen und theo-

---

[1]) In Leipzig z. B. ist die Zahl der Katholiken schnell auf 13000 gestiegen und hat den Neubau einer zweiten katholischen Kirche und Schule nothwendig gemacht. Die gesammte Bevölkerung Leipzigs hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten mehr als verdoppelt. Nicht ganz gleichen Schritt hiermit hat die Zunahme der Lutheraner gehalten; daher hat denn auch ihr Verhältniß zur Gesammtbevölkerung um nahezu ein Procent abgenommen. Die Reformirten sind sogar verhältnißmäßig noch mehr zurückgeblieben und dürfte deren Zunahme kaum dem Geburtenüberschuß entsprechen. Ganz anders liegen die Verhältnisse aber bei den Katholiken. Diese haben durch starke Einwanderung derart profitirt, daß sie jetzt mehr Bekenner in Leipzig zählen als Reformirte, Israeliten, Apostolische u. s. w. zusammen. Namentlich in den Vororten haben sich die Katholiken stark vermehrt und sich seit 1871 nahezu verneunfacht.

[2]) Der Jesuitenorden ist aber, das muß immer wieder betont werden, von Ignatius von Loyola nicht zur Ausrottung des Protestantismus gegründet worden! Aber bedauerlicher Weise sprechen protestantische Männer, die auf ernste Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, durchaus unhaltbare Sätze gerade in Bezug auf die Gründung des Jesuitenordens aus. So z. B. L. Ritter in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation,“ Stuttgart 1889, 1, S. 184 ff. Und doch kann man aus den Quellen das Gegentheil ersehen! Die genaue Prüfung ihrer Quellen verlangen die Jesuiten aber mit Recht von jedem, der über sie schreiben will, im Namen der Wissenschaft, die auf Wahrheit gegründet sein muß und die ohne Wahrheit aufhört Wissen zu sein!

Digitized by Google

logischen Büchern, und wo immer jener Haß gegen die Jesuiten, wie er seit zwei Jahrhunderten sich in allen Schriften gegen dieselben geltend machen konnte, seinen Einfluß ausübte; wo der Eifer der in der Mehrheit befindlichen Protestanten die Einwirkung der Jesuiten, welche selbstredend den Katholicismus gegen den Protestantismus immer zur Geltung zu bringen suchten, fürchtete, da hat man sie — ausgewiesen! Die Ausweisung der Jesuiten ist immer nur erfolgt von den tyrannischsten und despotischsten Regierungen, wie in Portugal, Spanien, Frankreich, oder von protestantischen Mehrheiten, erfüllt von Haß gegen die Jesuiten als Vertreter des Katholicismus, wie in der Schweiz und in Deutschland.

Unsere protestantischen Orthodoxen vereinigen sich im Haß gegen die Societät mit den culturkämpferischen nationalliberalen Logenbrüdern und meist auch mit dem internationalen Judenthum, welches fortschrittlich-liberal ist.[1]) Wer denkt dabei wohl nicht an die Worte Heinrich Heine's, des geistvollen Spötters, der im ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" (Hamburg, 1834, S. 108) folgende zutreffende Sätze schreibt: „Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden; man hat jedoch nie Eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem Namen Loyola immer in Wuth gerathen, wie Ochsen, denen man einen rothen Lappen vorhält!" .... Es ist in der That eine ganz auffällige Erscheinung, daß alle großen wirklich begabten Geister, bis auf Heinrich Heine und Humboldt herab, niemals eine Sorge gehabt haben in Beziehung auf die Jesuiten, daß aber der ganze Troß der mittelmäßigen Geister in der Regel sie anficht.[2]) Woher kommt das? Es erklärt sich aus der gewöhnlichen Erscheinung, daß man gescheidteren Menschen nicht traut, weil man nicht fähig ist, sie zu begreifen. Die großen Männer haben die Jesuiten geschützt, die kleinen haben sie vertrieben! Es ist nicht möglich hier die ganze

[1]) Im Hinblick namentlich auf dieses gilt die Wahrheit des Wortes des ausgezeigneten Bischofs Laurent von Luxemburg vom Jahre 1840: „Wo Abneigung gegen die Jesuiten ist, da ist Wurmstich!" ...

[2]) Schri ben doch schon vor 1840 die Münchner Historisch-politischen Blätter mit bajuvarischer Derbheit: „Alle Angriffe gegen die Jesuiten zeugen nicht allein von einer gemeinen Bosheit, sondern auch von einer schafsmäßigen Stupidität; nur Schwachköpfe können sich vor den Jesuiten fürchten!"

Digitized by Google

Liste der hervorragenden Männer der letzten Jahrhunderte aufzustellen, welche diesen Orden gerühmt haben.[1]) Verweisen wir zunächst nur auf Friedrich den Großen. Es gibt keine bessere Autorität als Preußens größten Monarchen, denn er ist ja Philosoph gewesen, er gehörte sicher nicht dem Katholizismus, auch nicht dem Krypto-Katholizismus oder irgend welcher gläubigen Richtung an. Er war auch kein „Jesuit im Frack" oder in einem andern Kleidungsstück. Zudem stand er in der engsten Beziehung zu dem Hauptfeinde des Jesuitenordens, nämlich zu Voltaire, der das „große" Wort gesprochen: „écrasez l'infame", womit er die Vernichtung des Christenthums meinte! Trotz alledem ist Friedrich der Große der entschiedenste Vertheidiger des Ordens und seiner Mitglieder gewesen. Er hat denselben bis an sein Lebensende in seinen Staaten beibehalten und hat in seinen Briefen gesagt, die Jesuiten seien die besten Lehrer und er werde sich hüten sie aus dem Lande zu jagen oder außer Wirksamkeit zu setzen. In dem Briefe des großen Königs an d'Alembert vom 28. Juli 1774 heißt es: „Ich tolerire und beschütze die Jesuiten, denn sie haben bei uns nichts anderes gethan, als in ihren Kollegien die schönen Wissenschaften zu lehren und zu pflegen. Warum sollte ich nun eine Gesellschaft von wohlunterrichteten Männern verfolgen, weil man einigen Individuen von ihnen 200 Meilen von hier Verbrechen vorwirft? Die Gesetze wollen die Bestrafung der Schuldigen, aber verwerfen jene heftige und blinde Erbitterung, die in ihrem Rachedurst zwischen Verbrechern und Unschuldigen keinen Unterschied macht." — Die Schlußbemerkung des großen Fritz ist auch noch für unser Jahrhundert ganz zutreffend! Preußens weiser Herrscher hat die Jesuiten also beibehalten und hat ausdrücklich hinzugesetzt, daß ihre Austreibung stets nur das Werk des Hasses, der Intrigue, der Kabale und der Habsucht gewesen ist!

[1]) Den Protestanten gilt der Jesuit sonst leider nicht selten als der Inbegriff aller Schlechtigkeit. Das war schon zu den Zeiten des Martin Chemnitz († 1586) und ist auch heute noch oft der Fall. In einem bei Pustet in Regensburg 1872 erschienenen Schriftchen: „Der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse" sind dagegen Stimmen von Protestanten mitgetheilt, welche dem Orden günstig gesinnt sind. Aehnliche Stimmen findet man in der Broschüre: „Die Jesuiten nach unparteiischen Zeugnissen" (3. Auflage, Berlin, Germaniaverlag; kath. Flugschr. Nr. 12) und in der trefflichen Schrift des Grafen von Hoensbroech, S. J. „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?" (Freiburg, Herder, 1891.)

Digitized by Google

Ferner sei aus Deutschland nur an Goethe, Wieland, Herder, an Leibniz und Lessing erinnert,[1]) aus Frankreich an Rousseau und Montesquieu und aus England an den großen Kanzler Franz Bacon und an den berühmten protestantischen Historiker Macaulay. Der letztere namentlich hat mit einem wahren Dithyrambus des Lobes die ganze Wirksamkeit des Jesuitenordens gefeiert. Er hat gesucht nach Vergleichen in der Geschichte, die einem so großartigen, in allen Werken des Könnens, Wissens und Leistens, der Aufopferung und Hingebung ausgezeichneten Vereine an die Seite gestellt werden könnten, und er hat mit der Meinung geschlossen, man könnte dabei etwa nur an den Amphiktyonen-Bund der Griechen denken! — Mußte doch selbst der zuvor erwähnte Voltaire, der grimme Feind alles christlichen Wesens, an seinen Freund d'Alembert schreiben: „Ich habe die glücklichsten und besten Jahre meines Lebens in der Schule der Jesuiten zugebracht und habe dort nichts empfangen als gute Lehren und gute Beispiele!"

Hören wir einige Stimmen neuerer Protestanten über den bestgehaßten Orden. Der unter dem Pseudonym „Christian Mensch" schreibende Professor Kern in Göttingen läßt sich so vernehmen (Mainz, 1824): „Unter den Nichtkatholiken, namentlich unter den Protestanten, haben sich von jeher die größten Köpfe oder die edelsten Herzen den Katholiken oder den Jesuiten günstig erklärt, sobald sie nur mit dem Wesen derselben gehörig vertraut geworden und nur kein anderes näheres Privat-Interesse sie von dieser ihrer Gesinnungsäußerung zurückhielt: zum Beispiel Friedrich der Große, Katharina die Große, Napoleon der Große, ferner Franz Bacon, Hugo Grotius, Peter Bayle, Leibniz, Lessing, Herder, Joh. von Müller, Spittler, Plank, Beckedorff. Wie geht dies zu? Umgekehrt aber gerade die engsten Köpfe, oder die unedelsten Herzen, die finstersten Parteilinge unter uns Protestanten ziehen immer am wüthendsten auf die Katholiken und die Jesuiten los .... Wenn eine Räuberbande einen einzelnen Meierhof überfällt, so ist ihre erste Operation in Plan und Ausführung die Beseitigung der Hunde. Und wenn der Weltgeist die Ausrottung des (abendländischen) Christenthums beschlossen hat, so ist seine erste Operation die Beseitigung

[1]) Die günstigen Aussprüche unserer Klassiker über die Jesuiten findet man mit Quellenangabe in Nr. 12 der „Flugschriften zur Wehr und Lehr," Berlin, Germaniaverlag.

Digitized by Google

des Jesuitenordens. Zuerst die Jesuiten, dann Jesus . . ."

Und der berühmte Historiker Johannes von Müller, ebenfalls ein Protestant, sagt in seiner allgemeinen Weltgeschichte von den Jesuiten:

„Der Plan des Jesuitenordens war einfach, bedeutungsvoll, unschuldig. Diese Gesellschaft verdient den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden; sie gab ihren Mitgliedern eine außerordentliche Thätigkeit und so genauen Gehorsam, daß der ganze Orden einem gesunden, von einer festen Seele regierten Körper glich. Seit Pythagoras ist in der Geschichte kein Institut, das zugleich wilden und halb und sehr verfeinerten Völkern mit so großem Erfolge Gesetze gegeben hätte. Sie waren in der That allen Alles."

An anderer Stelle sagt er: „Weisen Männern ward bei Aufhebung des Ordens bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autorität gefallen war."

Dr. Friedrich Paulsen, Professor der Berliner Universität, schreibt in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten" (Leipzig 1885, S. 282 ff.): „Ich glaube, daß es nie eine Gesellschaft von Menschen gegeben hat, welche in der Bändigung der eigenen natürlichen Triebe, in der Zurückdrängung der individuellen Begierden durchgängig es weiter gebracht hat, als die Jesuiten. Es ist in der Thätigkeit des Ordens etwas von der stillen, aber unaufhaltsamen Wirkungsweise der Naturkräfte: ohne Leidenschaft und Kriegslärm, ohne Aufregung und Ueberstürzung dringt er Schritt für Schritt vor, fast ohne jemals einen zurückzuthun. Sicherheit und Ueberlegenheit charakterisiren jede seiner Bewegungen. Freilich sind das nicht Eigenschaften, die liebenswürdig machen, liebenswürdig ist niemand, der ohne menschliche Schwäche ist. Vollkommene Leidenschaftslosigkeit hat eher etwas Furchtbares und Unheimliches. Woher kam dem Orden diese Kraft? Ich glaube sie kann zuletzt überall aus einer großen Idee kommen, nicht aus niedriger selbstischer Begierde; letztere löst auf, jene allein kann dauernd verbinden. Die Idee, welche die Glieder des Ordens durchdrang, war die: daß der Orden das auserwählte Rüstzeug zur Rettung der Kirche Gottes sei. Seine Glieder stellten sich dem Regierer der Kirche als ritterliche Vorkämpfer, wenn es Gottes Wille sei, als erste Opfer in dem großen Kampf mit der heidnischen und häretischen Welt unbedingt zur Verfügung. — Dauernde Wirksamkeit auf Erden erlangt eine Idee nicht ohne

Digitized by Google

Incorporisation in einer äußeren Ordnung. Die Ordnung des Jesuitenordens, von der Gesammtverfassung bis zum kleinsten Stück der Disciplin herab, ist von einer bewunderungswürdigen Angemessenheit zu ihrem Zweck. Größte Kraft des Einzelnen und sicherste Einfügung in den Organismus des Ganzen, spontane Thätigkeit und willige vollständige Unterordnung, diese schwer zu vereinigenden Gegensätze scheint die Gesellschaft in einem Maße erreicht zu haben, wie vielleicht niemals eine andere Corporation. Endlich ist noch Eines hinzuzufügen. Der Orden verstand das Wort Bacons: natura non vincitur nisi parendo. Wer die Welt unterwerfen will, muß sich versehen mit dem, was in der Welt wirkt. Mochte früher Einfalt des Herzens und asketische Frömmigkeit Macht über die Gemüther verliehen haben, in der Gegenwart reichen diese Dinge nicht aus. In der modernen Welt hat bisher nur eines auf die Dauer das Uebergewicht gegeben: überlegene Bildung. Durch die Wissenschaft hatte der Protestantismus sich durchgesetzt. So lange die Culturtendenz und der Rationalismus herrschend bleiben, wird es nicht anders sein. Die Jesuiten waren hierüber von Anfang an klar. Sie besaßen zugleich weltmännische Bildung und fachmännische Gelehrsamkeit. So waren sie ausgerüstet, die Welt durch die Welt zu überwinden."

Bei der Anführung dieser neuesten günstigen protestantischen Aeußerungen über die Gesellschaft Jesu gedenke ich unwillkürlich der Worte des alten Protestanten Christoph von Murr. Derselbe hatte 1773 „Briefe eines Protestanten über die Aufhebung des Jesuitenordens" edirt, nachdem er zuvor Jahre lang die Einrichtungen der Gesellschaft mit einer staunenswerthen Gründlichkeit studirt hatte. Murr schrieb in der Vorrede: „Wenn mir auch als einem Protestanten die Aufhebung des größten und wichtigsten Ordens, den die Welt je aufzuweisen hatte, und desgleichen sie niemals mehr haben wird, gleichgiltig wäre, so kann es mir doch Niemand wehren, als Mensch ihn zu bedauern", und am Ende seines Werkes heißt es: „Ich schrieb diese Briefe nicht deswegen, um ein bischen Gelehrsamkeit zu zeigen, nein, ich schrieb nach meiner Ueberzeugung, nach freier Willkür, als ein Protestant, ohne von dem Orden oder von einzelnen Gliedern desselben jemals den geringsten Nutzen, den geringsten Beitrag, weder schriftlich noch mündlich empfangen zu haben oder den mindesten Dank für meine freiwillige Vertheidigung des ganzen Instituts des Jesuitenordens zu verlangen."

Digitized by Google

Auch noch eine ganz moderne, allgemein beliebte und hochgeschätzte Wochenschrift, deren Berliner Verleger und Herausgeber Protestanten sind, wollen wir über die Jesuiten hören. In „Schorer's Familienblatt“ (1887, Nr. 18) findet sich ein sehr hübscher Artikel: „Die Verfehmten“, in dem es heißt: „Die öffentliche Meinung macht sich ein schauerliches Zerrbild von den Jesuiten und ihren Anstalten. Man darf ihr aber daraus keinen Vorwurf machen, denn die Geschichtsbücher, aus denen die moderne Welt ihre Kenntniß über die Gesellschaft Jesu schöpft, haben sie so und nicht anders geschildert. Aber alles was die Geschichtschreiber und Romandichter von der berechnenden Schlauheit, mephistophelischen Künsten und Verbrechen ähnlichen Thaten der Jesuiten erzählen, sind häßliche Lügen und Seifenblasen kranker Phantasie oder böser Herzen. Der Jesuitenorden ist der Normalorden, der niemals einer Reform bedarf. Seine machtvolle Stellung und seine Erfolge sind die Frucht der wundersamen Organisation der Gesellschaft, die sich als das beste Institut offenbart, das jemals von klugen Menschen geschaffen wurde. In unsern Tagen, wo die Jesuiten wieder den Eintritt in das Deutsche Reich begehren, ist es zeitgemäß und gut ein wahres Bild von ihnen zu entrollen.“

Vergessen wir schließlich nicht, wie zwei der höchststehenden und größten protestantischen Männer der Gegenwart über die Jesuiten urtheilen. Der erste große Kanzler des Deutschen Reiches Fürst von Bismarck, der, nachdem er von dem aussichtslosen Kampfe gegen die römische Hierarchie (in welchen er von mehr als einer Seite gewissermaßen wider seinen Willen hinein getrieben wurde) endlich zurückgekommen war, sprach in der Reichstags-Sitzung vom 28. November 1885 (betreffend die Missionsthätigkeit der Jesuiten in den deutschen Schutzgebieten in Afrika) die folgenden Worte: „Der Orden ist geschickter, duldsamer, klüger als mancher andere. Die Jesuiten sind feine Beobachter — ich spreche mit Hochachtung von ihnen — sie sind eine Kraft, eine Gewalt, der man seine Anerkennung nicht versagen kann.“ Und unser jetziger Kaiser Wilhelm II., der ja überhaupt in vieler Hinsicht ein Friedrich II., aber ohne dessen Skepticismus, ist, soll, wie man hört, ganz die Ansichten seines großen Ahnen über die Gesellschaft Jesu theilen.

Wie zahlreich, wie gewaltig sind denn nun eigentlich die Jesuiten-Schaaren, vor welchen die vielen deutschen Protestanten angstvoll erbeben? — Bei dem Inkrafttreten des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872

Digitized by Google

wurden im Ganzen 45 Niederlassungen des Jesuitenordens und verwandter Congregationen aufgelöst und das Personal dieser Niederlassungen betrug im Ganzen — 300, darunter mindestens 100 Redemptoristen![1]) Ein Staat aber von 40 Millionen (hat schon der verstorbene berühmte Abgeordnete Dr. von Windthorst in der Reichstagssitzung vom 14. Juni 1872 gesagt), von einer Million Soldaten, von einer Legion Polizisten öffentlicher und geheimer Ordnung, der ist besorgt wegen der Thätigkeit von zweihundert Jesuiten, deren erste Aufgabe, als Vertreter der Autorität, es doch ist zu lehren: „Fürchtet Gott und ehrt den König!“ .... Deutschland, das „Centrum der Intelligenz“, hat so und so viele Volksschulen unter alleiniger Aufsicht des Staates, so und so viele Gymnasien und so und so viele Universitäten — und alle diese Gelehrsamkeit sollte nicht gewachsen sein der Gelehrsamkeit von 200 Männern, die nichts haben als das Evangelium und die Waffen des Geistes?! — Nun, dann müssen es wahrlich ganz besonders begabte Männer sein, und wir Alle hätten nur zu bedauern, daß wir auf protestantischen Staatsschulen und nicht bei den Jesuiten unterrichtet sind! — „Ich kann es nicht glauben“, so hat schon der Abgeordnete Reichensperger in der Sitzung vom 16. Mai 1872 den Reichstag angeredet, „daß Sie, meine Herren, im Monopolbesitze der deutschen Geisteskultur, Sie, im überwiegenden Besitze der Staatsmacht, der Geldmacht, der Presse, aller äußerlichen Mittel, die Macht und Einfluß gewähren, sich fürchten sollten vor den etwa zweihundert Jesuiten in Deutschland, die keine anderen Waffen als ihr Brevier und ihre Begeisterung für den Gekreuzigten haben!“ ...

[1]) Die Bayrische Staatsregierung hat von verschiedenen Seiten Gutachten über die Redemptoristen eingeholt, u. A. auch von dem bekannten Dr. v. Döllinger: alle gehen dahin, daß man sich 1872 geirrt, als man diese Ordensleute für „gefährlich“ hielt! Die Bayrische Regierung hat deshalb jüngst beim Bundesrathe die Rückberufung der Redemptoristen beantragt, der hoffentlich Folge gegeben wird. Natürlich hat der protestantische Hetzclub, d. h. der Ev. Bund, in seiner letzten Octoberversammlung eine Resolution gegen die Wiederzulassung auch dieses Ordens beschlossen! Uebrigens sind Redemptoristen und Jesuiten zu unterscheiden. Die Redemptoristen sind mehr für die unteren Stände bestimmt, die Jesuiten dagegen sind (so schreibt des protestantischen Paul Lindau „Nord und Süd“) „ohne Ausnahme wissenschaftlich gebildete, oft sehr gelehrte Herren, die sich aus der großen Gesellschaft recrutiren und von ihren Candidaten Geist, Talent und, wenn möglich, eine Mitgift fordern, sie sind stets feingesittete Leute, die Takt und Umgangsformen mit würdevollem Anstand zu eigen haben.“

Digitized by Google

Nun aber sind es jetzt nicht einmal mehr 200 Jesuiten, welche in Frage kommen. Nach angestellten Erhebungen, schreibt die demokratische Berliner „Volkszeitung", kommen für die Aufhebung des Jesuitengesetzes nicht mehr als 100 Priester (da die übrigen deutschen Jesuiten in den auswärtigen Missionen und dergleichen nicht abkommen können) in Betracht. Von diesen 100 sind, nach der „Kreuzzeitung", ein gutes Drittel Gelehrte und Schriftsteller, ein ferneres starkes Drittel Invaliden, Sieche und Altersschwache, kurz Dienstunfähige, der Rest sind etwa zwei Dutzend Priester, welche in der Seelsorge thätig sind. Dieser kleine Rest von zwei Dutzend Jesuiten könnte also eine „Agitation" entfalten, wenn das Gesetz aufgehoben würde. Denn die schriftstellerische Propaganda des ersten Drittels ist schon jetzt nicht gehemmt. Vor diesen zwei Dutzend Priestern fürchtet sich nun der „Evangelische Bund" und bot alle Protestanten Deutschlands zu einer beweglichen Bittschrift an den Reichstag auf, daß er „das große Unglück" von der evangelischen Kirche fern halten möge! . . . Wie überaus komisch wirkt das! . . . Du lieber, heiliger Luther, du „theurer Gottesmann", was für ein Gesicht würdest du machen, wenn du deiner Anhänger schlotternde Angst vor diesen zwei Dutzend Priestern sähest! . . . Du hast ja Papst und Kirche gegen dich gehabt und hast tausend Teufel nicht gescheut — Du warst eben des Glaubens, wenn dein Wort von Gott wäre, würde es bestehen; wenn nicht, würde es zu Grunde gehen . . . . Dieser Glaube scheint im „Evangelischen Bunde" aber nicht mehr lebendig zu sein! Der hält es mit der Polizei! . . . . .

In der That, die Petitionen der protestantischen Majorität gegen die Wiederzulassung der Gesellschaft Jesu entspringen dem Ungeiste byzantinisch-russischer Verfolgungssucht, und sind nur das Produkt eines durchaus unevangelischen kleinlichen Hasses und noch kleinlicherer Furcht. Die Politik der Furcht ist aber an und für sich nicht blos die unedelste, sondern auch die unglücklichste und schlechteste aller Arten der Politik, denn sie gibt dem Gefürchteten ja im Voraus die Gewißheit des künftigen Sieges in die Hand!

Der Jesuitenorden ist eine Institution der katholischen Kirche — hat doch sogar der jetzt regierende, weise und weitblickende große Friedenspapst Leo XIII., der staatsklügste Träger der Tiara seit Gregor VII., in dem Breve an die Gesellschaft Jesu vom 13. Juli 1886 die „erlauchte Gesellschaft Jesu" eine „Quelle und

Digitized by Google

Stütze der gesunden und echten Lehre" genannt — und bewegt sich innerhalb dieser Kirche, deren großartige Organisation und weltumspannende Macht[1]) man unbedingt bewundern muß, auf dem Grunde des katholischen Rechts. Ein Ausnahmegesetz gegen ihn ist ebenso wenig zulässig, wie das von Kaiser Wilhelm II. zerrissene Socialistengesetz. Gleiches Recht und Toleranz fordern wir für Alle! Aber Leuten, welche die Gottlosigkeit und den Aufruhr auf ihre Fahnen geschrieben haben, welche die heiligsten Rechte der Familie und des Staats bedrohen, hat man die Thore des deutschen Reiches geöffnet, die man für katholische Ordensleute verschlossen hält! Ich habe schon oft Aeußerungen der Entrüstung gehört von vielen verständigen, ehrlichen Protestanten über die Fortdauer eines solchen Zustandes, der in Wahrheit ein Unrecht darstellt, welches Hunderte deutscher Männer[2]) und Frauen betrifft

---

[1]) Die katholische Kirche ist unbestritten die größte friedliche Macht — „das Papstthum ist der Friede!" — auf Erden, und ihr Oberhaupt ist eine Autorität, der sich, was die Ausdehnung ihres Einflusses anbetrifft, nichts an die Seite stellen läßt. Der dreifach gekrönte Greis im Vatikan zu Rom steht an der Spitze einer Großmacht, die sich auch dort fühlbar macht, wo man nicht an sie glaubt, und desto mehr beunruhigt, je weniger man sie sieht. Diese Erscheinung ist so alt wie das Christenthum selbst, sie trat im Laufe des Mittelalters am glänzendsten zu Tage, sie machte alle Prophezeiungen der Aufklärungsperiode zu Schanden, und sie steht in der Gegenwart, wo die Päpste seit mehr als zwanzig Jahren der letzten Reste ihres Besitzes an Land und Leuten beraubt sind, so lebendig vor uns, wie jemals zuvor. Das Papstthum ist eine wirkliche Macht, und wer sich ernsthaft mit den großen politischen Angelegenheiten befaßt, muß diese Macht bei allen seinen Combinationen in Rechnung bringen.

[2]) In seiner sehr lesenswerthen Broschüre (Herder, Freiburg) „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?" schreibt Graf v. Hoensbroech, S. J.: „Das war die Gesinnung der beiden ersten Jesuiten, welche in Deutschland wirkten: für das Wohl Deutschlands zu beten, zu arbeiten, zu leben und zu sterben. Und diese Gesinnung ist in den deutschen Jesuiten geblieben. Sie sind hinausgejagt worden aus ihrem Heimatlande, aus dem Kreise langjähriger, liebgewonnener, segensreicher Thätigkeit. Der Verfolgungssturm hat sie verschlagen nach Holland, England, Nordamerika, Brasilien, Chili, Südafrika, Indien; sie haben leben müssen in oft drückenden und sehr ärmlichen äußeren Verhältnissen; sie waren vielfach zu Unthätigkeit oder doch nur halber Arbeit verurtheilt; aber all diese ungerecht über sie verhängten Leiden haben nicht vermocht, die Liebe und Hingebung für Deutschland zu ersticken, und mit vollster Ueberzeugung spreche ich es aus: Wie wir trotz Verfolgung und Anfeindung Jesuiten geblieben sind, so sind wir

Digitized by Google

und zugleich einen Makel wirft auf ebenso viele hochangesehene deutsche Familien, aus welchen diese Männer hervorgegangen sind. In der That, es muß jeden rechtlich denkenden Mann, gleichviel welcher Confession, empören, wenn er sieht, wie deutsche Priester, die deutsche Eltern gehabt und deutsche Sprache reden und von denen Mancher mehr Verdienste um Deutschland hat wie mancher ruhig zu Hause sitzende evangelische Theologieprofessor,[1]) nicht mit den Waffen des Geistes bekämpft, sondern aus schmählicher Furcht durch die brutale Maßregel eines in erregter Zeit mühsam zu Stande gebrachten Ausnahmegesetzes ihrem Vaterlande gewaltsam fern gehalten werden, und daß diesem ungerechten und höchst intoleranten Verfahren protestantische Geistliche und so viele „liberale" Leute eifrigst zustimmen, die doch sonst stets das Wort „Toleranz" im Munde führen und selbst gewaltig, ach, so sehr gewaltig schreien würden, wenn gegen sie einmal von dem allgemeinen Recht eine solche „Ausnahme" gemacht würde! — Die Gesellschaft Jesu selbst hat ihre Wiederzulassung in Deutschland nicht direct begehrt, aber die deutschen Katholiken, vertreten durch die Centrumspartei des Reichstages, sind es, welche ihre besten vor zwanzig Jahren mit Gewalt vertriebenen Priester zurück wünschen.[2]) Diese Petitionen sind durchaus berechtigt; komisch aber wirken die von protestantischer Seite gegen die Wieder-

---

auch trotz Ausweisung und Verbannung deutsche Jesuiten geblieben .... Wir Jesuiten haben ein göttliches, weil natürliches, Recht auf den Aufenthalt in Deutschland. Deutschland ist und bleibt unser Vaterland. Gott hat es uns als solches gegeben. Ohne auch nur den Schatten eines Grundes, nur gestützt auf allgemeine Redensarten und falsche Anschuldigungen, entgegen dem Willen von Millionen und Millionen deutscher Katholiken hat man uns hinausgetrieben und hält uns noch verbannt — gewiß, wir sind berechtigt zu fragen: Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurückkommen?"

[1]) Ich meine z. B. die Jesuitenfeinde Lipsius und Nippold in Jena, Beyschlag in Halle, Rietschel und Fricke in Leipzig. — Ein anderer Gegner und Mitglied des „Ev. Bundes", der schwäbische Pfarrer Eisele, hat einen furchtbaren Unsinn über die Jesuiten zusammengeschrieben: das ist ihm gründlich nachgewiesen in der Kathol. Flugschrift: „Die Moral der Jesuiten und ihrer Angreifer" (4. Aufl. S. 11 ff. Berlin, Germaniaverlag).

[2]) In Süddeutschland auch fordert die Presse laut und offen die Rückkehr der Jesuiten. So der „Allgäuer Volksfreund" und ihm nach das „Deutsche Volksblatt" in Stuttgart: „Wir wollen die Jesuiten, von deren herrlichen, segenbringenden Missionen uns unsere Väter schon so oft und viel erzählt haben, und denen man nichts anderes vorwerfen kann, als daß sie gescheidter sind, als manch' andere Leute."

Digitized by Google

zulassung des Ordens gerichteten, denn man hat hier nur Ursache zu lächeln über die kindische Angst von Leuten, welche niemals einen Jesuiten gesehen oder gehört haben und doch vor dem „schwarzen Mann" zittern und beben, den man ihnen in wohlberechneter Absicht so toll als nur denkbar an die Wand malt . . . .

Ueberdies hat die „Jesuitenfrage" gar nicht die praktische Bedeutung, welche ihr beigelegt wird: einzelne Jesuiten können jederzeit nach Deutschland kommen; eine officielle Rückkehr des Ordens aber würde Deutschland weder glücklich noch unglücklich machen.

Welches ist nun die Stellung der jetzigen Reichsregierung zur Frage des Jesuitengesetzes? Das Gesetz, wie es heute besteht, ist bekanntlich nicht im Reichstage von der Reichsregierung zuerst eingebracht, sondern vom Parlament beschlossen und von den verbündeten Regierungen genehmigt. Vergegenwärtigen wir uns in Kürze die Vorgänge bei dem Erlaß des Gesetzes. In seiner Frühjahrssession 1872 wurde der Reichstag mit einer wahren Sturmfluth von Petitionen gegen und für die Jesuiten überschwemmt. Auf Grund eingehender Berathungen der Petitionscommission beschloß der Reichstag in der Sitzung vom 23. Mai 1872 mit 205 gegen 84 Stimmen, den Reichskanzler aufzufordern, einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher die rechtliche Stellung der religiösen Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regelt, sowie die Thätigkeit derselben, namentlich der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stellt. Infolge dieser Aufforderung legte die Regierung einen Gesetzentwurf vor, welcher in einem einzigen Paragraphen besagte: Den Mitgliedern des Ordens der Gesellschaft Jesu oder einer verwandten Congregation kann, auch wenn sie das deutsche Indigenat besitzen, an jedem Orte des Bundesgebietes der Aufenthalt von der Landespolizeibehörde versagt werden. Der Reichstag nahm aber nach sehr ausgedehnten und heftigen Debatten den Gesetzentwurf in einer von nationalliberalen und freiconservativen Abgeordneten beantragten Fassung an, wonach der Orden der Gesellschaft Jesu und die verwandten Congregationen vom Gebiet des Deutschen Reichs ausgeschlossen sind, die Errichtung von Niederlassungen derselben untersagt, die bestehenden Niederlassungen aufzulösen sind. Das ganze Gesetz in dieser Fassung wurde mit 181 gegen 93 Stimmen angenommen. In der Minderheit befand sich das Centrum, die Polen, ein Theil der Fortschrittspartei und vereinzelte Mitglieder anderer Parteien (von den Nationalliberalen u. A. Lasker und Bam-

Digitized by Google

berger), in der Mehrheit die conservativen Parteien, die Nationalliberalen, eine Anzahl Fortschrittler.

Heute nun überlassen die verbündeten Regierungen die Entscheidung abermals dem Reichstage. Der regierende Kaiser sowohl wie der jetzige Reichskanzler persönlich sind der Ansicht, daß das ganze Gesetz keinen praktischen Werth hat, wollen aber, wie gesagt, dem Reichstage das Urtheil in der „Frage" überlassen.[1])

In der Behandlung dieser „Frage" muß überhaupt den Zeitverhältnissen Rechnung getragen werden. Wahr ist, daß gegen den Orden viele schwere Anklagen erhoben sind; wahr ist aber auch, daß dieser großartig organisirten Gesellschaft, welche Jahrhunderte lang eine geistige Macht war, mit der sich keine andere messen konnte, eine bedeutende Zahl von Männern angehörte, die Großes geleistet haben zur Hebung der Cultur und Förderung der Gelehrsamkeit. Müssen doch selbst die „Deutsch-Evangelischen Blätter" des enragirten Jesuitenfeindes Prof. Beyschlag in Halle schreiben (Märzheft 1891): „Die Specialfächer der Jesuiten erstrecken sich beinahe über das gesammte Gebiet menschlichen Wissens und es wäre ungerecht ihnen das Zugeständniß zu verweigern, daß eine große Anzahl derselben in ihren Specialfächern Hervorragendes geleistet hat." Katholische Fürsten haben die Jesuiten ausgewiesen; protestantische Fürsten haben sie offen beschützt. Von 1847 bis 1872 haben die Jesuiten unter ausdrücklicher staatlicher Anerkennung ohne Behelligung in Deutschland gearbeitet, und während dieser 25jährigen Wirksamkeit ist auch nicht ein einziges Vergehen, nicht eine einzige Gesetzesübertretung seitens auch nur eines einzigen Mitgliedes des Ordens vorgekommen! Hören wir aus dieser Zeit den Wortlaut eines amtlichen Zeugnisses einer preußischen protestantischen Behörde über die Wirksamkeit der Jesuiten.[2]) Hier ist es:

„Von Proselytenmacherei oder Erregung konfessionellen Unfriedens haben sich die Jesuiten vollkommen freigehalten.

[1]) Der in Rom erscheinende, gut unterrichtete „Giorno" hat erfahren, daß Kaiser Wilhelm II. sich zu einem hervorragenden Mitgliede des Centrums dahin geäußert habe, daß er selbst gegen die Rückkehr der Jesuiten zwar nichts einzuwenden habe, daß er jedoch nicht gesonnen sei, den betr. Beschlüssen des Reichstags und Bundesraths irgendwie vorzugreifen.

[2]) Amtlicher Sitzungsbericht des Preuß. Landtags vom 12. Febr. 1853. Referat des Abg. von Gerlach.

Digitized by Google

Von protestantischer Seite ist daher auch ihrer Wirksamkeit vielfache Anerkennung zu Theil geworden. Nur die Demokratie grollt, weil die Jesuiten überall als Sendboten des Grundsatzes der Autorität in kirchlichen wie in staatlichen Dingen auftreten und die socialistischen Trugbilder, mit welchen der Liberalismus auf die Selbstsucht der Massen speculirt, entlarven und schonungslos bekämpfen. Sie werden von den Anhängern des Liberalismus als bestochene Agenten der Regierung bezeichnet und mit Schmähschriften bedroht. Auch wissen die Landräthe übereinstimmend nicht genug zu rühmen, wie wohlthätig sich der praktische Erfolg der Missionen (von 1849—1872 wurden in Deutschland von den Jesuiten etwa 1600 Missionen abgehalten) gestaltet habe, nicht blos sichtbar hervortretend auf dem Gebiet äußerer Sittlichkeit und Loyalität, in Vermeidung des Schleichhandels, der Polizeivergehen, des Branntweintrinkens, der nächtlichen Tanzlustbarkeiten und dergleichen, sondern auch nach Innen in Erweckung des Geistes christlicher Zucht und Liebe zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, Herrschaft und Gesinde, und in den Verhältnissen des Hauses, der Familie und der Gemeinde."

In den großen Kriegen von 1866 und 1870 haben sich die Mitglieder der Gesellschaft Jesu ferner sehr verdient gemacht. In der Ordre Kaiser Wilhelms I. vom 21. Mai 1871 wurde ihnen der kaiserliche Dank ausgesprochen und sie wurden für würdig und fähig erklärt, die Kriegsdenkmünze zu tragen. Nach dem Friedensschlusse ritten 1871 Jesuiten, inmitten der Garderegimenter, mit dem eisernen Kreuz auf der Brust[1]) in Berlin ein und die Kriegsberichte wußten es nicht genug zu rühmen, wie wacker diese

[1]) In Centrumskreisen geht man, wie es in der Presse heißt, mit dem Gedanken um, bei der nächsten Vakanz eines Centrums-Mandats im Reichstage einen Jesuiten zu wählen. Man will auf diese Weise den gegen die Jesuiten bestehenden Vorurtheilen entgegentreten und den Jesuiten Gelegenheit geben, sich im Reichstage gegen die wider sie erhobenen Anklagen zu vertheidigen. Die „Deutsche Reichszeitung" will sogar gleich drei Jesuiten gewählt sehen und schlägt zu diesem Zwecke die Patres Aschenbrenner, Pesch und Freiherrn von Hammerstein vor. Das Blatt bemerkt dazu: „Es müßte sich in der That schön ausnehmen, so einen Jesuiten mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust in den Reichstag einziehen zu sehen, um die Sache der Jesuiten persönlich zu vertreten. Ein solcher Jesuit, wie z. B. P. Aschenbrenner, der

Digitized by Google

Männer auf dem Felde und im Lazareth jeder Gefahr getrotzt, um unsern braven Soldaten die Tröstung der Religion und die Linderung körperlichen Schmerzes zu bringen! — Ueber die hier angedeutete Thätigkeit der Jesuiten im Dienste der Kranken und Verwundeten im deutsch-französischen Kriege legt Zeugniß ab der „Generalbericht der Centralstelle der Johanniter-Malteser-Genossenschaft in Rheinland-Westfalen“: „Ohne die großartige Aufopferung der beiden Genossenschaften des Franciskaner-Ordens und der Gesellschaft Jesu, welche auf die Anfrage, wie viele Mitglieder disponibel seien, antworteten: „Eventuell die ganze Provinz“, wäre es unmöglich gewesen, dem Bedürfniß auch nur annähernd zu entsprechen. Die Studien wurden geschlossen und der ungewohnte Krankendienst geübt, auch selbst von Priestern, und zwar mit solchem Erfolge, daß es bald den Anschein gewann, als könnten auch sie keine andere Berufsthätigkeit. Opferwilligkeit und Gehorsam bewirkten, was bloße Uebung nicht erreicht haben würde.“ — Nun, bald steht uns wieder ein großer Krieg bevor und vielleicht sogar mit zwei mächtigen starkbewehrten Reichen zugleich: wollen wir uns durch kindische Vorurtheile und alberne Angst abhalten lassen diese ausgezeichneten Seelsorger und Pfleger in unserm Dienste zu verwenden? Nichts wäre doch thörichter! —

Wie damals also die Jesuiten im Staatsinteresse sehr gut zu brauchen waren, so, meinen Viele und Hochstehende, könnte man heute die gewandten geistlichen Herren wieder recht gut im staatlichen Interesse brauchen zum Kampfe gegen die Socialdemokratie. In einer Zeit, in der die rothe Internationale so mächtig ihr Haupt erhebt, müssen alle die Religion und die Autorität der Obrigkeit erhaltenden Mächte uns als Bundesgenossen willkommen sein. Confessionelle Meinungsverschiedenheiten können nur dann ausgefochten werden, wenn die Grundlage des Bestehenden nicht gefährdet ist, aber nicht zu einer Zeit, in welcher das Proletariat im Zuge ist, die Religion als ein entbehrliches und unnützes Möbel bei Seite zu werfen.[1]) Wir brauchen heute den confessionellen Frieden, um der

sich am 30. Oktober 1870 bei Le Bourget vor Paris das eiserne Kreuz 1. Klasse verdiente, wäre für alle Jesuitenfresser eine leibhaftige Anklage und für die katholischen Ordensleute die siegreichste Vertheidigung.“

[1]) In dem schon erwähnten etwas einseitigen, aber doch im Ganzen recht verdienstvollen Buche „3 Monate als Fabrikarbeiter“ schreibt der evangelische Theologe Paul Göhre S. 190: „Es ist in der That kein Aus-

Digitized by Google

Socialdemokratie gegenüber die volle Kraft von Staat und Kirche zur Geltung zu bringen.[1]) Die internationale Socialdemokratie ist aber der Todfeind gerade der Jesuiten,[2]) die man, wie es in Frankreich 1871 geschah, todt schießt, wenn die

weg übrig, wir müssen anerkennen, daß der materialistisch-socialdemokratische Einfluß nirgends so gründlich mit den überkommenen Anschauungen und Empfindungen der Arbeiter aufgeräumt hat, als auf dem religiösen Gebiete. Die alten Gebilde und Denkformen, in die der Glaube des Christenthums bisher gefaßt und geprägt war, sind in der Masse der großindustriellen Fabrikarbeiter für immer zerstört. Und mit den Gefäßen ist für viele von ihnen heute auch der Geist zerbrochen, der sie erfüllte, und der allein das Wesentliche, das Werthvolle, die Wahrheit ist. Nun wächst eine Welt ohne Gott da unten herauf, zieht ihre immer größeren Kreise, zwingt die noch Ringenden, Zagenden, Schwankenden, die im Grunde nichts wissen wollen von den öden Glaubenslehren der materialistischen Weltanschauung, immer von Neuem in ihren eisigen Bann. Von der eigenen (evangelischen!) Kirche ohne Hilfe, ohne Aufklärung, ohne Führung und Stärkung gelassen und von der Atmosphäre socialistischer Ideen unentrinnbar umgeben, sterben sie alle einen langsamen, oft qualvollen geistigen Tod" . . . . . .

[1]) Vgl. im Anhang die entsprechenden Worte Liebermann's von Sonnenberg. — Sehr richtig schreibt auch der von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetretene Fürst zu Isenburg-Birstein (in einer vor Kurzem erschienenen Broschüre: „Ist der Kulturkampf als beendet zu betrachten?" Verlag von Fösser in Frankfurt a. M.): „Die Rückkehr der Jesuiten ist wünschenswerth, besonders als die wirksamste Waffe gegen die sociale Revolution" und an anderer Stelle: „Nach meinem Dafürhalten wird es sich in nächster Zukunft nicht um einen Kampf zwischen den beiden christlichen Confessionen handeln, sondern um einen Kampf, den diese gemeinsam gegen den Unglauben und die mit ihm in Verbindung stehende sociale Revolution aufnehmen müssen". — In der That, wir Protestanten müssen uns mit Rom gegen den Unglauben verbünden denn es ist besser mit Rom, das die allgemeinen christlichen Grundartikel mit uns theilt, gegen den Unglauben, als (wie des „Kulturkampfes" trauriges Ende zeigte!) mit dem Unglauben gegen Rom zu streiten.

[2]) Vgl. der „Kathol. Flugschriften" (Berlin, Germaniaverlag) Nr. 8: „Socialdemokraten und Jesuiten" und Nr. 11: „Die Socialdemokratie, bei Licht besehen" von L. von Hammerstein, S. J.; auch Nr. 18 von demselben Autor. — Der Socialdemokrat Bebel erklärte in seiner Rede am 17. Juni 1872, daß er den Jesuiten „in der feindseligsten Weise gegenüberstehe" und Liebknecht erklärte am 11. Januar 1883 im deutschen Reichstag, daß sein und seiner Partei Bestreben dahin gehe, die Jesuiten auszurotten (Stenographischer Bericht, S 839). Es weiß eben die Socialdemokratie, was die Jesuiten wollen: christliches Leben und staatliche Ordnung, und deshalb „grollt die Specialdemokratie", wenn die Jesuiten zurückkommen.

Digitized by Google

Communisten am Ruder sind, denn in den Jesuiten eben glauben die Socialisten, gerade wie im vorigen Jahrhundert, noch immer das Haupt-Bollwerk der Autorität erkennen zu müssen.

Die Jesuiten haben von jeher mit Recht für die Stützen der legitimen Staatsgewalt gegolten. Die Gesellschaft Jesu wird durch die ihr wieder in die Hände gegebene Erziehung und Belehrung der Jugend, durch den ihr wieder eingeräumten Einfluß auf die Gewissen und Gemüther des Volkes vor allen Andern im Stande sein unsern Jünglingen und Männern wieder wahre Gottesfurcht, Achtung gegen die Religion und Ehrfurcht vor der von Gott eingesetzten Obrigkeit einzuflößen und so dem social-revolutionären Streben und Treiben, das Europa mit Unheil bedroht, die gehörigen Schranken zu setzen. Ich verweise auf den wichtigen Umstand, daß nicht lange nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) die französische Revolution mit allen ihren Gräueln und Verwüstungen in Kirche und Staat hereinbrach, weil mit dem berühmten Orden die stärkste Barriére und Schutzmauer bisher geheiligter Gewalt und Ordnung gefallen war! Schrieb doch schon G. Lally-Tollendal (Mercure de France, 25. Januar 1806): „Wir behaupten, daß die Aufhebung der Jesuiten der willkürlichste und tyrannischste Act war, den man jemals ausüben konnte; daß daraus im Allgemeinen die Unordnung entsprungen ist, die eine so große Besorgniß nach sich zieht, und daß dadurch insbesondere der öffentlichen Erziehung und namentlich der monarchischen Erziehung eine Wunde geschlagen worden ist, welche zu heilen ein ganzes Jahrhundert nicht im Stande sein wird. Hierdurch wurde die zahlreiche Secte der Materialisten von den einzigen Gegnern befreit, vor denen sie noch zitterte; durch die Vernichtung jener religiösen Gemeinschaften, in welchen die Schüler eines Ignatius und eines Xaverius den wilden Pöbel der Vorstadt St. Antoine durch fromme Belehrung zu Menschen zu bilden wußten, wurden endlich die bekannten blutdürstigen Clubs möglich, welche Frankreichs Hauptstadt in eine Mördergrube verwandelten." — Und der ausgezeichnete Regensburger Bischof Ignatius v. Senestrey schrieb 1871: „Ueber die Jesuiten, die gefallenen Opfer, hinweg schritten deren Feinde stets zum Sturme gegen Altar und Thron. Vor gerade einem Jahrhundert folgte unmittelbar auf die Auflösung der Gesellschaft Jesu die französische Revolution. Der Aufruhr in Frankreich im Jahre 1830 kam nach der Jesuitenverfolgung von 1828, und die wiederholten Handstreiche der französischen Regierung

Digitized by Google

von 1845 und 1846 lösten sich auf in die furchtbare Katastrophe von 1848. Die Pariser Mordbrennerei dieses Jahres endlich suchte ihre Opfer in den Reihen der Jesuiten, nicht aber unter deren Feinden. Kurz, die Verfolgung der Kirche wurde stets eingeleitet durch die Verfolgung der Gesellschaft Jesu, und auf die Verfolgung der Kirche folgte der Sturm gegen die weltliche Autorität. Thron und Altar stehen eben nur sicher, solange sie da stehen, wohin sie Gott gestellt, im Gewissen der Völker. Dieses zu belehren, zu schärfen, zu heilen, zu veredeln, ist aber die einzige Aufgabe der Gesellschaft Jesu; darum ist sie gerade die Zielscheibe des Hasses aller Feinde des Thrones, des Altars, des christlichen Gewissens."

Erweisen sich denn nun die Jesuiten wirklich als wirksame Gegner der Socialdemokratie? Gewiß; ihre nachhaltige Wirksamkeit im Dienste unserer armen und verhetzten Arbeiter bezeugt eine Rede des jetzigen Centrumsführers, des Grafen Balleſtrem, vom 17. Juni 1872, worin es heißt: „Die Jesuiten stehen freilich in einer gewissen Beziehung zur Internationale und zu den Socialdemokraten, es ist das aber die Beziehung, in der der Schäferhund zum Wolfe steht, sie schützen die guten christlichen Arbeiter vor den schädlichen Einflüssen der Internationale und der Social-Demokraten. Ich erkenne das aus nächster Nähe, ich sehe das täglich in Ober-Schlesien, in meinem Heimathslande. Es existirt in Ober-Schlesien auch ein Jesuiten-Haus, welches die Arbeiter pastorirt, und seitdem dieses existirt, sind die Einflüsse der Socialdemokraten, die sich früher geltend machten, verschwunden. Woher kommt nun aber der Einfluß der Jesuiten auf die Arbeiter? In Folge ihrer ungewöhnlich guten, seelsorgerischen Ausbildung haben die Jesuiten die Gabe, ihre Zuhörer zu fesseln, zweitens haben sie eine große Arbeitskraft und einen glühenden Eifer in ihrem Amte, der sie fähig macht, von früh bis abends in ihrem Berufe thätig zu sein und so den Leuten zu jeder Stunde, wenn sie gerade Zeit haben, Gelegenheit zu geben, das Wort Gottes zu hören und ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Um den Arbeiter aber vor der Internationale zu schützen, muß man ihn christlich erhalten, man muß ihm Gelegenheit geben, das Wort Gottes zu hören und seine religiösen Pflichten zu erfüllen, denn nur der entchristlichte Arbeiter ist zugänglich den Einflüsterungen der Internationale, das haben Sie ja aus den Reden unseres Collegen Bebel entnommen; wenn Sie dem Arbeiter erst den Himmel im Jenseits

Digitized by Google

genommen, dann will er seinen Theil an diesem Himmel auf Erden haben; den verspricht ihm die Internationale und dadurch hat sie Einfluß auf ihn (Abg. Bebel: sehr richtig!); deshalb werden die Jesuiten immer die wirksamsten Gegner der Internationale sein." — Wie Graf Ballestrem die segensreichen Dienste der Jesuiten im Kampfe gegen die Socialdemokratie in Schlesien bezeugte, so betonte diese Wirksamkeit nicht minder eindringlich Herr v. Kesseler für die Rheinlande: „Sehen Sie sich einen unserer Mäßigkeitsvereine an, gegründet und gestiftet von den Jesuitenpatres! Gehen Sie einem der Hunderte von Arbeitern darin nach, und fragen Sie ihn, wie sein Familienleben war, ehe er die Jesuiten kannte und nachher; sehen Sie zu, wie die Jesuiten dem Volk ihr ganzes Herz entgegentragen, und dann werden Sie begreifen, wie das Volk mit ganzer Seele hängt an diesen Volksapostseln" (Rede vom 19. Juli 1872). — Für Westphalen gilt das Zeugniß, welches der officielle „6. Bericht der Commission für Petitionen" enthält: „Fabrikdirektor Mayer und Genossen zu Bochum protestiren gegen die Ausweisung des Ordens, dessen Thätigkeit zum Wohl der Kirche und des Staates, insbesondere auch auf dem socialen Boden den destructiven Tendenzen entgegenwirkend, sie aus eigener Erfahrung kennen."

Recapituliren wir nun die Gründe, welche für eine Aufhebung des Jesuitengesetzes sprechen:

1) Lehre und Moral der Jesuiten ist keine andere, als die der katholischen Kirche.
2) Ist die letztere einmal vom Staate anerkannt, so muß es ihr auch gestattet sein, sich in ihren Institutionen frei und ungehindert zu bewegen.
3) Die Parität erfordert, daß über die Zulassung von Orden, ohne Zahl und Gattung die Katholiken allein zu bestimmen haben.
4) Den Jesuiten unserer Tage können die Sünden einzelner Jesuiten in früheren Jahrhunderten nicht zur Last gelegt werden.
5) Die 200 bis 300 deutschen Jesuiten, welche, um sich nicht der Einschränkung ihrer Wirksamkeit zu unterwerfen, Deutschland verließen, haben in den 25 Jahren ihrer Wirksamkeit in Deutschland sich keiner einzigen gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht, im Gegentheil haben sie sich durch hervorragende Tugenden ausgezeichnet, und während des Feldzuges von 1870

Digitized by Google

haben sie sogar Gesundheit und Leben für das Vaterland eingesetzt.

6) Der Jesuitenorden ist das mächtigste Bollwerk gegen die immer mehr wachsende, Thron und Altar bedrohende Socialdemokratie.

Aus allen diesen Gründen sollten die deutschen Protestanten die Zurückberufung der indirect auch ihnen nützlichen Gesellschaft Jesu nicht hindern, und nicht ferner in thörichter und ganz unwürdiger Angst vor den Jesuiten erzittern,[1]) sondern den deutschen Katholiken, damit endlich Friede werde, ihre besten, zum Beginne des längst allgemein verurtheilten[2]) preußischen „Culturkampfes" gewaltsam vertriebenen Priester zurückgeben.

Deshalb mein ceterum censeo: fort mit dem letzten häßlichen Ueberbleibsel des so kläglich verlaufenen „Culturkampfes,"

fort mit dem Jesuitengesetz!

---

1) Jeder vermag die erste These der Resolutionen der Katholiken-Versammlung zu Erfurt vom 14. Dezember 1890 zu unterschreiben, welche lautet: „Es ist unwahr, daß die Jesuiten die Protestanten zu vernichten suchen."

2) Verurtheilt doch sogar der Häuptling der „Jüngstdeutschen", dieser Socialdemokraten der Literatur, der Realistenführer und Freidenker M. G Conrad in München im Oktoberheft 1891 seiner „Gesellschaft" den „mit ganz unzureichenden Mitteln und im gehässigsten Polizeiexerzierstyl geführten Culturkampf, welcher nach Canossa führen mußte" und meint, daß „an der Dummheit dieser Culturkampfaffaire wir noch lange zu zehren und zu verdauen haben würden"! .... Auch viele Kirchengeschichtslehrer sprechen sich in diesem Sinne aus, so in seinen Vorlesungen Prof. Dr. Sohm an der Leipziger Universität u. A.

Digitized by Google

Anhang

Eine deutsch-soziale Stimme über das Jesuitengesetz.

Rede des Reichstagsabgeordneten Herrn **Liebermann v. Sonnenberg** gehalten in Leipzig am 16. Januar 1891. [1])

Ich befinde mich heute in der seltsamen Lage als evangelischer Christ hier in der gut protestantischen Stadt Leipzig eine Rede zu Gunsten der Jesuiten zu halten. Aber ich bin in den letzten 14 Tagen brieflich und mündlich derart'g mit Rathschlägen und Fragen über diese Angelegenheit bestürmt worden, daß es mir ganz angenehm ist, meine Auffassung und die Gründe, welche mich veranlassen werden für den Antrag Windthorst zu stimmen, einmal öffentlich darlegen zu können. Ich stelle mich dabei durchaus auf den Boden unseres Bochumer Programms, welches sich in der revidirten Fassung über die „Kirche" wie folgt ausspricht:

„Wir würdigen die hohe Bedeutung der christlichen Welt-Anschauung für die sittliche Entwickelung der Menschheit. Wir kennen die Wechselwirkung, die gerade im deutschen Volke zwischen nationalem und religiösem Leben besteht. Wir gestehen der christlichen Kirche einen sittlichen und socialen Beruf zu und wollen sie deshalb möglichst von staatlicher Bevormundung befreit sehen. Wir wünschen völlige Glaubens- und Gewissens-Freiheit. Alle Gewissens-Ueberzeugungen, auch der außerhalb der Religions-Genossenschaften stehenden Leute, soweit sie nicht gegen das Gesetz verstoßen, haben Anspruch auf Duldung und staatlichen Schutz."

Ich glaube, dieser Wortlaut zeichnet jedem Deutsch-Socialen den geraden Weg vor, den er in dieser Frage zu gehen hat.

Wenn wir der Ueberzeugung sind, daß die christliche Kirche den Beruf hat, an der sittlichen und socialen Erziehung des Volkes zu arbeiten, so machen wir dabei keinen Unterschied zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche. Wenn wir völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit wünschen, so dürfen wir uns nicht in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche mischen. Solch' eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche ist aber die Jesuitenfrage und es ist höchst bedauerlich, daß auf Anregung von Juden, „Freigeistern", Protestantenvereinlern und dergl. schließlich auch große Kreise guter evangelischer Christen in eine Aufregung gebracht worden sind, als handelte es sich um die Vertheidigung der heiligsten

[1]) Die Wiedergabe dieser Rede erfolgt hier mit ausdrücklicher Genehmigung des Herrn von Liebermann.

Digitized by Google

Rechte und Freiheiten der evangelischen Kirche, und als sei dieselbe dem Untergang verfallen, wenn — im äußersten Falle — ungefähr 200 katholische Ordensleute nach Deutschland zurückkehren. Man würde gar nicht begreifen können, wie es möglich ist, mit dem Schreckensrufe „Die Jesuiten kommen" eine solche Erregung des protestantischen Volkes zu Wege zu bringen, wenn man nicht wüßte, daß schon seit Jahrhunderten und in den verschiedensten Staaten die Jesuiten als Blitzableiter haben herhalten müssen.

Ich bitte jeden der anderthalb Tausend hier versammelten Männer, Hand auf's Herz, sich einmal zu fragen: was weiß ich eigentlich von der Geschichte des Jesuitenordens? Die Allermeisten werden sich antworten müssen: So gut wie garnichts. Die Mehrzahl der Protestanten ist aber von Kindesbeinen an gewohnt, den Ausdruck „jesuitisch" mit doppelzüngig, heuchlerisch oder fanatisch zu übersetzen und die „Jesuitenmoral" als überaus verwerflich anzusehen. Daß es sich dabei um eine Jahrhunderte alte, zum Theil gedankenlos nachgebetete, zum Theil planmäßig verbreitete und im Umlaufe erhaltene Tendenzlüge handeln könnte, daran denken nur Wenige. Diese Wenigen geben sich dann aber auch die Mühe, der Sache durch Studium näher auf den Grund zu gehen.

Was bringt man eigentlich gegen die Jesuiten vor?

Ich habe hier eine Nummer des „Leipziger Tageblatt" in der Hand, worin ein summarischer Bericht über die kürzlich in unserer Stadt von dem bekannten nationalliberalen Führer Dr. Gensel veranstaltete „Jesuitenhetze" nebst dem Wortlaute der Petition enthalten ist, für die jetzt Unterschriften geworben werden. Wenn Dr. Gensel in seiner Einleitungsrede gesagt hat: In Fragen der Religion sei die Politik des gegenseitigen Nachgebens unbedingt zu verwerfen, und um so mehr sei es unsere Aufgabe, die Augen wach zu halten gegen den Feind unserer Cultur und unseres Staatswesens, so bin ich zwar überrascht, in diesem Herrn einen so stramm gläubigen Christen zu entdecken, aber andererseits auch sehr über seinen Ausspruch erfreut. Er wird uns nunmehr seine mächtige Unterstützung gegen den wahren Feind aller christlich-arischen Cultur, gegen das internationale Judenthum nicht versagen können. Auch in den Eingangssätzen des Redners gegen die Jesuiten, des Professor Rietschel, finden sich Worte, die ich ebenfalls gern hier festlege: „Dürfen wir unsern nicht geschützten Brüdern im Reiche mit verschränkten Armen gegenüberstehen und sie im Stiche lassen?" so rief der Herr Professor aus. „Nein!" soll die Versammlung einstimmig geantwortet haben. Nun gut! Dann soll man uns Antisemiten aber nicht tadeln, wenn wir unsere überall vom Judenthum bedrängten Brüder in Deutschland auch nicht im Stiche lassen, sondern ihnen beistehen wollen. Ich habe noch nie gehört, daß Jesuiten die Bauern bewuchert, betrogen, ausgesogen oder von Haus und Hof getrieben hätten, von den Juden können wir es dem Herrn Professor aber leider leicht beweisen. Er wird also, wenn er nicht mit zweierlei Maß messen will — und das wäre ja „jesuitisch" — auch Antisemit werden müssen.

Was bringt man also gegen die Jesuiten vor? Die Petition von Gensel und Genossen sagt darüber:

Digitized by Google

„In Erwägung,

1) daß der Jesuitenorden in seiner Moral Grundsätze vertritt, welche wesentliche Forderungen des Rechtes und der Sittlichkeit im Volke untergraben."

Was für Beweise hat denn der „hochgelehrte" Herr Professor dafür erbracht, daß der Jesuiten-Orden in seiner Moral so gefährliche Grundsätze vertritt? Er hat es gemacht wie die übrigen Katholikenhetzer. Man hat aus der reichen Litteratur, die im Laufe mehrerer Jahrhunderte aus den Federn von Mitgliedern des Jesuiten-Ordens entstanden ist, eine Anzahl Stellen herausgesucht, die thatsächlich unsern Moralbegriffen in's Gesicht schlagen. Daraus construirt man sich dann, mit allerlei unbewiesenen und von den Katholiken entschieden bestrittenen Sätzen, wie: „Der Zweck heiligt die Mittel", „Vorbehalt beim Eide" (reservatio mentalis) 2c. eine sogenannte Jesuitenmoral. — Mir will das nicht sehr gerecht, auch nicht sehr logisch erscheinen.

Man beurtheilt die Moral der evangelischen Kirche doch auch nicht nach Stellen aus Schriften der Pastoren Schwalb und Kassel!

Die Moral des Jesuiten-Ordens[1]) als eines Ordens der katholischen Kirche kann keine andere sein als die Moral der Kirche selbst, und die Richtschnur für die Thätigkeit eines Ordens kann man nicht aus schriftlichen oder mündlichen Aeußerungen einzelner Mitglieder construiren, sondern man muß sie in den Ordensstatuten suchen. Aber weder in den Ordensstatuten der Jesuiten noch in der Lehre der katholischen Kirche findet sich eine Spur von der sogenannten „Jesuitenmoral."

Noch einen Gesichtspunkt möchte ich hier andeuten.

Jedem, der sich eingehender mit der Judenfrage beschäftigt hat, springt die merkwürdige Aehnlichkeit derjenigen Sätze, die man aus Schriften alter Jesuiten zu citiren pflegt, um die Verwerflichkeit der Jesuitenmoral zu beweisen — mit Lehren aus dem Talmud in die Augen. Die Juden haben jederzeit die Taktik befolgt, sich überall einzudrängen. Die Geschichte Spaniens lehrt, daß viele scheinbar zum Christenthum übergetretene Juden christliche Priester geworden sind. Von dem Jesuiten Eskobar, aus dessen Schriften man ganz besonders viele unmoralische Stellen herausgefunden hat, wird mit Bestimmtheit behauptet, er sei jüdischer Abkunft gewesen. Das giebt zu denken.

Der zweite Punkt der Leipziger Petition lautet:

„Daß das hohe Gut des confessionellen Friedens überall da, wo die Jesuiten die ihnen von der Ordensregel vorgeschriebene Thätigkeit entfaltet haben, tief geschädigt worden ist."

Ich frage die Herren Gensel und Genossen, wo in Deutschland in der Zeit vom Jahre 1848 bis 1872 eine Störung des confessionellen Friedens durch die, damals unter uns lebenden Jesuiten stattgefunden hat? Sie werden den Beweis ebenso schuldig

[1]) Vgl. der „Katholischen Flugschriften" (Berlin, Germaniaverlag) Nr. 15 „Die Moral der Jesuiten und ihrer Angreifer". D.

Digitized by Google

bleiben müssen, wie ihn die Kulturpauker und -Trompeter im Reichstage im Jahre 1872 schuldig bleiben mußten.

Ich frage die hier Versammelten, ob sie unseren evangelischen Geistlichen das Recht zugestehen, Katholiken zum Protestantismus zu bekehren? (Rufe: natürlich! ja wohl!) Nun gut! Dann müssen sie das gleiche Recht auch den katholischen Priestern, auch den Jesuiten zubilligen. Es wird doch heute Niemand durch Bedrohung mit dem Scheiterhaufen oder durch Anwendung von Foltern katholisch gemacht! — Es wird gar nichts schaden, wenn das kirchliche und religöse Geistesleben in der evangelischen Kirche zu etwas lebhafterer Thätigkeit angeregt wird.[1])

Lediglich aus dem Grunde sich gegen die Jesuiten zu wenden, weil dieselben hier und da einen Protestanten zum Uebertritt bewegen könnten, scheint mir ebenso wenig zulässig, als wenn etwa die Katholiken in Deutschland einen Petitionssturm veranstalten wollten, wenn man in katholischen Gegenden Kirchen für die in der Minderzahl befindlichen Protestanten baut und evangelische Geistliche dorthin schickt. Da liegt auch die Möglichkeit vor, daß Katholiken für unsere Kirche gewonnen werden könnten.

In einer Zeit, wo es der jüdisch beeinflußten Litteratur und Tagespresse und den Aposteln der Socialdemokratie nicht verwehrt werden kann, täglich Proselyten des Unglaubens und des Umsturzes zu machen, darf man, ohne der Gerechtigkeit ins Gesicht zu schlagen, christlichen Priestern nicht die Freiheit nehmen, für ihre Kirchengemeinschaft zu werben.

Punkt 3 der Petition sagt:

„Daß der Jesuitenorden nach seiner Organisation einen Staat im Staate bildet und durch die Forderung des unbedingten Gehorsams auf allen Gebieten des sittlichen und rechtlichen, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens seine Mitglieder einer auswärtigen Macht unterstellt."

In weit höherem Maaße als der Jesuitenorden bilden die unter den Völkern der Erde zerstreut wohnenden aber erblich verschworenen Juden überall

---

[1]) Anmerkung von Dr. Oberbreyer: Schrieb doch selbst das durchaus protestantisch-nationalliberale (und somit häufig culturkämpferische) Leipziger Tageblatt bei Besprechung der Schrift „Ein Wort für und wider die Jesuiten" (Berlin, Georg Reimer, 1891) — die auf ihren 72 Seiten übrigens lediglich einen die Jesuiten angreifenden Aufsatz aus den „Preuß. Jahrbüchern" und dessen Vertheidigung gegen eine berechtigte Kritik der „Germania" enthält — im Juli 1891 Folgendes: „Die Jesuiten, in denen sich der Widerspruch der römisch-katholischen Kirche gegen den Protestantismus sozusagen verkörpert, sind ein wenn auch vielleicht sehr kostspieliges, aber doch völlig unersetzliches Culturmittel das, den Protestantismus, dem sie gar hart auf dem Nacken sind, vor der gefährlichsten Versumpfung bewahrt und das, wenn es nicht schon vorhanden wäre, ganz besonders erfunden werden müßte. Der Kampf zwischen Protestantismus und Jesuitismus hat, man kann wohl sagen zum Glück, nie aufgehört. Er wogt auf und ab und besonders in unseren Tagen werden von den klugen Jesuiten sogar die allermodernsten Waffen, welche sich der Menschengeist erschaffen, Naturwissenschaften, historische Kritik u. s. w. angewandt, um den Kampf auf das allereigenste Gebiet des Fortschrittes zu spielen. Nun, das schadet nichts! Da heißt es eben: Aufpassen! Helle Augen und helle Köpfe!" ....

Digitized by Google

und auch bei uns einen Staat im Staate. In Bezug auf die Juden hat dies mit unzweideutigen Worten ein Mann ausgesprochen, den ich — der Herr Professor Rietschel wird mir die Ketzerei verzeihen — für bedeutender halte als ihn selber. Der Mann hieß Fichte.

Die in Deutschland von deutschen Eltern geborenen Mitglieder der Gesellschaft Jesu fühlen sich unbeschadet des Gehorsams, den sie ihren kirchlichen Oberen zu leisten haben, als Söhne ihres Vaterlandes, und haben im Jahre 1870—71 im hohen Maaße ihre Schuldigkeit in den Lazarethen und als Seelsorger im Felde gethan. Wer daran zweifelt, der lese die Reichstagsberichte vom Jahre 1872 bei Gelegenheit der Verhandlungen über Ausweisung der Jesuiten. Selbst die schlimmsten Katholikenhetzer haben das zugeben müssen.

Wenn aber der Gehorsam gegen die geistlichen Oberen den einzelnen Jesuiten wirlich einmal in Conflict mit den Staatsgesetzen bringen könnte, so hat der Staat durchaus die Macht, ihn dafür zu strafen und die Gesetzverletzung zu sühnen. Es ist meines Wissens noch niemals von den Katholiken verlangt worden, daß ihre Ordensgeistlichen außerhalb des Strafgesetzbuches stehen sollen. Es ist übrigens festgestellt, daß während einer 25jährigen Wirksamkeit des Jesuitenordens in Deutschland auch nicht ein einziges Vergehen, keine einzige Gesetzesübertretung auch nur von einem einzigen Mitgliede des Ordens vorgekommen ist. Selbst einer der fanatischsten Jesuitengegner hat damals im Reichstage sich selbst verpflichtet gefühlt, den einzelnen Angehörigen des Ordens das Zeugniß auszustellen, daß sie: „durchweg achtbare und ehrenwerthe Leute seien“ Nun, meine verehrten Anwesenden, wie verträgt sich denn vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes, die Behauptung, die Moral des Jesuitenordens sei eine verworfene und niederträchtige, mit der Thatsache, daß alle Mitglieder des Ordens in Deutschland seit 1848 achtbare, ehrenwerthe und den Landesgesetzen gehorchende Leute gewesen sind?

Lassen Sie uns zu Punkt 4 der Petition übergehen!

Derselbe lautet:

„Daß sowohl die Staaten, durch die vielfach erfolgte Austreibung der Jesuiten, als auch die katholische Kirche durch die Aufhebung des Jesuitenordens seitens des Papstes Clemens XIV. die Gemeingefährlichkeit des Jesuitenordens anerkannt haben.“

Durch eine gewaltsame Austreibung wird nicht immer die Gemeingefährlichkeit eines Ausgewiesenen bewiesen. Sonst müßten die Hugenotten, Waldenser und Salzburger nach unseren protestantischen Begriffen auch gemeingefährlich sein. War Aristides ein gemeingefährliches Subject? Oder der unschuldige Kaiser von Brasilien, Dom Pedro?

Es ist richtig, der Jesuitenorden während seines 350jährigen Bestehens ist mehrfach von den Machthabern der Staaten ausgewiesen worden. Ich fühle mich nicht im Stande, zu entscheiden, ob stets die Schuld an dem Orden und nicht auch manchmal bei den austreibenden Machthabern lag. Das Eine aber darf ich behaupten, denn es ist, wie ich schon sagte, 1872 durch die Reichstagsverhandlungen bewiesen. Ihre Ausweisung aus Deutschland in dem

Digitized by Google

genannten Jahre ist *nicht* ihrer „gemeingefährlichen" Thätigkeit zuzuschreiben. Und nun gehe ich weiter und sage: Wir haben es nicht mit den Jesuiten des 16., 17. oder 18. Jahrhunderts, auch nicht mit den französischen, spanischen, italienischen oder amerikanischen Jesuiten, sondern mit den *deutschen* Jesuiten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu thun. Haben dieselben irgend eine staatsgefährliche Thätigkeit in Deutschland entwickelt, so mögen sie jenseits der Grenzen bleiben; wo nicht, so *kann man in Deutschland geborene, unbescholtene Leute nicht schlechter behandeln, als aus dem Zuchthause entlassene Mörder und Einbrecher; Diese dürfen in Deutschland bleiben, jene hält man von ihrer Heimath fern!*

Der Beweis für die Staatsgefährlichkeit der deutschen Jesuiten wird aber seitens unserer Kulturtrompeter lediglich durch Rückblicke auf fremde Länder und fremde Jahrhunderte geführt.

Es ist auch richtig, daß Papst Clemens XIV. den Jesuiten-Orden aufgehoben hat, indem er dem Drängen auswärtiger Machthaber nachgab, aber Papst Pius VII. hat ihn wieder hergestellt. Damit ist der Orden wieder *eine Einrichtung der katholischen Kirche* geworden, *in die wir Protestanten uns nicht hinein zu mischen haben*, so lange uns kein Schaden dadurch geschieht.

Damit will ich meine Kritik der Gensel'schen Petition schließen und Ihnen auch ein Wenig von den *Lichtseiten des Jesuitenordens* erzählen. Erst durch Einfügung der Lichter gewinnen die schwarzen Männer, die man unserem Volke wie Gespenster an die Wand malt, Körperlichkeit und verlieren dadurch das Gespensterhafte.

Herr v. *Liebermann* führte nun ungefähr Folgendes aus:

Die Grundzüge der Einrichtungen des 1534 begründeten, 1540 bestätigten Jesuiten-Ordens sind enthalten in dem von Ignatius von Loyola unter weiser Benutzung der bisherigen Erfahrung im Ordenswesen verfaßten „Constitutionen."

Das Hauptprincip des Ordens ist: Omnia ad majorem Dei gloriam, das ganze Leben, die ganze Kraft jedes einzelnen Mitgliedes soll in den Dienst dieses Gedankens gestellt werden. Als Ziel schwebte dem Stifter die Wiederherstellung der Harmonie zwischen Wissen und Glauben vor.

Aus diesem Grunde mußte der Orden seine Mitglieder zum planmäßigen Studium der gesammten Weltwissenschaft anhalten.

Der Ordensgeneral Claudius Aquaviva ließ einen Studienplan herstellen, der 1584 unter dem Namen: „Ratio atque institutio studiorum societatis Jesu" fertig wurde.

Dieser Studienplan erwies sich als so weitsichtig angelegt, daß er Jahrhunderte lang stetige Ergänzungen vertrug und doch brauchbar blieb.

Unter dem Ordensgeneral P. Rothaan wurde in den Jahren 1830—32 eine gründliche der Neuzeit entsprechende Umarbeitung des Studienplanes vorgenommen.

Digitized by Google

Als hervorragende aus dem Orden hervorgegangene Männer auf dem Gebiete der Lexikographie, der Sprachforschung, Grammatik ꝛc. nannte Herr v. L. unter Anderem d n Pater Anastasius Kirchner und den Cardinal Tarquini.

Auf dem Gebiete der Geographie und Culturgeschichte zeichneten sich und zwar durch Erforschung Chinas z. B. aus P. Matteo Ricci (1582), P. Johann Adam Schall (1629), P. Ferdinand Verbieß (1666). Die Mündungen des Missisippi entdeckte P. Marquett, die Hudsonsbey P. Albanell.

Jesuiten verschafften uns Kenntniß über die Nordamerikanischen Indianerstämme, wie über die Völker Südamerikas. Jesuiten durchforschten die Ufer des Nil.

Die vor ca. 20 Jahren begründeten Jesuiten-Missionen in Afrika haben vor kurzem durch ihre vortrefflichen Einrichtungen die hohe Anerkennung des deutschen Reichskommissar Wissmann erlangt. Auch Dr. Hentschel hat jene Jesuitenstationen kennen gelernt und war voll Lobes über dieselben.

Auf dem Felde der Astronomie hat sich in neuerer Zeit P. Secchi durch Beobachtungen der Sonne, Vervollkommnung der Spektral-Analyse ꝛc. ausgezeichnet.

Derselbe hatte auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 ein von ihm erfundenes Instrument für vergleichende Beobachtung der verschiedenst n meteorologischen Erscheinungen ausgestellt.

P. Kolberg bringt in seinem trefflich geschriebenen Buche „Nach Ecuador" eine Fülle interessanter und wissenswerther Kenntnisse und neuerer Forschungen über Erdbebentheorie ꝛc.

Musterhaft ist die Einrichtung der Jesuitenschulen stets gewesen. Herr v. L. verliest zum Beweise dafür die Aussprüche zweier Männer, die er unbeschadet der Meinungen der Herren Gensel und Genossen für Autoritäten hält. Nämlich Aussprüche des englischen Philosophen und Ka zlers Bacon und Friedrich des Großen.

Interessant war auch die Anführung des Redners, wonach noch heute die protestantischen englischen Lords gern ihre Kinder in die Jesuitenschulen schicken, wo dieselben vorzüglichen Unterricht genießen und durchaus nicht Gefahr laufen, katholisch gemacht zu werden.

Daß es auf dem Gebiete der Pädagogik hervorragende Schriftsteller unter den Jesuiten gegeben hat, versteht sich nach dem Gesagten von selber. Redner nennt u. A. aus neuerer Zeit (Ende 70er und Anfang 80er Jahre) den P. Kleutgen mit seiner Schrift „Ueber die alten und neuen Schulen" und den Pater Pachtler als Verfasser von „Die Reform unserer Gymnasien."

Zuletzt sei noch erwähnt, daß die Jesuiten auch auf dem Gebiete der Staatenschöpfung und Erhaltung eine bisher noch niemals erreichte Leistung aufzuweisen haben. Der von den Jesuiten im Jahre 1586 begründete Staat Paraguay, der bis zur Aufhebung des Jesuitenordens 1773 alljährlich herrlicher aufblühte, war ein wahrhafter Musterstaat in Bezug auf alle socialen und wirthschaftlichen Einrichtungen.

Ein Jahrhundert der Mißwirthschaft, welches dann folgte, ist nicht im

Digitized by Google

Stande gewesen, die Spuren jener weisen und segensreichen Jesuitenherrschaft völlig zu verwischen. Noch heute stößt man in jenem Lande auf die Spuren der Thätigkeit der frommen Väter, wie man die Ordensbrüder nannte.

Nach diesen interessanten Schilderungen fuhr Herr v. Liebermann folgendermaßen fort:

Ich hoffe, daß ich durch das eben Gesagte einem Theile der heute hier Versammelten Anregung dazu gegeben haben werde, seine Kenntniß in Bezug auf die Geschichte des Jesuitenordens etwas zu vervollkommnen. In Sonderheit hoffe ich das von den zahlreichen Vertretern der studirenden Jugend, die wie immer, so auch heute durch ihr zahlreiches Erscheinen den erfreulichen Beweis liefern, daß wir die Partei einer nahen Zukunft sind.

Es ist sehr nöthig geworden, daß wir mit vielen unserer Begriffe eine große Wäsche veranstalten. Viele Vorurtheile schwinden, wenn man denselben mit klarem Blicke zu Leibe geht. Nicht unnützer, zum Theil auf Mißverständnissen und böswilliger Verhetzung beruhender Kampf zwischen den beiden christlichen Confessionen ist die Aufgabe unserer ernsten Zeit, sondern Waffenbrüderschaft gegen den gemeinsamen Feind der christlich-arischen Menschheit, gegen die verbündete jüdisch-goldene und rothe Internationale. Denken Sie daran, meine Herren, was die Folge davon war, als in dem traurigen Religionskriege die eine Hälfte Deutschlands gegen die andere in Waffen stand. Schweden, Franzosen und Spanier brandschatzten damals die deutschen Gauen und fochten ihre Fehden auf unserm heiligen Grund und Boden aus.

Und wer hatte den Vortheil von dem unglückseligen Culturkampfe? Diejenigen, die hinter dieser Coulisse die Schröpfkopf-Gesetzgebung in's Leben riefen, in Folge deren unser Volk noch heute an Blutarmuth leidet. Herr Lasker spielte damals allerdings den Katholikenfreund, aber in Bezug auf Niederreißung aller Schranken, die den wirthschaftlich Schwachen vor dem Raubritter vom Capital schützten, „arbeiteten" die jüdischen Dioskuren Lasker und Bamberger durchaus Hand in Hand.

Wer bläst denn heute hauptsächlich zur fröhlichen Jesuiten-Hatz?

Dieselben Herren Nationalliberalen, die damals die Gründer-Partei par excellence waren.

Noch unter einem Gesichtspunkte scheint mir die hier versuchte Katholikenhetze bedenklich. Denn eine Katholikenhetze ist das Geschrei gegen die Jesuiten, da unsere katholischen Mitbürger in Deutschland, die mehr als 10 Millionen an Zahl ausmachen, unzweideutig bekundet haben, daß sie jenen Orden als eine Einrichtung ihrer Kirche ansehen. Ich meine also, diese Katholikenhetze ist — um mich ganz milde auszudrücken — ein nicht übermäßig rücksichtsvolles Benehmen gegen das sächsische katholische Königshaus. — Meine Herren, wenn es sich um eine Vergewaltigung an unserem theuren evangelischen Glauben oder an unserem Gewissen handelt, dann wäre ich der Erste, der

Digitized by Google

Ihnen rathen würde: Lassen Sie jede Rücksicht in der Vertheidigung solcher Heiligthümer schwinden.

Aber so liegt die Sache nicht. Von den vielleicht 200 Jesuiten, die zurückkehren könnten, kommt kein Einziger nach Sachsen, weil die Landesverfassung das ausschließt. Ich bleibe bei der Ansicht, daß besonders hier in Leipzig der Petitionssturm nur erregt ist in majorem nationalliberalismi gloriam. —

Meine persönliche Stellung zur Sache ist folgende:

1) Weil ich als evangelischer Christ gesonnen bin, bei jeder sich bietenden Gelegenheit einzutreten für eine größere Selbstständigkeit und bessere Ausstattung und Ausrüstung unserer evangelischen Kirche, so verbietet es mir mein Gerechtigkeitsgefühl der katholischen Schwesterkirche eine Institution vorzuenthalten, welche dieselbe für ihre Zwecke nöthig zu haben glaubt.

2) Ich glaube auf Grund eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande, vor allen Dingen auch auf Grund der im letzten Menschenalter mit dem Jesuitenorden gemachten Erfahrungen nicht an dessen Staats- oder Gemeingefährlichkeit.

3) Ich habe viel zu viel Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit unserer evangelischen Geistlichkeit und kenne in den Reihen der Jüngeren so viele kluge, energische und gottbegeisterte Männer, daß ich es für eine Beleidigung der ganzen Geistlichkeit, ja der ganzen evangelischen Kirche halte, wenn man uns zumuthet, uns vor 200 katholischen Ordensleuten zu fürchten.

4) Ich kann es nicht für zulässig halten, in einer Zeit, wo man dem internationalen Judenthum mit seiner, nach meiner heiligsten Ueberzeugung staatsgefährlichen Organisation und Talmudmocal, nichts in den Weg legt, in einer Zeit, wo man den Lehren der Umsturzpartei lediglich auf dem Gebiete des Geisterkampfes entgegentreten will, in einer solchen ernsten Zeit einer Anzahl in Deutschland geborener Männer ihr Vaterland zu rauben. —

Ich habe persönlich gar keine Veranlassung, besonders katholikenfreundlich zu sein. Ich habe bisher in der katholischen Presse fast nur sehr abfällige Beurtheilung erfahren. In meinem Wahlkreise haben die katholischen Wähler geschlossen gegen mich gestimmt und machen nur einen kleinen, nicht ausschlaggebenden Theil der Wahlstimmen aus.

Andererseits hat man, theils böswilliger Weise, von Seiten sich auch Antisemiten nennender Leute, theils in gutem Glauben an die Gefährlichkeit der Jesuiten, in meinem Wahlkreise gegen mich Stimmung gemacht, und selbst wohlmeinende Leute glaubten mir rathen zu sollen, mich wenigstens de Stimmabgabe bei dem Antrage Windthorst zu enthalten.

Ich denke anders darüber und werde meiner Ueberzeugung gemäß aus den obigen Gründen für den Antrag stimmen, denn es ist nicht gut wider das Gewissen zu streiten.

Ich hoffe auch, daß meine Wähler es einsehen werden, daß der deutsche Bauer nicht die Jesuiten, sondern die Juden zu fürchten hat und meine schließlich, es wird sich auch hierbei wie immer erweisen, daß die höchste Ehrlichkeit am Ende auch die höchste Klugheit ist! —

(Langanhaltender, stürmischer Beifall.)

Digitized by Google

Die Kaiseridee des Mittelalters.

Von

Dr. Heinrich Weber.

Vorwort.

Das Mittelalter ist groß durch seine großen Päpste und durch seine großen Kaiser, wenn auch die letzteren nicht immer der Idee treu blieben, welche den beiden Gründern der Kaisermacht, Leo III. und Karl dem Großen, vorschwebte. Aber die Idee stand fest und war bestimmt umgrenzt, und selbst in Zeiten, wo die Kaisermacht mißbraucht wurde und wo sie praktisch zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, lebte die Idee noch im Herzen des Volkes und umgab als leuchtender Nimbus das Haupt des deutschen Königs, welcher den Titel des römischen Kaisers führte. Im Nachfolgenden wollen wir uns nicht sowohl mit der Frage beschäftigen, wie die Kaisermacht thatsächlich von ihren einzelnen Inhabern aufgefaßt wurde, sondern wir wollen zunächst die Idee des Königthums in verschiedenen Perioden der Geschichte, und dann das Ideal zeichnen, welches den beiden Schöpfern der Kaisermacht vorschwebte, und welchem die besseren Kaiser des Mittelalters nachstrebten.

I.

Die Idee des Königthums im vorchristlichen Staate.

Die Anschauung, daß die Welt von zwei Gewalten, der geistlichen und weltlichen, regiert werde, hat nicht erst allmählich unter den Menschen sich herausgebildet, sondern sie ist von Gott in den Menschengeist hineingelegt, wenn sie sich auch in verschiedener Weise entfaltet hat.

In der älteren Zeit des Volkes Israel, der Periode der patriarchalischen Herrschaft, sind beide Gewalten, alle geistliche

Digitized by Google

und alle politische, in der Person des Familienhauptes vereinigt. Abraham und Melchisedech üben neben ihrer Gewalt als Familienhäupter königliche und priesterliche Gewalt; sie führen Krieg, richten und strafen, aber sie bringen dem Herrn auch Opfer. Erst durch die Gesetzgebung auf Sinai wurde ein eigenes Priesterthum eingesetzt, dessen Oberhaupt, der Hohepriester, alle geistliche und alle politische Gewalt in seiner Hand vereinigte, und letztere nur zeitweilig in Perioden der Kriegsgefahr an die Richter (Gedeon, Jephta, Samson ꝛc.) abgab. Die Aufstellung eines ständigen Königs, welche das Volk forderte, war ein Abirren von der theokratischen Verfassungsform, welche Gott dem auserwählten Volke gegeben hatte. Sie war ein Widerspruch gegen Gottes Plan und wurde deßhalb von ihm nur geduldet. Und wie die israelitischen Könige vielfach Verirrungen des Volkes veranlaßten, so mußten sie anderseits auch oft als Zuchtruthe zur Besserung des Volkes dienen.

Einen anderen Weg ging die Trennung der beiden Gewalten bei den heidnischen Völkern, welche „Gott ihre Wege gehen ließ." (Apostelgesch 14, 15.) Die ordnenden, richtenden, strafenden, wie die priesterlichen Vollmachten des Familienhauptes gingen auch hier im Stamme, der erweiterten Familie, auf das Stammesoberhaupt über. Je mehr der Stamm sich über die Grenzen der Verwandtschaft hinaus erweiterte und andere Stämme gewaltsam zum Anschluß zwang, desto mehr ging auch das Bewußtsein verloren, daß der Häuptling ein Vertreter der göttlichen Ordnung sei; die patriarchalische Regierungsform, das ältere Königthum, wurde zu einer Herrschaft der Laune und Willkür; aus der Monarchie wurde die Despotie, mit der Anschauung, daß des Herrschers Wille Quelle jeden Rechtes und jeden Gesetzes sei. Die Erinnerung daran, daß die weltliche Herrschergewalt eine göttliche Institution sei, kam nur darin noch zum Ausdruck, daß die Fürsten als Sprossen der Götter, als Halbgötter, betrachtet wurden.

Einen gewissen Schutz gegen dieses Ueberwuchern der Herrschergewalt bot der Priesterstand, welcher sich von dem Königthum abgezweigt hatte und die Obsorge für das Geistige übernahm, während das Königthum die äußere Gewalt repräsentirte. Darum haben alle heidnischen Culturvölker der alten Zeit ein eigenes, vom Königthum getrenntes Priesterthum, welches den Verkehr des Volkes mit der Gottheit vermittelte, welches die Errungenschaften der geistigen Cultur schützte und fortzubilden strebte, welches sogar vielfach der

Digitized by Google

Repräsentant der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden war und die Rechtspflege übte.

Im weiteren Fortschritt des Despotismus wurde übrigens das Priesterthum vielfach vom Königthum abhängig gemacht. Während alle Anderen ihre Opfer durch Vermittlung des Priesters darbrachten, opferten die Könige oft persönlich, sei es in der Erinnerung, daß einst in der patriarchalischen Zeit die beiden Gewalten in einer Hand vereinigt waren, oder wohl mehr um zu manifestiren, daß das Priesterthum nur ein Attribut der Staatsgewalt und von derselben ebenso abhängig sei, wie die Polizeigewalt. Die Idee des absoluten Königthums hatte alles überwuchert, alles in seinen Bereich gezogen und alles von ihm abhängig gemacht. „Ein güldener Becher ist Babylon in des Herren Hand, der trunken macht die ganze Erde; von seinem Weine tranken die Völker (und mehr noch die Herrscher) und darum taumelten sie." (Jerem. 51, 7.) Und deßhalb galt im römischen Kaiserreich Uebertritt zum Christenthum nicht sowohl als Impietät gegen die nationalen Götter, sondern als Verbrechen gegen die geheiligte Person des Kaisers, welches durch die zahlreichen blutigen Verfolgungen gestraft wurde.

II.

Das Königthum im christlich gewordenen Staate.

Wenn wir im Folgenden für das alte römische und byzantinische Kaiserthum die Benennung „Königthum" beibehalten, so geschieht es, um den Unterschied gegen das römische Kaiserthum des Mittelalters schärfer auszudrücken. — Die Regierung der ost- und weströmischen Kaiser hat, auch wenn diese Christen waren, den Charakter des Absolutismus der heidnischen Periode beibehalten. Ihre Stellung zur Kirche war allerdings rechtlich eine andere geworden; thatsächlich aber suchten nicht wenige Imperatoren die alte Stellung beizubehalten.

Die von Augustus geschaffene Imperatorenwürde umfaßte die Vollmachten des Consulates, Tribunates und Pontificates, war also die Vereinigung der administrativen, legislativen, militärischen und priesterlichen Gewalt. Als Constantin Christ geworden war, mußte an die Stelle des Pontificates, welches ihm die Gewalt über alle Religionen und Opfer im ganzen Reich verlieh,[1]) die Pflicht

[1]) Dio Cassius, Histor. Rom. LIII, 17.

Digitized by Google

des Schutzes der Kirche treten. Allerdings beizielt Constantin auch als Christ den Titel des Pontifex maximus bei und es führten ihn alle folgenden Kaiser bis auf Gratian (367). Aber das römische Heidenthum war eben Territorialreligion gewesen und diese kannte kein anderes Oberhaupt, als den Territorialherrn; und die Stellung des christlichen Kaisers zu seinen heidnischen Unterthanen war ähnlich, wie heutzutage die eines katholischen Fürsten zu seinen protestantischen Unterthanen.[1]) Wie dieser als summus Episcopus die höchste Instanz für die Verwaltungsangelegenheiten einer religiösen Genossenschaft ist, welcher er nicht angehört, so war es jener als Pontifex maximus.

Anders gestaltete sich die Stellung des Kaisers zur Kirche, welcher er selbst angehörte. Diese hatte ihr Oberhaupt im Papst, welcher, als unfehlbarer Lehrer in Fragen des Glaubens und der Sitte, auch die höchste Instanz in Disciplinar- und Verwaltungsfragen war, soweit durch dieselben die christlichen Prinzipien berührt wurden, welcher Autorität der Kaiser als Christ ebenso unterstand, wie der letzte seiner christlichen Unterthanen. Da das christlich gewordene Königthum seine gesammte Gewalt nach den Prinzipien des Christenthums zu ordnen hatte (die potestas directiva des Papstes), so trat jetzt die Idee einer christlichen Staatsverwaltung und Politik auf, deren höchster Wächter wieder der höchste Lehrer der christlichen Gerechtigkeit, der Papst war. Demzufolge gestaltete sich das bisherige Pontificat des Kaisers der Kirche gegenüber nun zu einer Advocatia ecclesiae, zu einer Schutzpflicht. Er, der erste und vornehmste Sohn der Kirche aus dem Laienstande, anerkannte deren höhere Ordnung, und bot ihr zum Schutz und zur Realisirung ihrer erhabenen Zwecke seinen starken Arm. In diesem Sinn betheiligten sich die Kaiser auch an den Concilien. Constantin, welcher sich Syntherapon, „Mitknecht" der Bischöfe, nannte,[2]) bezeichnete sich auch als den Episcopus externus,[3]) den äußeren Aufsichtsbeamten, welchem es nicht zustehe, „jemals die Functionen eines Episcopus internus (der das innerkirchliche Leben beaufsichtigt) zu übernehmen; er stehe, das Schwert in der Hand, an der Pforte

---

[1]) Philipps, Kirchenrecht III, 16. Note 1.

[2]) Socrates, Hist. eccl. I. 9.

[3]) Eusebius, Vita Constantini IV., C. 24. — Ego extra ecclesiam a Deo Episcopus constitutus sum.

des Heiligthums (der kirchlichen Lehr- und Regierungsgewalt), aber er hüte sich einzutreten"[1]) und in dieselbe einzugreifen.

Freilich sind nur die wenigsten byzantinischen Kaiser diesem richtigen Programm treu geblieben. Viele standen auf Seite der Häresie (Arianismus, Nestorianismus, Monophysitismus, Monotheletismus) und warfen das volle Gewicht der Staatsgewalt für diese gegen die Kirche in die Wagschaale; Julian stiftete selbst eine Secte, in welcher er das geistliche Haupt sein wollte; Zeno suchte durch das sogenannte Henotikon die gänzlich unvereinbaren Gegensätze der katholischen und der monophysitischen Lehre über die Person Christi zu verschmelzen; die späteren erließen unberechtigte Lehrentscheidungen über die Bilderverehrung mit gewaltthätigen praktischen Folgerungen. Und gerade dieser sogenannte Cäsaropapismus, diese Anmaßung der Staatsgewalt auf innerkirchlichem Gebiet, erweckte die Idee einer Schutzmacht für die Kirche mit einer richtigen Umgrenzung.

Die germanischen Staaten, welche auf römischem Boden gegründet worden waren, kommen hier nicht in Betracht. Sie waren bis auf einen einzigen in den Arianismus verstrickt, und gingen in demselben und durch denselben zu Grunde, wie das Vandalen- und das Ostgothenreich; oder sie befreiten sich noch zur rechten Zeit aus den Netzen der Häresie, wie die Burgunder, Westgothen, Sueven und Longobarden, wurden katholisch und dadurch wieder innerlich belebt und neu gekräftigt. Aber ihr Königthum war zu wenig von den Grundsätzen der christlichen Gerechtigkeit durchdrungen; ihre Politik war häufig die der brutalen Eroberung aus egoistischem Motiv oder die der kleinlichen Intrigue. Darum wurden sie vernichtet durch den Todfeind des Christenthums, den Islam, oder sie wurden dem Frankenreich einverleibt, welches vom Anfang an katholisch gewesen war. Freilich hatte die Kirche lange zu kämpfen, bis sie auch das Leben der Franken christlich umgestalten konnte. Wenn wir uns das gesammte Frankenvolk als Einzelperson denken wollen, so war, wie bei Chlodwig, dem Gründer des Reiches, bei demselben während der ganzen Merowingerperiode der Kopf christlich geworden, das Herz aber heidnisch geblieben. Der fränkische Clerus war seiner Mehrzahl nach zu sehr von den Unsitten seines Volkes und seiner Zeit inficirt, die eifrigen angelsächsischen Missionäre zu

[1]) Vergl. Fénelon, Discours prononcé au sacre de l'élection de Cologne. Oeuvres XVII, 147, bei Philipps III, 16, Note 13.

Digitized by Google

wenig zahlreich und an den Königshöfen zu unbequem, um Fürsten und Volk in christlichem Sinn umgestalten zu können. Erst mit Pipin gewann das fränkische Königthum einen entschieden christlichen Charakter und schloß sich innig an den Mittelpunkt der Kirche, an das Papstthum an.

III.

Das fränkische Patriciat.

Während der Regierung des Papstes Gregor III. (731—741) war das Patrimonium Petri, der Gütercomplex, welcher im Laufe der Zeit freies Eigenthum der römischen Kirche unter der Oberherrschaft des Papstes geworden war, vielen Angriffen ausgesetzt. Die Beamten des byzantinischen Kaisers, welcher pflichtmäßig der Schutzvogt der Kirche hätte sein sollen, übten gegen deren Besitz und Recht die größten Gewaltthaten, und gegen erhobene Klagen war das Ohr der bilderstürmenden Kaiser taub. Der Lombardenkönig Luitprand aber entriß in dem Streben, ein einheitliches Italien zu bilden, dem Papst eine Stadt um die andere. Von jenem bedrängt, von den Byzantinern, deren Einfluß in Italien zu einem bloßen Schatten geworden war, verlassen, schlossen sich die Römer um so inniger an den Papst an, in der festen Ueberzeugung, daß sie durch ihn, den waffenlosen Priester, Schutz und Hilfe gegen Hinterlist und offene Gewalt erhalten würden. Der Papst entsprach diesem Vertrauen, und wandte sich, obschon die fränkische Politik sich vielfach mit der longobardischen freundlich berührte, hilfesuchend an Karl Martell, den mächtigen Majordomus des Frankenreiches. Er übersandte ihm die Schlüssel zum Grabe des hl. Petrus, beschwor ihn, sich von den Longobarden loszusagen, und der Kirche und dem Volke, welches vorzugsweise das Volk des hl. Petrus sei,[1]) thatkräftige Hilfe zu bringen. Karl empfing die Gesandtschaft ehrenvoll, sandte Boten nach Rom, versprach den erbetenen Schutz,[2]) welcher sich aber nur auf Bestrebungen, den Frieden zu vermitteln, beschränkte. Die fränkische Heeresmacht stand zur Zeit gegen die spanischen Araber im Felde, Karl hatte

[1]) Cod. Carol. ed. Jaffé No 1. p. 15.

[2]) Charta divisionis ann. 806. M. G. Legg. I, 142. c. 15.

soeben (739) mit lombardischer Hilfe dieselben besiegt; er brauchte deren Bundesgenossenschaft auch für die nächste Zukunft und konnte deßhalb nicht an einen Kriegszug nach Italien denken.

Was Gregor III. angestrebt, führte sein zweiter Nachfolger Stephan II. (III) [1]) durch — die Gewinnung eines mächtigen Armes zum Schutz der Kirche und ihres Besitzes. Die Lombardenkönige Luitprand, Rachis und Aistulf hatten fortgefahren, den Kirchenstaat zu beunruhigen; den feierlich versprochenen Frieden brachen sie bei nächster Gelegenheit wieder. Der byzantinische Kaiser that trotz dringender Bitte des Papstes nichts; er schien thatsächlich auf allen Einfluß in Italien verzichtet zu haben. Nun wandte sich der Papst an den Frankenkönig Pipin, welcher sich nicht damit begnügt hatte, wie sein gewaltiger Vater, die Zügel des Reiches zu führen, sondern welcher, sich stützend auf das germanische Wahlrecht, der Schattenregierung der Merowinger ein Ende gemacht und selbst den Thron bestiegen hatte. Pipin schickte Gesandte, welche den Papst sicher und ehrenvoll ins Frankenreich geleiteten. Am 6. Januar 754 versprach er selbst auf der Pfalz zu Pontignon mit feierlichem Eide dem Papst, der römischen Kirche und dem römischen Gemeinwesen den erbetenen Schutz bieten zu wollen. Am 28. Juli salbte der Papst Pipin und seine Söhne Karl und Karlmann zu Königen des Frankenreiches und gab ihnen als Beschützern der römischen Kirche den Titel „römische Patricier".

Die Berechtigung des Papstes zur Uebertragung dieser Würde kann nicht in Frage stehen. Die römische Kirche hatte seit langer Zeit einen ausgedehnten weltlichen Besitz, in Rom und der Umgegend, in Ober- und Unteritalien, in Dalmatien und auf den Inseln, dessen Verwaltung in den Händen des Papstes lag. Dem Recht des Besitzes entspricht das Recht, und da diese Güter nicht Eigenthum des Papstes, sondern der Kirche waren, sogar die Pflicht der Vertheidigung gegen ungerechten Angriff. Da nun die Stellung eines Friedensfürsten, wie die Nachfolger des hl. Petrus es sein sollten, es unpassend erscheinen ließ, daß der Papst selbst das Schwert zur Vertheidigung des Patrimonium Petri zog, so lag es in der Natur der Sache, daß er diese Schutzpflicht einem mächtigen weltlichen Fürsten übertrug; und so hatte die Respublica romana

[1]) Ein anderer Stephan, welcher vor ihm nur drei Tage regiert hatte, wird gewöhnlich nicht mitgezählt.

Digitized by Google

früher öfter das Patriciat, diese Schutzpflicht, den byzantinischen Kaisern übertragen. Diese hatten aber namentlich im Verlauf der ikonoklastischen Streitigkeiten ihre Schutzpflicht vielfach in's Gegentheil umgekehrt, hatten die Person des Papstes und den Kirchenstaat bedroht und vergewaltigt; jetzt aber war die Kaisermacht in Italien zur thatsächlichen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Was lag also näher, als dieses Schutzamt jenem Fürsten zu übertragen, welcher zufolge seiner kirchlichen Gesinnung bereit war, dasselbe auch wirklich zu übernehmen, und welcher zufolge seiner Machtstellung im Stande war, dasselbe nachdrucksvoll zu bethätigen? Der Papst handelte hier genau, wie in etwas späterer Zeit die Bischöfe und Aebte, welche für ihr weltliches Territorium einen mächtigen Adeligen als Advocatus ecclesiae, als Schutzvogt, aufstellten.

Von hoher Bedeutung ist diese feierliche Salbung und Krönung durch das Oberhaupt der Kirche. Sie findet sich zuerst bei den keltischen Königen in Wales und Irland, kam von hier zu den Angelsachsen, von jetzt an wurde sie auch bei den Franken stabil.[1]) Sie zeigt, daß das fränkische Königthum jetzt christlich geworden ist und daß es die unsichere und zweideutige Stellung aufgegeben, welche es seit Constantin der Kirche gegenüber eingenommen hatte. Sie ist der zweite Theil der Wahl. Diese ist ein feierlicher Vertrag, abgeschlossen zwischen König und Volk; durch jene wird dieser Vertrag vor Gott erneuert, bestätigt und gesegnet von dem Bischof als dem Stellvertreter Gottes. Die Angelegenheiten der Kirche waren jetzt in ganz besonderer Weise der Obsorge des Königs empfohlen. Er war jetzt viel eindringlicher an die Ideale des Königthums erinnert und an die Pflicht, ein gerechter Fürst zu sein. Das Mittelalter leitete ja das Wort rex, allerdings etymologisch unrichtig, aber doch geistreich ab a recte agendo. Im Ritus der Krönung, wie derselbe im Pontificale Romanum enthalten ist, sprechen sich drei erhabene Gedanken aus:

1. Das christliche Königthum ist von Gottes Gnade, — ausgedrückt durch die aus dem alten Testament herübergenommene Salbung am rechten Handgelenk, am Ellenbogen und Nacken.

2. Es steht in Gottes Diensten, und der König soll der erste christliche Ritter sein mit der Schutzpflicht für die Kirche, —

[1]) Die Frage, ob Pipin die Salbung nicht bereits vom hl. Bonifatius im Jahre 752 zu Soissons empfing, kann hier unerörtert bleiben.

gesinnbildet durch die ihm überreichten geweihten Insignien: Schwert und Scepter.

3. Dafür glänzt es aber auch in Gottes Ehre, — angedeutet durch den Königsornat, welcher den kirchlichen Gewändern nachgebildet ist: die Tunika des Subdiakons, die Dalmatika des Diakons, das Pluviale des Priesters; endlich die benedicirte Krone.

Das Königthum hatte jetzt eine religiöse Weihe. Darum nannten sich die Frankenkönige fortan „Könige von Gottes Gnade"; und deßhalb hatte das gläubige Mittelalter eine solche religiöse Pietät gegen seine alten legitimen Fürstenhäuser.

Wie Pipin der übernommenen Schutzpflicht entsprach, und zweimal, 754 und 755, gegen die Longobarden zog und sie nöthigte, die streitigen Gebiete an den Papst herauszugeben, brauchen wir hier nicht eingehend zu erzählen. Das Verhältniß zwischen dem durch Pipin wiederhergestellten und durch die Schenkung des Exarchats vergrößerten Kirchenstaate und dessen Schutzherrn erhellt aus dem Briefwechsel zwischen Pipin und dem Papste Paul I. (757—767).[1]) Derselbe zeigt, daß der Papst wirklicher Regent seines Landes war, daß er sich aber in allen wichtigen Fragen mit Pipin als seinem Patricius berieth, und ihm die zur wirksamen Vertheidigung des päpstlichen Gebietes nothwendigen Gerechtsame einräumte.

Auch Karl hatte bald, nachdem er durch den Tod seines Bruders die Alleinherrschaft des Reiches angetreten, Veranlassung, der Schutzpflicht zu entsprechen, welche ihm einst noch in jugendlichen Jahren zugleich mit seinem Vater Pipin übertragen worden war. Im Herbst 773 folgte er dem Hilferuf des Papstes Hadrian zum Schutz gegen den Lombardenkönig Desiderius, welcher in die ländersüchtige Politik seiner Vorfahren eingetreten war. Die Belagerung des Königs in seiner Hauptstadt Pavia zog sich in die Länge und Karl ging im Frühjahr 774 nach Rom, um dort das Osterfest zu feiern. Der Papst übergab dem jungen Frankenkönig mit den üblichen Ceremonien die Insignien des Patriciats, dessen Pflichten er so thatkräftig übte, Karl aber bestätigte mit feierlicher Urkunde, die von vielen fränkischen Großen mitunterzeichnet wurde, die von seinem Vater Pipin an den Kirchenstaat gemachten Schenkungen. Mit dem Jahre 774 war das Lombardenreich zu Ende, welches jetzt in Personalunion mit dem Frankenreich verbunden wurde.

[1]) Mon. Carolina ed. Jaffé p. 67—147.

Digitized by Google

Zu bemerken ist, daß an diese guten Dienste, welche Karl dem Papst Hadrian geleistet, eine etwa 190 Jahre später entstandene Fälschung angeknüpft wurde, das sogenannte Privilegium Hadriani pro Carolo, vermöge dessen ihm das Recht zugestanden worden sei, den päpstlichen Stuhl zu besetzen und die Bischöfe zu investiren; ja unter Strafe des Anathems sei den Bischöfen verboten worden, sich vor der Investitur consecriren zu lassen.[1]) Dieselbe erscheint zum erstenmal in den Akten des von Kaiser Otto I. eingesetzten Gegenpapstes Leo VIII. (963), und nicht unwahrscheinlich ist sie in jener Zeit zu dem Zweck fabricirt worden, um den gewaltthätigen Eingriffen Otto's in kirchliche Verhältnisse den Schein einer rechtlichen Begründung zu verschaffen. In den Investiturstreitigkeiten spielte die Fälschung eine große Rolle.

Gegen äußere Angriffe war der Papst jetzt gesichert. Aber nun begannen innere Unruhen, welche Karl abermals Veranlassung gaben, seiner Schutzpflicht zu walten. Leo III. war bei der Markusprozession, 25. April 799, von einer ihm feindlichen Adelspartei unter der Führung des Paschalis und Campulus, Neffen des Papstes Hadrian, brutal mißhandelt worden. Der Papst floh aus der Stadt und begab sich zu Karl nach Paderborn, welcher ihn ehrerbietig und feierlich empfing, ihm seinen Beistand zusagte, und ihn im Spätherbst dieses Jahres durch einige fränkische Bischöfe und Grafen nach Rom zurückgeleiten ließ. Diese hielten als königliche Sendboten vorläufige Untersuchung über die Empörer. Karl kam selbst im November 800 nach Rom und präsidirte am 1. Dezember einem in der St. Peterskirche abgehaltenen Gericht. Bezüglich der gegen den Papst erhobenen Gegenklage, deren Nichtigkeit evident war, erklärten die fränkischen Bischöfe, es stehe ihnen nicht zu, über den apostolischen Stuhl ein Urtheil zu fällen; dieser richte über alle, habe aber keinen höheren irdischen Richter über sich, worauf der Papst am folgenden Tage unter ausdrücklicher Betonung der Freiwilligkeit einen feierlichen Reinigungseid leistete. Die Empörer wurden zum Tode verurtheilt, aber auf Fürbitte des Papstes zur Verbannung nach Byzanz begnadigt.

IV.

Umfang der Patriciatsgewalt.

Da das Patriciat der Vorläufer des Kaiserthums war, der engere Begriff, welcher sich zur Kaisergewalt erweiterte und aus-

[1]) Vgl. Hergenröther, Kirchengeschichte I, 724. Philipps, Kirchenrecht III, 150. Zöpfl, Deutsche Volks- und Staatsgeschichte 2. Aufl. Stuttgart 1844. S. 114, Note 17.

gestaltete, so wird es von Wichtigkeit sein, darzulegen, welche Competenzen das Patriciat in sich schloß und welche Grenzen es hatte. Zunächst ist zu constatiren, daß dadurch die Souveränität des Papstes über den Kirchenstaat nicht alterirt wurde. Schon die Synonyma für den Begriff patriciatus: tutela, defensio, patrocinium, patronatus, deuten das an. Weder Pipin noch Karl prätendirte einen direkten Einfluß auf den Kirchenstaat. Die Loslösung desselben vom byzantinischen Reiche war längst vollendete Thatsache und seit jener Zeit pflogen die Päpste nicht auf dem Umweg über Byzanz, sondern direct diplomatische Verhandlungen mit dem lombardischen und mit dem fränkischen Hofe. Die Päpste übten die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, und ernannten als deren Organe die Richter und die übrigen Beamten.

Allerdings hatte Karl durch seine Sendboten, wie oben berichtet, die Empörer in Rom verhören lassen und selbst über sie Gericht gehalten. Aber das war geschehen auf ausdrückliches Ersuchen des Papstes. Die hier geübte Gerichtsbarkeit war nur eine außerordentliche, vom Papst abhängige, executorische, und erstreckte sich nur soweit, als der Papst dieselbe anrief.

Die Beweise für die volle Souveränität des Papstes sind evident.[1])

1. So stellte Hadrian (772) den Obervestiarius Miccio als Richter in den Angelegenheiten der Abtei Farfa auf, mit der Vollmacht, zu richten über die Geistlichen, die Miliz, über Freie und Unfreie, welche wegen Raub oder anderer Gewaltthat gegen das Kloster angeklagt wurden. Dagegen verlangt er, daß zwei Richter in Ravenna, Eleutherius und Gregor, welche wegen verschiedenartiger Gesetzwidrigkeiten compromittirt, sich zu Karl geflüchtet hatten, zu ihm nach Rom geschickt würden, um dort verhört und bestraft zu werden.

2. Als Karl seine Pfalz in Aachen baute, erbat er sich vom Papst aus dem alten Kaiserpalast in Ravenna Marmorsäulen und Mosaiken.

3. Tragen die Münzen Hadrians nur den Namen des Papstes.

4. Als der im Solde des Lombardenkönigs Desiderius stehende päpstliche Kämmerer Paul Afiarta überführt worden war, die Ermordung zweier päpstlichen Beamten, Christophorus und Sergius, veranlaßt zu haben, wurde er auf Befehl Hadrians in Rimini verhaftet, vor Gericht gestellt und auf Befehl des Erzbischofs von Ravenna hingerichtet, welcher somit im Namen, wenn auch gegen den Willen des Papstes, welcher ihn nur verbannt wissen wollte, das jus gladii übte.

5. In den nach Eroberung des Lombardenreiches erlassenen Kapitularien wurden die neu erlassenen Reichsgesetze auch auf dieses Reich ausgedehnt, nicht aber auf Rom und den Kirchenstaat, dessen Gesetzgebung folglich in den Händen des Papstes lag.

[1]) Siehe Papencordt, Rom, S. 136 und Hergenröther, K.-G. I, 726. Note 2.

Digitized by Google

6. Wenn Unterthanen des Papstes zum Patricius reisen wollten, um demselben ihre Ehrfurcht zu erweisen oder Recht von ihm zu fordern, so verlangte der Papst ausdrücklich, um seine Erlaubniß angegangen zu werden

7. Als zwei fränkische Sendboten in dem päpstlichen Patrimonium in der Sabina ohne Wissen des Papstes Hoheitsrechte ausüben wollten, protestirte Hadrian energisch dagegen und betonte seine volle Souveränität über dieses Gebiet.[1])

Ueberdies deutet der Briefstil in der umfangreichen Correspondenz dieses Papstes mit Karl darauf hin, daß er sich seiner vollen Souveränität bewußt ist. Er spricht von „unserer Stadt, von unseren Städten, unserem Volk, unserer Republik." Selbstverständlich entsprachen der Schutzpflicht auch gewisse Rechte, welche sich übrigens nur auf Fragen der höheren Politik erstreckten. Da der Gegenstand des Schutzes ein religiöser und kirchlicher war, die Person des Papstes und das Patrimonium Petri betraf, so betrachteten die Patricier denselben auch als eine religiöse Pflicht, für deren Uebung sie keinen materiellen Vortheil beanspruchten.[2]) Aber der Schutzherr participirte an der hohen Achtung und Verehrung, welche der Nachfolger des heiligen Petrus in der ganzen christlichen Welt genoß. Daß die Papstwahl vollkommen frei war, bedarf keines besonderen Beweises.

V.

Das römische Kaiserthum.

Karl hatte in hervorragender Weise seines Amtes als Patricius gewaltet, den Kirchenstaat gegen die Lombarden und den Papst gegen seine aufständischen Unterthanen vertheidigt. Aber er hatte noch mehr für die Kirche gethan. Durch seine Kriege gegen die Araber hatte er die christliche Cultur im Frankenreich erfolgreich geschützt, durch jene gegen die Sachsen und Avaren hatte er ihr ein neues Feld für ihre civilisatorische Thätigkeit eröffnet, und in den weiten Kreisen, auf welche sein Einfluß sich erstreckte, hatte er ihre gesammte äußere und innere Wirksamkeit hingebend und mit großartigem Erfolg gefördert. All das brachte den Gedanken zur Reife, das bisherige Patriciat über den Kirchenstaat zu einer Schutzherrlichkeit über die ganze Kirche zu erweitern und zwar durch Erneuerung der seit 324 Jahren ruhenden weströmischen Kaiserwürde. Den historischen Vorgang der Kaiserkrönung, welcher sich am ersten Weihnachtstage des Jahres 800 in der St. Peterskirche zu Rom abspielte, können

[1]) Cod. Carol. No. 70. p. 218.

[2]) Vgl. Papencordt, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter S. 134.

wir als bekannt voraussetzen. Ebenso kann die Frage, ob und welche Vorverhandlungen zwischen Leo und Karl stattgefunden haben, hier unerörtert gelassen werden.

Zu betonen ist, daß der Papst, indem er nunmehr einen Schutzherrn für den Kirchenstaat und für die allgemeine Kirche und zwar mit der Stellung als römischer Kaiser creirte, als Oberhaupt der Kirche handelte und als souveräner Fürst des Patrimonium Petri, nicht aber als Bevollmächtigter des römischen Volkes. Dieses begrüßte nur durch freudigen Zuruf die vollendete Thatsache. Ferner, daß auch in der Folgezeit nur derjenige als rechtmäßiger römischer Kaiser angesehen werden konnte, welcher durch den Papst als solcher erwählt war und von ihm oder einem bevollmächtigten Bischof die Kaiserkrönung erhalten hatte.

Rodulfus Glaber († 1050) hat die allgemein herrschende und historisch richtige Ansicht ausgesprochen, wenn er schrieb: „Es ist geziemend und ehrbar, und zum Schutz des Friedens in bester Weise beschlossen, daß kein Fürst das Scepter des römischen Reiches sich anmaße oder Kaiser heißen und sein darf, außer wen der Papst des römischen Stuhles auserwählt als durch Rechtschaffenheit der Sitten für das Gemeinwesen geeigenschaftet, und wem er die kaiserlichen Insignien ertheilt." [1]) Als in späterer Zeit die gegen den Papst aufständischen Römer König Konrad III. einluden, „jetzt, da jedes Hinderniß der Priester beseitigt sei, mit kaiserlicher Macht zu kommen, in Rom, dem Hauptort der Welt, machtvoll zu wohnen und unbeschränkter, als seine Vorfahren, über ganz Italien und das deutsche Reich zu gebieten," erklärte Konrad, indem er die prätendirte Competenz des Senates ganz ignorirte, er werde kommen, um die Treuen zu belohnen und die Empörer zu bestrafen. [2]) Ganz correkter Weise wollte er die Kaiserwürde nicht von der Hand der Aufrührer, sondern aus der des Papstes annehmen, wozu es allerdings wegen des inzwischen organisirten zweiten Kreuzzuges nicht kam. Und selbst Friedrich Barbarossa wies die gleichen in pomphafter Rede gestellten Anträge der republikanischen Römer zurück. Er wollte kein demokratisches Kaiserthum von des römischen Volkes Gnade. Als er aber später, berauscht von den Ideen unbeschränkter Machtvollkommenheit, welche er sich gebildet und welche die Juristen von Bologna auf dem Reichstag von Roncaglia (1158) unhistorisch von

[1]) M. G. SS. VII, 59.
[2]) Weiß, Weltgeschichte, III, 42.

Digitized by Google

dem altrömischen auf das mittelalterliche und vom Papst neu geschaffene Kaiserthum übertrugen und in Rechtsformen brachten, auch das Papstthum der kaiserlichen Gewalt dienstbar machen wollte, da rief ihm der Cardinallegat Roland auf dem Reichstag von Besançon (1157) die mahnenden Worte zu: „Von wem hat denn der Kaiser das Imperium (die Kaiserwürde), wenn nicht vom Papste?"

Daraus erhellt, daß es incorrekt ist, von einem Kaiser Heinrich II., dem Heiligen, zu sprechen; als König ist er der zweite, als Kaiser der erste dieses Namens, weil Heinrich I. nicht Kaiser war. Ebensowenig gab es einen Kaiser Rudolf von Habsburg. Bei der Zusammenkunft desselben mit Gregor X. in Lausanne (1275) waren die Bedingungen, unter welchen die Kaiserkrönung in Rom stattfinden sollte, festgestellt worden, aber zur Krönung selbst kam es wegen des frühzeitigen Todes des Papstes und anderweitiger Hindernisse nicht. Ihnen gebührt nur der Titel „Römischer König" Denn seit Konrad III. (1138—1152) hatte sich die Sitte herausgebildet, den deutschen Herrscher bereits „Römischen König" zu nennen. Papst Eugen III. nannte selbst Konrad, welcher nie Kaiser geworden ist, mit diesem Titel in einem Brief vom 14. Dez. 1146 und in mehreren folgenden (Jaffé Reg. Pontiff. No. 6273. 6305. 6333) als Ausdruck der Anwartschaft, eines Prioritätsrechtes auf die Kaiserkrone.

Das Verhältniß des Kaisers zum Kirchenstaat war im Wesentlichen das gleiche, wie bisher das des Patricius. Vermöge seines Schutzamtes hatte der Kaiser im Kirchenstaat auch *Gerichtsbarkeit* zu üben, aber nur im Auftrag des Papstes und nach Maßgabe der von ihm als dem Souverain des Kirchenstaates zugestandenen Gewalt. Eine Schranke gegen etwaiges Ueberschreiten der kaiserlichen Gewalt sollte der Eid bilden, welchen der Bewerber um die Kaiserwürde vor der Krönung abzulegen hatte, und welcher nicht Unterwürfigkeit, sondern Ergebenheit und Ehrerbietung zur Pflicht machte.

Da die Römer gegebenen Falls dem Kaiser zum Schutz des Kirchenstaates *Heeresfolge* zu leisten hatten, so schwuren sie, wie dem Papst als Landesherrn, so dem Kaiser als Schutzherrn und Advocatus den Eid der Treue. Dieser Schutzpflicht entsprach das Recht, militärische Maßregeln zu treffen und für die in seinem Gebiete erschienenen Truppen von den päpstlichen Besitzungen das sogenannte Fodrum zu erheben d. h. Naturalleistungen zu fordern.

Während aber das Patriciat nur den Schutz des Kirchenstaates zur Aufgabe hatte, so hatte das neue Kaiserthum nebst der gleichen Aufgabe noch eine andere, weit umfassendere: Karl verpflichtete sich als Kaiser zum *Schutz der Kirche* mit ihrer *kulturellen Wirksamkeit* in ganz besonderer Weise. Schon als

Digitized by Google

König hatte Karl die sittliche und wissenschaftliche Erziehung des Klerus eifrig angestrebt, welcher der eigentliche Erzieher der Nation sein sollte. Seine zahlreichen Reichstage waren immer auch Nationalsynoden, auf welchen die Bischöfe beriethen und beschlossen, was zur Hebung des Klerus, zur Förderung des christlichen Lebens dienlich sein konnte. In noch höherem Grade war er hierfür besorgt als Kaiser. So wurden auf dem letzten und bedeutendsten Reichstag zu Aachen im September 813 dem Kaiser die Beschlüsse der fünf im Anfang dieses Jahres zu Chalons, Tours, Rheims, Arles und Mainz abgehaltenen Synoden überreicht und in den Reichstagsbeschluß von Aachen mit aufgenommen, so daß sie jetzt die förmliche Geltung von Reichsgesetzen hatten. Die Christenheit hatte eben jetzt zwei Häupter, ein geistliches und ein weltliches. Was die Oberhirten der einzelnen Diöcesen in Provinzialsynoden berathen und was der Papst als Oberhirte der allgemeinen Kirche approbirt hatte, zu dessen Durchführung bot der Kaiser bereitwillig seinen starken Arm. Diesen Sinn hat es, wenn Ludwig der Fromme von sich sagt: „Die Kirche Gottes, ihre (äußere) Größe (magnificentia) ist von Gott unserer bescheidenen Person zu regieren und zu schützen übertragen worden", und wieder, wenn er von sich und seinem Sohn *sagt*: „Die Kirche, welche Christus . . . seinen rechtgläubigen Dienern Ludwig und Lothar, den ruhmvollen Kaisern, zur Regierung und zum Schutz . . . anvertrauen wollte." Es ist das nicht ein eigenmächtiges Eingreifen in die dem Papst zustehende Regierung der Kirche; sondern seine Aufgabe ist deren Schutz, zu dessen Bethätigung der Kaiser auf Ersuchen des Papstes bestimmte Regierungsmaßregeln zu treffen hat.

Die Ueberzeugung von der höheren Aufgabe der neugeschaffenen Würde fand ihren Ausdruck in der Bezeichnung: Sanctum Romanum Imperium, heiliges römisches Reich.

Welch' eine Anschauung Karl selbst von seiner neuen Würde gehabt, geht daraus hervor, daß er im Frühjahr 802 verfügt, daß alle, Geistliche und Laien, die ihm früher als König geschworen, jetzt ihm als Kaiser einen *neuen Eid* ableisten sollten.[1]) In der Eidesformel steht allem voran der Dienst Gottes, welcher seine und des ganzen Volkes erste Pflicht und Aufgabe ist. Jeder soll

[1]) Cap. von 802. M. G. Legg. I., p. 91 c. 2. — Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. 2. Aufl. Kiel 1883. III., 221 ff.

Digitized by Google

suchen, sich in dem heiligen Dienste Gottes gemäß Gottes Befehl und seinem Versprechen völlig zu erhalten. Gegen die Gott geweihten Kirchen, gegen Wittwen, Waisen und Fremde soll sich keiner Betrug, Raub oder irgendwelche Beleidigung zu Schulden kommen lassen, weil nächst dem Herrn und seinen Heiligen der Kaiser als ihr Schützer und Vertheidiger eingesetzt sei. Dann kommen die Verpflichtungen der Reichsangehörigen in Beziehung auf die Gerichtsbarkeit, das Heerwesen, die Lehen und das Eigenthum des Kaisers. Es sind keine neuen Rechte, welche hier geltend gemacht werden; aber was bereits bestand, erhält eine neue Begründung durch die Beifügung oder wenigstens durch die entschiedenere Betonung des religiösen Elementes, welches Kaiser und Volk verbindet und welches ihrem Verhältniß eine höhere Bedeutung und besondere Weihe gibt. Was das Volk dem Herrscher schuldig war, oder sonst nach Recht und Herkommen zu leisten hatte, das erscheint nun als die Folge göttlichen Gebotes. Aber auch die Verpflichtung des Kaisers ist eine höhere und heiligere geworden, und Karl ist bestrebt, ihr Genüge zu thun, und dem zu entsprechen, was die neue Würde von ihm fordert.

Ebenso war die Stellung des Kaisers zu den übrigen Fürsten eine andere geworden. Karl erhielt zu dem Vorrang, welchen ihm die Größe seines Reiches vor den übrigen Fürsten gab, noch jenen, welcher aus den mit dem Kaiserthum verbundenen geistlichen Zwecken entsprang. Die Aufgabe des Kaisers ging weiter, als die des Frankenkönigs. Er erhielt eine gewisse Oberhoheit über die Fürsten außerhalb des Reiches, welche sich allerdings nicht auf deren Gebiet, sondern auf die Förderung des Christenthums und den Schutz der Christen in demselben bezog. Selbst der Khalif Harun al Raschid fühlte und anerkannte das; im Juni 801 schickte er einen Gesandten mit Ehrengeschenken nach Vercelli und bewilligte Karl die Schutzherrlichkeit über das heilige Grab.[1])

Uebrigens kam die Idee einer durch das Kaiserthum zu erstrebenden Weltherrschaft schon in Karls nächster Umgebung zum Ausdruck. Alcuin schreibt an ihn im Jahre 802:[2]) „Da die Kaiserwürde, welche von Gott geordnet ist, zu keinem andern Zweck so hoch gestellt worden zu sein scheint, als um dem Volke vorzu-

[1]) Einhard, vita Carol. c. 16. Mon. Carol.ed. Jaffé, p. 523.
[2]) Mon. Alcuin. ed. Jaffé No. 191. p. 671 ff.

stehen und zu nützen (praeesse et prodesse), so wird in Folge dessen den von Gott Erwählten Macht und Weisheit verliehen — Macht zur Unterdrückung der Uebermüthigen und zur Vertheidigung der Niedergestellten gegen Ruchlose — Weisheit zur Beherrschung und Belehrung der Untergebenen mit väterlicher Sorgfalt. Durch diese beiden Gnadengaben, erhabener (sancte) Kaiser, hat die göttliche Huld deine Würde unvergleichlich über deine mit gleichem Titel und Rang (nominis et numinis) ausgestatteten Vorgänger erhöht und geehrt, indem sie dadurch allen Völkern aller Orte Furcht vor deiner Gewalt einflößte, so daß jetzt in freiwilliger Unterwerfung solche zu dir kommen, welche in früheren Zeiten sogar Waffengewalt nicht unterwerfen konnte."

Papst Leo schreibt 808 dem Kaiser: „Das von Frömmigkeit getragene Kaiserthum des Herrn beschütze die Gnade von oben, und beuge vor ihm den Nacken aller Nationen."[1])

Nutzen von dieser Schutzherrlichkeit hatte nicht blos die Kirche, sondern auch der Kaiser selbst. Je mehr er das Gebiet der Kirche erweitern half, desto höher mußte auch seine eigene Macht steigen; und je inniger er sich an das Oberhaupt der Kirche anschloß, desto tiefer schlug sein Ansehen Wurzel im Herzen der christlichen Völker.

Noch bestimmter gestaltete sich das Kaiserthum zum dominium mundi im Geiste des deutschen Volkes. Der „Pfaffe Konrad," wahrscheinlich Kaplan Heinrichs des Löwen, läßt in seinem um 1175 verfaßten Rolandslied Karl den Großen von sich sagen:

Ich haize der voget von Rome,
Alle wertliche chrône
Di sculen mir sin unter tân.

Ein Sprüchwort des 15. Jahrhunderts sagt: „Der sterkst ist der Keyser, das ist der andern aller Herr."

Jehan Droyn, der Uebersetzer von Brants Narrenschiff, redet (1498) Maximilian, welcher doch nicht gekrönter Kaiser war, an: Tu es seigneur quasi de tout le monde.[2]) Und da dieser Schutz der christlichen Kultur sich vielfach nur durch gewaltsame Unterwerfung ungläubiger Völker bethätigen ließ, so betet die Kirche am Charfreitag: „Laßt uns auch beten für unseren allerchristlichsten Kaiser, auf daß unser Gott und Herr ihm alle barbarischen Nationen unterwerfe zu unserm immerwährenden Frieden."

1) Mon. Carol. 314.
2) Grimm, Deutsches Wörterbuch, V, 36.

Digitized by Google

Und wieder: „Allmächtiger ewiger Gott, in dessen Hand liegen die Vollmachten aller (Fürsten) und die Gerechtsame über alle Reiche, blicke gnädig herab auf unser römisches Kaiserthum, auf daß die Völker, welche auf ihre rohe Gewalt vertrauen, durch Deine mächtige Hand gebändigt werden." (Missale Romanum.)

Eine phantastische Entartung der Kaiseridee war es, wenn in dem unter Otto III. entworfenen Formelbuch Graphia aureæ urbis Romæ zu dem Kaiserornat, welcher einst so großartig war und jetzt so geschmacklos überladen sein sollte, ein Gürtel gehörte, auf dessen Schließe die drei Welttheile, Europa Asien, Afrika abgebildet waren, mit der Inschrift:

Roma, caput mundi, regit orbis frena rotundi, zum Zeichen, daß er der Herr des Erdkreises sei; und ebenso, wenn es in demselben Formelbuche heißt, „daß nächst dem Allmächtigen der Kaiser der alleinige Gebieter des Erdkreises sei, daß ihm der Befehl und die Gesetzgebung der Welt zustehe, und daß sich vor ihm alle Menschen in den Staub niederwerfen müssen." [1] Der schwärmerische Jüngling starb an gebrochenem Herzen, weil er nicht einmal das aufständische Rom unterwerfen konnte.

Auch Erzbischof Adalbert von Bremen, zeitweilig Reichsverweser und Erzieher Heinrichs IV., hatte ebenso maßlose Begriffe von der Kaisermacht. Nach seiner Anschauung war der Kaiser der Statthalter Gottes auf Erden, erhöht über alle Gewalten der Erde; für ihn besteht kein anderes Gesetz, als sein Wille,[2] — eine Anschauung, welche später bei den Hohenstaufen erblich geworden ist, und welche Friedrich Barbarossa in die Devise zu kleiden pflegte: Quod principi placuit, legis habet vigorem.

Deßgleichen war es ein Zerrbild der erhabenen Kaiseridee, wenn Cola Rienzi, der in historischen Erinnerungen schwärmende Demagog, sich (1347) nannte Candidatus spiritus sancti, miles Nicolaus severus et clemens, liberator urbis, zelator Italiæ, amator orbis et tribunus augustus, wenn er am 1. August ds. Js. vor dem versammelten römischen Volk erklärte, die Wahl des römischen Kaisers und die Herrschaft über das römische Reich gebühre der Stadt Rom und dem Volk des heiligen Italiens, wenn er dann mit dem Schwert nach drei Seiten in die Luft hieb und rief: „Das ist mein und auch dieses ist mein." [3]

VI.

Verwirrung der historischen und rechtlichen Begriffe.

Aus der Geschichte der Entstehung des Kaiserthums geht hervor, daß die Ernennung und Krönung zum Kaiser nicht die Uebertragung der Herrschaft über das Reich (das Frankenreich, seit

[1] Weiß, Weltgeschichte II, 706.
[2] Weiß II, 841.
[3] Weiß III, 711 ff. Papencordt, Rom S. 393. Note.

Otto I. auf das Deutsche Reich) war. Diese geschah anfangs durch die Wahl von Seite des freien Volkes, später durch die geistlichen und weltlichen Großen, zuletzt durch die Kurfürsten. Das Kaiserthum war vielmehr die Creirung eines auf den Kirchenstaat und auf die gesammte Kirche sich beziehenden Schutzamtes. Die Päpste unterscheiden genau zwischen dem Regnum und dem Imperium. Bei den Schlußverhandlungen über die Aufhebung des Investiturstreites schreibt Calixtus II. (1122) an Kaiser Heinrich V.: „Nec regni nec imperii gloriam affectamus.“[1] Innocenz II. schreibt (1130) an die deutschen Bischöfe, daß sein Vorfahrer Honorius König Lothar eingeladen habe, nach Rom zu kommen: pro suscipienda imperialis dignitatis plenitudine.[2]

Die Wahl zum deutschen König bedurfte, für sich allein betrachtet, keiner Bestätigung von Seite des Papstes. Aber schon die zwiespältige Wahl Albrechts von Oesterreich und Adolfs von Nassau wurde von beiden Prätendenten dem Papste zur Entscheidung vorgelegt, nicht blos um durch ein unparteiisches Schiedsgericht einen Bürgerkrieg zu verhüten, sondern weil der rechtmäßige und allgemein anerkannte König der Deutschen Candidat für die Kaiserwürde war, und demzufolge der Papst ein besonderes Interesse an der Person des deutschen Königs, des künftigen Schutzherrn der allgemeinen Kirche, hatte. Darum heißt es in dem eben erwähnten Schreiben des Papstes Innocenz: quod a vobis (den deutschen Wahlfürsten) de eo (Lothar) factum fuerat, (Honorius) auctoritate apostolica confirmavit. In Consequenz dieses nicht direkt, sondern nur in Beziehung auf die Kaisercandidatur beanspruchten Bestätigungsrechtes war der erste Anstoß zu den Wirren zwischen Johann XXII. und Ludwig dem Bayern, daß jener dem König vorwarf, er übe in Italien Kaiserrechte aus, bevor noch die Kirche seine Königswahl gutgeheißen habe.[3]

Aber auch die deutschen Könige unterschieden in der Zeit, wo noch nicht Parteileidenschaft den historischen Blick getrübt hatte, genau zwischen Regnum und Imperium. Als Beweis diene hier nur die Datirung der Urkunden. So eine Urkunde Otto's Data III. Kal. Martii, Anno Dominicae incarnationis DCCCCLXXVI. Indictione

[1] Jaffé, Reg. Pontiff. 5079.
[2] l. c. 5321.
[3] Weiß III., 676.

Digitized by Google

III., Anno vero Regni Domni Ottonis XV., Imperii VIII. Actum Keltheresheim. Aehnlich in älterer Zeit sehr häufig.

So klar es nun ist, daß das Kaiserthum nicht die Uebertragung der Gewalt über das Reich ist, ebenso klar ist anderseits, daß das deutsche Königthum nicht mit dem römischen Kaiserthum indentificirt werden darf. Daß der deutsche König seit Otto I. geborener Candidat der Kaiserwürde war, ist nur Gewohnheitsrecht gewesen. Ganz correkt schreibt Johannes Canaparius, Abt des Alexiusklosters in Rom, der Biograph des hl. Adalbert, ums J. 1000: „Rom allein macht die Könige zu Kaisern.“ [1])

Dennoch trat frühzeitig eine bedenkliche Begriffsverwirrung ein. Auf dem bekannten Reichstag von Besançon 1157 war Friedrich Barbarossa ein Schreiben des Papstes Hadrian IV. überreicht worden, in welchem in Beziehung auf die ihm übertragene Kaiserwürde der Ausdruck beneficium, hier gleich: Wohlthat, Gunst, gebraucht war. Friedrich aber nahm in Folge der perfiden Einflüsterungen des Kanzlers Reinald von Dassel das Wort im Sinn von Lehen, und behauptete, der Papst habe die Uebertragung der Kaiserwürde als Belehnung, somit ihn selbst als seinen Lehensmann bezeichnet. Er erließ nun ein Manifest an die deutschen Fürsten, welches ein Muster von politischer Heuchelei war, und in welchem der Satz ausgesprochen ist, daß ihm „vermittelst der Wahl der Fürsten die Königs- und die Kaiserkrone (regnum et imperium) von Gott allein zugekommen sei.“ [2]) Der Papst erklärte ihm mit bewunderungswürdiger Ruhe, das Wort beneficium bedeute hier nicht feudum, sondern bonum factum, betont aber, die von ihm geschehene Krönung: imperialis dignitatis insigne tuo capiti imposuimus.[3]) Und als Friedrichs erster Zorn verflogen war, schrieb er selbst an Otto von Freising über den Papst: benedictionem coronae Romani Imperii super caput nostrum effudit und unterscheidet sehr genau die prima unctio regni Teutonici von der Kaiserkrönung.[4]) Ebenso Otto von Freising: Imperii coronam accepit anno regni sui quarto.[5]) Damit war dieser Zwischenfall aus der Welt geschafft.

1) MG. SS. IV, 590.

2) MG Legg. II, 105. Damberger, Synchronistische Geschichte VIII, 644 f.

3) MG. l. c. 106.

4) Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat. S 163. Note 4.

5) Otto Frising., De gestis Frid. II, 22.

Digitized by Google

Mit voller Klarheit und vollständig richtig beurtheilt diese später von den Staatsmännern so sehr verdunkelte Frage Gervasius von Tilbury, Kaisers Otto VI. Kanzler und Reisemarschall (um 1211),[1] indem er den Kaiser apostrophirt: „Das Kaiserthum ist nicht Dein, sondern Christi, nicht Dein, sondern Petri; nicht von Dir kam es Dir zu, sondern vom Statthalter Christi und Nachfolger Petri. Durch die Wohlthat des Papstes ward es dem König der Franken verliehen, durch die Wohlthat des Papstes gehört es jetzt dem König der Deutschen, nicht dem der Franken; auch fällt das Kaiserthum nicht dem zu, dem Deutschland zufällt, sondern dem, welchem es der Papst zu geben beschließt." Und um eine für die deutsche Rechtsanschauung höchst bedeutungsvolle Stimme anzuführen, sagt der um 1235 entstandene Sachsenspiegel[2] (III. 52, § 1): Die düdeschen solen durch recht den Konig kiesen. Svenne die gewiet wirt von den bischopen, die dar to gesat sin, unde uppe den stul to aken kumt, so hevet he koniglike walt unde konigliken namen. Svenne in die paves wiet, so hevet he des rikes gewalt unde keiserliken namen.

Nach der Absetzung Friedrichs II. 1244 hatte das Kaiserthum geruht, bis Heinrich VII. dasselbe resuscitirte. Eine romantische Natur, wie er es war, zugleich fromm und kirchlich gesinnt, lebte in seiner Seele das Ideal der Kaiserkrone; auch in Italien war die Erinnerung an das Kaiserthum immer noch lebendig. Die Hoffnung der Ghibellinen schildert ein Flugblatt aus der Feder Dante Alighieri's, welches im Jahre 1310 durch Italien flog: „Sieh jetzt wohl die ersehnte Zeit, in welcher sich die Zeiten des Trostes und des ersehnten Friedens erheben; ein neuer Tag bricht an und sein Morgenroth erheitert die Finsterniß des langen Elends — — juble jetzt auf, Italien, mit welchem Gott Barmherzigkeit trägt! Bald wirst Du von der Welt beneidet sein, sogar von den Sarazenen! Denn Dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm Deines Volkes, der fromme Arringo (Heinrich VII.), der erlauchte Mehrer und Cäsar, schickt sich an, zu Deiner Hochzeit

[1] Otia Imperialia bei Leibnitz, SS. rer. Brunsvic. I, 944.

[2] Die Deutschen sollen von Rechtswegen den König wählen. Wenn dieser geweiht (eingesegnet) wird von den Bischöfen, welche dazu berechtigt sind, und auf den Königsthron zu Aachen gesetzt wird, so hat er königliche Gewalt und den Titel eines Königs. Wenn ihn der Papst weiht, so hat er Gewalt über das Reich (wozu auch Italien gehört) und den kaiserlichen Titel.

Digitized by Google

zu kommen, Trockne, o Du schönste der Jungfrauen, Deine Thränen, und lege die Gebärde Deiner Traurigkeit ab! Denn der ist nahe, welcher Dich befreien wird aus dem Gefängniß der Arglist, der niederschlagen die Vollbringer der Bosheit, mit der Schärfe des Schwertes sie strafen und seinen Weinberg anderen Arbeitern übertragen wird, damit sie Früchte der Gerechtigkeit ernten am Tage der Lese.“[1]) Noch inniger fleht er Heinrich an in seiner Divina comedia:[2])

Komm', komm' Grausamer! Sieh die Noth Dir an
Von Deinen Edlen, tröste, die verzagen,
Und schau', ob Santafior[3]) sich schützen kann!
Sieh Deine Roma sitzen dort und klagen,
Verwittwet, einsam, Tag und Nacht betrübt:
„Mein Kaiser, kannst Du mir den Schutz versagen?“
Komm', sieh das Volk wie es einander liebt;
Und kann Dich nichts zum Mitleid uns bewegen,
Sei es die Schmach, die Deinen Nachruhm trübt.

Aber als eifriger Ghibelline, welche Partei den Staatsabsolutismus verfocht, stellt Dante den kirchlichen Ursprung des Kaiserthums in Abrede. Ihm ist es ein ebenso göttliches Institut, als die Kirche, und ein Abirren von demselben erscheint ihm ebenso ketzerisch, als ein Abirren von der Kirche. Der Zweck des Kaiserthums ist ihm die Seligkeit dieses Lebens, wie der Zweck der Kirche ist die Seligkeit des ewigen Lebens. Das Kaiserthum muß wieder hergestellt werden, dann wird auch das Papstthum seine Bedeutung wieder haben. Der Kaiser steht wie der Papst unmittelbar unter Gott und ist darum dem Papst vollkommen ebenbürtig. Freilich ist dieses Kaiserthum ein weltliches, seine Grundlage ist Friede, Gerechtigkeit und Freiheit. In Beziehung auf die Mittel ist der Kaiser Herrscher, in Beziehung auf das Ziel Diener der Menschheit. Obschon nun der Kaiser unbeschränkter Herr im Weltreich ist, so gehen doch die nationalen Unterschiede nicht zu Grunde; denn er waltet nur in dem Allen gemeinsam Zukommenden.[4]) Kurz, ihm ist die christliche Kaiserwürde die Erbin der Machtfülle der alten römischen Kaiser und sie hat als unmittelbar von Gott stammend, eine absolute Macht über den ganzen Erdkreis[5]) —

[1]) Weiß III, 659.

[2]) Uebersetzung von K. G. v. Berneck, Stuttgart 1856. S. 204.

[3]) Eine unter welfischer Herrschaft stehende Grafschaft.

[4]) Weiß III, 660.

[5]) Dante, De Monarchia. Ed. Firenze 1882. p. 402 sqq. Hist. pol. Blätter XX, 480.

Digitized by Google

eine Anschauung, welcher selbst Kaiser Heinrich VII., zu dessen Gunsten diese Theorie aufgestellt war, in dieser Ausdehnung nicht beipflichtete.

Dem hochsinnigen Dichter kam es übrigens nicht in den Sinn, die päpstliche Autorität als solche anzugreifen und den kirchlichen Boden verlassen zu wollen. Dagegen stellten die Vertheidiger Ludwig des Bayern Sätze auf, welche nicht blos der Geschichte, sondern auch dem Dogma widersprachen.

Durch den Tod Heinrichs VII. war der Königsthron und die Kaiserwürde erledigt. Die folgende Königswahl war zwiespältig: Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich, und es war nicht abzusehen, wann eine Einigung stattfinden würde. Einen nicht allgemein anerkannten König konnte man nicht zum Kaiser machen, und doch war eine Kaisermacht namentlich zur Ordnung der italienischen Verhältnisse überaus nothwendig. Wenn nun dem Papst das Recht zustand, den deutschen König über seine Qualifikation zum Kaiser zu prüfen und dann zu krönen, so stand ihm nach der Natur der Sache und zugleich nach dem Gewohnheitsrecht auch zu, auf die Dauer der Erledigung, beziehungsweise bis zur Hebung der zwiespältigen Regierung einen Reichsvicar für Italien zu ernennen.[1]) Das that nun Johann XXII., und verbot Ludwig alle Ausübung kaiserlicher Rechte in Italien, weil nicht einmal sein Königthum unbestritten war, er also nicht als römischer König, noch weniger als Kaiser anerkannt war. Als Ludwig dieses Verbot nicht beachtete, sondern fortfuhr, kaiserliche Vollmachten in Anspruch zu nehmen, und als er deßhalb der Excommunication verfiel, fand er gelehrte Vertheidiger, welche nicht blos die geschichtlichen Thatsachen auf den Kopf stellten, sondern auch Ludwig auf seiner unheilvollen Bahn immer weiter trieben.

Zwei Pariser Doctoren, Marsilius de Menandrino aus Padua und Johannes aus Jandun, bearbeiteten mit dem zu Ludwig geflüchteten Ubertino von Casales das berüchtigte, Ludwig dedizirte Werk Defensor pacis,[2]) welches sich offenbar an Dante's Monarchia anschließt, aber um vieles weiter geht. Nach ihm stünde die Kirchengewalt ursprünglich der Gemeinde zu, als deren vorzüglichster Repräsentant der Kaiser erscheint. Von der Gemeinde sei dieselbe auf den Klerus übertragen worden, dessen verschiedene Abstufungen nur auf Konzession des Kaisers, nicht auf göttlichem Recht

[1]) Phillips, Kirchenrecht III., 288 ff.

[2]) Abgedruckt bei Goldast, Monarchia S. Rom. Imp. II. 154.

Digitized by Google

beruhten. Daher habe der Kaiser das Recht, den Papst ein- und abzusetzen, und ohne seine Erlaubniß könne die Kirche keine Strafe verhängen. Da ferner Christus nicht freiwillig, sondern gezwungen den Tribut gezahlt habe, so stehe dem Kaiser auch die Disposition über alles Kirchengut zu[1]) — lauter Sätze, welche sich decken mit dem, was von den „Reformatoren" des 16. Jahrhunderts reproduzirt wurde. Der Minorit Wilhelm Occam sah im Kaiserthum eine absolute, von Gott stammende, über den ganzen Erdkreis sich erstreckende Gewalt, welche nur bedingt ist durch die Wahl von Seite der Kurfürsten, nicht aber durch die Krönung von Seite des Papstes[2]), erklärt also deutsches Königthum und römisches Kaiserthum für identisch und läugnet irgend welchen berechtigten Einfluß des Papstes auf beides.

Lupold von Bebenburg, Domherr, später (1353) Bischof von Bamberg, welcher über den historischen Theil der Frage vollkommen richtige Ansichten hat, auch dem Papst unter gewissen Umständen aus Gründen der Nothwendigkeit thatsächlicher Verhältnisse das Recht einräumt, bisweilen über das Kaiserthum zu entscheiden, vertheidigt doch bis zu einem gewissen Grade den vom Reichstag zu Frankfurt (1338) ausgesprochenen Satz,[3]) daß ein von der Majorität der Kurfürsten gewählter römischer König sofort, ohne päpstliche Einwilligung und Bestätigung zu bedürfen, als König und Kaiser zu achten sei.

VII.

Schwinden der Kaisermacht.

Mit dem Tode Ludwigs des Bayern und dem Verschwinden seiner Hofcanonisten verschwanden auch die von ihnen aufgestellten Kaisertheorien. Ludwigs Nachfolger Karl IV. vereinbarte sich mit dem Papste über den Empfang der Kaiserkrone und erhielt dieselbe am Ostersonntag dem 5. April 1355 durch den Cardinalbischof von Ostia

1) Phillips III, 374.

2) Occam, octo Quaestiones bei Goldast l. c. Quaest. 4. cap. 1. Vergl. auch Silbernagel, Occams Ansichten über Kirche und Staat. Hist. Jahrbuch VII, 423.

3) Hartzheim, Conc. Germ. IV, 331.

in der Sct. Peterskirche zu Rom. Wie wenig Werth aber der Papst selbst auf die früher so hoch geschätzte Unterstützung durch den Kaiser legte, mag daraus entnommen werden, daß er ausdrücklich verlangt hatte, Karl solle nicht mit einem Heere, sondern nur mit einem Gefolge erscheinen und solle noch am Tage der Krönung die Stadt wieder verlassen, wie es in der That geschah. Die Kaiser hatten ihre Schutzpflicht zu oft ins Gegentheil umgekehrt, und darum schien Vorsicht geboten.

Eine Folge hatten jene geschichtswidrigen Theorien aber doch, daß man nämlich für alle Zukunft das Zusammentreten der Kurfürsten zur Königswahl weit häufiger als „Kaiserwahl" bezeichnete, und daß man den deutschen König ohne Rücksicht auf die päpstliche Krönung Kaiser nannte. Karl V. war der letzte deutsche König, welcher (am 24. Februar 1530 von Clemens VII. zu Bologna) die Kaiserkrone empfing. Sein Vater Maximilian hatte mit Rücksicht auf das Krönungsrecht des Papstes nur den Titel „erwählter römischer Kaiser" geführt, welchen ihm Julius II. (1508) förmlich zugestanden hatte; und das blieb die Titulatur der deutschen Könige von Ferdinand I. an. Doch hielten die Päpste an ihrem historischen Rechte fest. Als Karl abdicirte und Ferdinand gewählt wurde, *ohne* daß dem Papste Nachricht davon gegeben worden war, erhob Paul IV. ernste Beschwerde. Erst dessen Nachfolger Pius IV. anerkannte die Wahl Ferdinands, welcher die Zusicherung gab, er werde, sobald die Zeitlage es gestatte, nach alter Sitte die Krönung durch den Papst nachsuchen, was freilich weder von ihm, noch von seinen Nachfolgern geschah.[1])

Eine neue Schmälerung hatte die Kaiserwürde durch die „Reformation" erhalten. Noch 1512 hatte der Demagog des Schwarzwaldes Jos Fritz erklärt, „im Papste und Kaiser seien die von Gott gesetzten Obrigkeiten". Aber wie sich die Bauern ihren Kaiser dachten, zeigt der Plan des Doktor Fuchs von Fuchsstein, Ulrich von Württemberg zum „Bauernkaiser" zu machen und durch ihn die communistischen Pläne der Bauern durchzuführen. Selbst Karl's V. Kanzler Mercurius Herborio de Gatinara hatte Karl den Gedanken nahe gelegt, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und die deutschen Kurfürsten, Fürsten, Herzoge und Land-

[1]) Schmid, die deutsche Kaiser- und Königswahl ꝛc. Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft VI, 3 ff.

Digitized by Google

grafen zu mediatisiren und zu bloßem Hofadel zu degradiren,[1]) — ein Gedanke, welcher Karls loyalem Sinn nicht entsprach. Nachdem Luther vergebens versucht hatte, Kaiser Karl für sich zu gewinnen, schlug er einen ganz anderen Ton an in den Schriften „An den Kaiser und den Adel der deutschen Nation von des christlichen Standes Besserung" und „Zwei kaiserliche, uneinige und widerwärtige Edicte". — „Ich habe einen tiefen Haß gefaßt gegen den Kaiser, äußerte er im J. 1541, und will thun, was ich nur kann, gegen ihn" . . . . — „Der Kaiser war, ist und wird bleiben der Knecht der Knechte des Teufels". — „Hie siehst du, wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser . . . . sich unverschämt rühmt, er sei der wahre obriste Beschirmer des Glaubens".[2])

Wie es die protestantisch gewordenen Fürsten mit ihrer Liebe zum deutschen Reiche hielten, zeigt der Vertrag, welchen Kurfürst Moritz von Sachsen zugleich im Namen des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, des Herzogs Johann Albrecht von Meklenburg und des Landgrafen Philipp von Hessen am 5. Oct. 1551 mit Heinrich II. von Frankreich schloß, in welchem sie ihm die deutschen Städte Metz, Toul, Verdun preisgaben und sich verpflichteten, bei einer künftigen Wahl ihn zum Kaiser zu küren, wenigstens Keinen zu wählen, welcher ihm nicht genehm wäre.[3])

Daß die protestantischen Reichsstände jeden Versuch des Kaisers, zum Schutz der katholischen Kirche in ihrem Territorium einzutreten, zurückwiesen, ist leicht begreiflich. Bis zu welchem Grad durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens die kaiserliche Schutzherrlichkeit eingeengt worden war, zeigt der Passus der Wahlkapitulation Leopolds I.: „Falls Jemand von den Landständen oder Unterthanen bei uns oder unserem Reichshofrathe oder dem Kammergerichte etwas anzubringen oder zu suchen sich gelüsten lassen würde, so wollen wir darauf halten, daß ein solcher nicht leichtlich gehört, sondern von der Schwelle des Gerichtes weg und zu schuldigem Gehorsam an seinen Landesfürsten und Herrn gewiesen werde."[4]) Verdemüthigender konnte die Bedeutungslosigkeit des Kaiserthums nicht ausgesprochen werden.

---

1) Weiß III, 337.
2) Evers, Katholisch oder Protestantisch. S. 288 ff.
3) Weiß IV, 535.
4) Weiß V, 533.

Digitized by Google

Zwar zeigten auch jetzt noch die deutschen Könige und erwählten römischen Kaiser regelmäßig ihre Wahl in Rom an, und ebenso regelmäßig erfolgte von dort ihre Anerkennung. Aber sie standen zum apostolischen Stuhl kaum in innigeren Beziehungen, als die übrigen Souveräne. Wie Joseph II. seine kirchliche Schutzpflicht auffaßte, zeigt die Geschichte des Emser Congresses (1786), in welchem „der allermächtigste Beistand kaiserlicher Majestät" für die nach Unabhängigkeit von Rom strebenden Staatsbischöfe (die drei geistlichen Kurfürsten und der Erzbischof von Salzburg) zugesagt wurde.

Doch Gott hielt seine schützende Hand über die in ihrer Einheit bedrohte Kirche. Nicht sie ging zu Grunde, sondern das so viel mißbrauchte und seiner Aufgabe untreu gewordene Kaiserthum.

Die Säcularisation war von vielen deutschen Fürsten *hinter dem Rücken* des Kaisers mit Frankreich und Rußland verhandelt worden. Am 25. Februar 1803 wurde dieselbe durch den Reichsdeputations-Hauptschluß ausgesprochen, am 24. März vom Reich, am 27. April vom Kaiser ratificirt. Am 1. August 1806 sagten sich sechzehn deutsche Reichsstände vom Reiche los und vereinigten sich unter dem Protectorat des französischen Kaisers zu dem „Rheinbund." Fünf Tage später (am 6. August) legte Franz II. die Krone als *römischer Kaiser* und mit ihr die Würde als *deutscher König* nieder, nachdem er in Ahnung des Kommenden schon am 11. August 1804 den Titel eines *Erbkaisers von Oesterreich* angenommen hatte. Er war der 54. römische Kaiser seit Karl dem Großen gewesen, der 44. seit Otto dem Großen, mit welchem die Krone an das deutsche Königthum übergegangen war, die so lange der Stolz Deutschlands und so vielfach der Gegenstand der Bewunderung der übrigen Nationen gewesen war, der 20. aus dem Hause Habsburg. Das erhabene Band, welches das Oberhaupt des Reiches mit dem Oberhaupt der Kirche verbunden hatte, wurde einseitig gelöst und das römische Kaiserthum wurde nach einem Bestand von 1006 Jahren sang- und klanglos zu Grabe getragen.

Die *Kaiserwürden*, welche in diesem Jahrhundert geschaffen wurden, ruhen auf einer *anderen Basis*. Das *österreichische* Kaiserthum ist eine Titulatur, unter welcher sich die verschiedenen königlichen, herzoglichen und gräflichen Titel des Landesoberhauptes subsumiren. Der Titel des *französischen* Kaiserthums-

Digitized by Google

(von 1804 und 1852) wurde gewählt, um den Bruch mit dem legitimen Königthum auszudrücken. Für das deutsche Reich 1870 war anfangs, um den föderativen Charakter desselben zum Ausdruck zu bringen, dem König von Preußen der Titel „Bundespräsident" zugedacht. Auf Antrag des Königs von Bayern boten ihm die Bundesfürsten den erblichen Titel „Deutscher Kaiser" an. Der von der Königin von England 1876 angenommene Titel einer Kaiserin von Indien bezeichnet die Oberherrlichkeit über die verschiedenen ehemals selbstständigen indischen Königreiche.

Die Fortschritte der Elektrotechnik

und

Die internationale elektrotechnische Ausstellung zu Frankfurt a. M.

Mitte Mai bis Mitte October 1891.

Von

P. **Columban Brugger** O. S. B.

Es wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß der vorliegende Stoff zumal für eine in Frankfurt erscheinende Broschüre „zeitgemäß“ sei. Ob er aber auch passend sei für eine Zeitschrift, welche vor allem katholisches Wissen, Denken und Fühlen vermitteln soll, wird vielleicht manch' einer bezweifeln. — Indeß stehen wir Katholiken dem Fortschritt nicht feindlich gegenüber; im Gegentheil wir grüßen jeden wahren Fortschritt in Kunst, Wissenschaft und Technik, und helfen dazu mit. Erinnern wir uns nur an einen sel. Albertus Magnus und so viele andere fromme und gelehrte Mönche, welche trotz ihrer strengen religiösen Anschauungen und ihrer ascetischen Lebensweise, dennoch ihre Zeitgenossen in der Kenntniß und Anwendung der Naturkräfte oft weit übertrafen. Aber wir suchen alles von einem höheren Standpunkte aus zu betrachten und aufzufassen. Wir bedauern, daß gerade heutzutage so viele Naturforscher dem Unglauben und Materialismus verfallen sind; aber wir können nicht zugeben, daß die Fortschritte in der Naturerkenntniß selbst daran die Schuld tragen. Erschließen uns nicht alle Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Gebiete immer mehr die wunderbare Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit im Reiche der Natur und kräftigen in uns den Glauben an einen allweisen Schöpfer des Himmels und der Erde? — Gott hat den Menschen auf die Erde gesetzt, „daß er sie bebaue.“ Wir verstehen diese Worte der hl. Schrift im weiteren Sinne so: Gott hat den Menschen auf die Erde gesetzt, daß er ihre Kräfte kennen und ausnützen lerne zu seinem eigenen Vortheile und

Digitized by Google

zur Verherrlichung Gottes. — Deßwegen hat der Schöpfer uns auch einen Verstand gegeben, durch den wir in die Geheimnisse der sichtbaren Schöpfung eindringen und sie uns dienstbar machen, zugleich aber Gottes Größe, Weisheit und Macht daraus erkennen können. „Denn das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit." (Röm. 1, 20.)

Die folgenden Zeilen sollen dazu dienen, dem Leser einen Ueberblick über den heutigen Stand der Elektrotechnik zu geben, wie er uns durch die Frankfurter Ausstellung vermittelt wurde. Es ist ja gerade die Elektricität, die gegenwärtig das größte Interesse beansprucht und die ohne Zweifel in nächster Zukunft berufen ist, in mannigfaltiger Weise auf die menschlichen Lebensverhältnisse einzuwirken.

Unter allen Anwendungen der Elektricität sind im letzten Jahrzehnt die elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung derart in den Vordergrund getreten, daß dieselben wohl mit Recht fast die ganze Ausstellung beherrschten. — Die Versuche, elektrische Ströme zu Beleuchtungs- und Kraftzwecken zu verwenden, reichen in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts zurück. Davy hatte 1813 die Entdeckung gemacht, daß sich zwischen zwei Kohlenstäben, die mit den beiden Polen einer kräftigen galvanischen Batterie verbunden und anfänglich mit einander in Berührung sind, ein prächtiger hellstrahlender Lichtbogen bildet, sobald die Kohlen etwas von einander entfernt werden. Der elektrische Funke springt von einer Kohle zur andern über, es werden zugleich kleine Kohlentheilchen losgerissen, besonders von dem mit dem positiven Pole verbundenen Stabe und diese Kohlentheilchen werden bei der sehr hohen Temperatur des überspringenden Funkens zur stärksten Weißgluth erhitzt. Daher kommt das intensive, blendende Licht des Davy'schen oder Volta'schen Lichtbogens.

Aus der Thatsache, daß die Kohlenstäbe sich abnutzen, abbrennen, und zwar der positive doppelt so stark als der negative, ergab sich die Nothwendigkeit, einen selbstthätig wirkenden Mechanismus zu erfinden, welcher die Kohlenspitzen in gleichbleibender Entfernung halten und zu diesem Zwecke die Kohlenstäbe entsprechend nachschieben mußte. So war das Hauptprincip unserer heutigen Bogenlampen gefunden. Der Grund, warum nicht schon damals das elektrische Licht zu allgemeiner Verwendung kommen konnte, war in der Unzulänglichkeit der bekannten elektrischen Stromquellen gelegen. Man hatte für solche Zwecke blos die galvanischen Elemente, welche nicht für längere Zeit

Digitized by Google

ununterbrochen gleich starke Ströme zu liefern im Stande waren, und deren Instandhaltung sich als sehr umständlich und kostspielig erwies.

Nachdem Oersted 1820 die Einwirkung des galvanischen Stromes auf eine Magnetnadel entdeckt hatte, entwickelte sich rasch die Theorie des Elektromagnetismus. Man erkannte, daß man mittels des elektrischen Stromes nicht blos Magnete von ungleich größerer Tragkraft herstellen könne, als die besten Stahlmagnete besitzen, sondern daß man unter Anwendung eines von isolirten Drahtwindungen umgebenen weichen Eisenstabes eine Bewegung auf beliebige Entfernung hin übertragen könne, indem beim Durchfließen des Stromes durch die Drahtwindungen der Eisenkern magnetisch wird, seinen Anker anzieht und dadurch eine Bewegung vermittelt, den Magnetismus aber wieder verliert und den Anker losläßt, sobald der Strom unterbrochen wird. Diese wichtige Entdeckung suchte man nicht blos für Fernschreibzwecke und dergl. zu verwerthen sondern gedachte auch elektromagnetische Kraftmaschinen (Motoren) zu konstruiren, durch welche der elektrische Strom Arbeit zu leisten im Stande wäre gleich dem Dampf in der Dampfmaschine oder dem Wasser im Wasserrade. Verschiedene Maschinen dieser Art wurden ersonnen; allein keine ergab praktisch brauchbare Resultate, theils wegen der Unvollkommenheit ihrer Bauart, theils wiederum wegen der mangelhaften Beschaffenheit der Stromquellen, der galvanischen Batterien.

Aehnlich wie bei der Reibungselektricität durch die mechanische Arbeit des Reibens Elektricität erzeugt wird, findet bei den galvanischen Batterien eine Umsetzung von chemischer Arbeit in elektrische Energie statt. Durch diese chemische Arbeit wird aber fortwährend Zink verbraucht und die Flüssigkeit der Elemente chemisch verändert. Solche Elemente und Batterien können allerdings mit Vortheil verwendet werden, wenn es sich nur um schwächere Ströme handelt, z. B. für Telegraphen, elektrische Läutwerke, Uhren u. s. w. Sobald aber starke Ströme verlangt werden, die für Beleuchtungs- oder Kraftübertragungszwecke dienen sollen, muß im allgemeinen die Anwendung solcher galvanischen Batterien als unpraktisch verworfen werden.

Wohl hatte Seebeck 1821 die Thermosäulen erfunden, Apparate, durch welche eine direkte Umwandlung von Wärme in Elektricität ermöglicht wird; allein die Thermosäulen liefern verhältnißmäßig so schwache Ströme, daß sie ebenfalls für obige Zwecke ungenügend erscheinen.

Da entdeckte Faraday 1831 die Induktionselektricität,

Digitized by Google

Ströme von blos momentaner Dauer, welche in geschlossenen Leitern erzeugt werden, wenn in einem benachbarten Leiter Ströme von irgend einer Stromquelle geschlossen oder unterbrochen, verstärkt oder geschwächt werden. Diese sog. Volta-Induktionsströme erlangten zunächst Bedeutung für medizinische Elektrisirapparate u. s. w., wobei galvanische Elemente als Stromerzeuger dienen; sie haben aber in neuester Zeit im elektrischen Beleuchtungswesen und in der Kraftübertragung einen großartigen Umschwung hervorgerufen, weil die Transformatoren auf diesem Prinzip beruhen.

Von größter Tragweite war die Entdeckung der Magneto-Induktionsströme. Diese entstehen, wenn einem geschlossenen Leiter ein Magnetpol genähert oder von ihm entfernt, verstärkt oder geschwächt wird. Es war also ein Mittel gegeben, durch Annäherung und Entfernung von Magnetpolen, also durch mechanische Arbeit, elektrische Ströme zu erhalten.

In den vierziger Jahren wurden von Stöhrer, Clarke und andern recht brauchbare magnet-elektrische Maschinen gebaut, bei denen die elektrischen Ströme durch Rotation von weichen mit Drahtspulen umgebenen Eisenkernen (Anker genannt) vor den Polen kräftiger Stahlmagnete erzeugt wurden. Solche Apparate liefern weder andauernde Ströme, noch solche von gleicher Stärke, sondern das Maximum der Stromstärke tritt ein, wenn eine Spule gerade an dem Pol sich befindet. Auch ändert sich die Stromrichtung in den Spulen bei jeder halben Umdrehung (bei Anwendung von einem Spulenpaar und zwei Magnetpolen.) Diese Wechselströme können allerdings durch sogenannte Kommutatoren gleichgerichtet werden, immerhin erhält man aber nicht kontinuirliche Ströme, sondern rasch aufeinanderfolgende Stromstöße oder Impulse. Je mehr Spulenpaare und Magnetpole angewendet werden, desto geringer werden die Unterschiede der Stromstärken zwischen deren Maximum und Minimum, es mehrt sich die Anzahl der Stromimpulse bei einer Umdrehung und dadurch werden die Ströme kontinuirlicher. Jedoch genügten auch diese verbesserten Maschinen von Stöhrer u. a. den Anforderungen der Praxis noch nicht vollständig. Sie fanden aber der Hauptsache nach Anwendung bei einigen magnet-elektrischen Wechselstrommaschinen späterer Zeit, die wirklich zu praktischen Beleuchtungszwecken verwendet wurden.

Von der größten Bedeutung war der von Dr. Werner Siemens in Berlin 1857 konstruirte Wechselstrominduktor mit dem sogenannten

Digitized by Google

Doppel-T-Anker. Diese Apparate werden jetzt noch gebraucht, z. B. bei den Telephonen mit Induktionsläutwerken. Die induzierende Wirkung der Magnetpole auf die Drahtwindungen des Ankers ist bei diesen Maschinen viel stärker als bei den frühern, weil der Anker sehr nahe an den Polen sich befindet und die Zeit des Stromunterbruchs auf ein Minimum reduzirt ist.

Geradezu epochemachend war die Erfindung des Ringankers durch Pacinotti 1860. Er wurde jedoch erst durch Gramme 1871 beim Bau von magnet-elektrischen Maschinen verwendet. Zwischen den Polen eines Stahlmagneten ist ein Eisenring mittels einer Achse drehbar angebracht. Derselbe ist mit einer Anzahl Drahtspiralen umwickelt, derart daß jedesmal das Ende der einen mit dem Anfang der folgenden durch einen Kupferstreifen des sog. Kollektors leitend verbunden ist. Letzterer bildet einen auf der Achse der Maschine sitzenden und von derselben isolirten Cylinder, der ebensoviele von einander isolirte Kupferstreifen enthält, als Drahtspiralen vorhanden sind. An zwei Stellen legen sich Schleiffedern an den Kollektor an, welche die entstandenen elektrischen Ströme aufzunehmen und fortzuleiten haben. Der Vorgang bei Bildung der Ströme ist der Hauptsache nach folgender: Durch die Einwirkung des Stahlmagneten haben sich in dem zwischen dessen Polen befindlichen Eisenringe die entgegengesetzten Pole gebildet. Bei der Drehung des Ringes bleiben diese Pole nahezu an demselben Ort in Bezug auf die feststehenden Pole des Stahlmagneten; aber in Bezug auf den Ring selbst verschieben sich die Pole fortwährend. Die Wirkung ist daher dieselbe, als wenn die Drahtspiralen feststehen und Magnetpole durch dieselben geschoben würden, oder als wenn bei feststehendem Ring die Spiralen über denselben hinwegbewegt würden. Es müssen also in diesen Spiralen Induktionsströme entstehen, die zwar nicht in allen zu gleicher Zeit gleiche Stärke haben, sich aber zu einander addiren. Es kann daher den Schleiffedern (Bürsten genannt) ein Strom entnommen werden, der bei genügender Anzahl von Spiralen auf dem Ring als kontinuirlich betrachtet werden kann.

Um möglichst hohe Wirkung zu erzielen, verwendete Gramme als Hufeisenmagnet einen Jamin'schen Blättermagnet und versah denselben mit Polschuhen, die den Ring möglichst nahe umschließen. Damit der rasche Polwechsel in dem Eisenring denselben weniger stark erwärme, wurde der Ring aus einem Drahtbündel gefertigt.

Eine andere Konstruktion des Ankers, der Trommelanker,

Digitized by Google

wurde von Hefner-Alteneck erfunden. Statt des Ringes verwendet er einen Cylinder aus weichem Eisen, der der Länge nach mit isolirten Kupferdrahtsträngen bewickelt ist, bei denen wieder das Ende des einen mit dem Anfang eines entsprechenden andern (hier nicht des nächstfolgenden) durch einen Streifen des Kollektors verbunden ist. Diese Trommel rotirt zwischen zwei langen Polschuhen, auf welchen eine größere Anzahl kräftiger Stahlmagnete angebracht ist, so daß alle Nordpole mit dem einen, alle Südpole mit dem andern Polschuhe verbunden sind. Beide zuletzt besprochenen magnet-elektrischen Maschinen ergaben günstige Resultate; allein sie sind sehr kostspielig wegen der schwierigen Herstellung der großen Stahlmagnete und letztere verlieren auch nach und nach ihre ursprüngliche Kraft. Man versuchte daher die Stahlmagnete durch Elektromagnete zu ersetzen, die entweder durch Batterien oder kleinere Induktionsmaschinen erregt wurden.

Die größte Entdeckung ist jedoch die des dynamo-elektrischen Prinzips durch Siemens 1866 und unabhängig von ihm durch Wheatstone in England 1867. Bei einer beliebigen magnet-elektrischen Maschine werden die Stahlmagnete durch Elektromagnete ersetzt, die Windungen der letztern aber in den Stromkreis des Ankers eingeschaltet. Besitzen die Eisenkerne der Elektromagnete in Folge erstmaliger Magnetisirung durch eine andere Stromquelle noch etwas sog. remanenten Magnetismus, so wird durch die Umdrehung des Ankers zwischen den schwachen Polen des Elektromagneten in den Drahtwindungen des Ankers ein schwacher Induktionsstrom erregt, der durch die Windungen des Elektromagneten kreisend, in letzteren den Magnetismus verstärkt, wodurch wieder die Induktionsströme verstärkt werden u. s. w., bis das der angewandten Kraft entsprechende Maximum erreicht ist. Alle nach diesem Prinzip gebauten Maschinen werden dynamo-elektrische Maschinen, Dynamomaschinen oder kurzweg Dynamo genannt. Alle haben das gemeinsam, daß in ihnen mechanische Arbeit in elektrische umgewandelt wird, mögen sie nun Wechsel- oder Gleichströme liefern, mit Ring- oder Trommelanker versehen sein.

Um dem Leser die Beziehungen zwischen der aufgewandten mechanischen und der dadurch erzeugten elektrischen Arbeit klar zu machen, sowie zum bessern Verständniß der praktischen elektrischen Einheiten: Ampère, Volt, Watt, Ohm sei kurz Folgendes bemerkt: [1])

[1]) Für diejenigen Leser, denen Zeit oder nöthige Vorbildung fehlt, um sich in das Verständniß dieser etwas schwierigen Punkte hineinzuarbeiten, dürfte es genügen, wenn sie sich das Fettgedruckte merken.

Digitized by Google

Die neuere Physik sucht alle Maaße auf das sogenannte absolute System zurückzuführen, in welchem als Längeeinheit 1 Centimeter, als Masseneinheit 1 Gramm und als Zeiteinheit 1 Sekunde gewählt wird; deßwegen heißt dieses System Centimeter-Gramm-Sekunde- oder kurz C. G. S. System. Als Einheit der Kraft gilt jene Kraft, welche eine Sekunde lang auf eine Grammmasse einwirkend, derselben die Geschwindigkeit 1 Centimeter ertheilt — sie wird Dyn genannt. Da die Schwerkraft der Grammmasse nach der ersten Sekunde die Geschwindigkeit 981 Centimeter verleiht, wirkt sie also mit 981 Dyn auf dieselbe, oder 1 Dyn $= {}^1/_{981} = 0{,}001019$ Gramm.

Bekanntlich werden in der Mechanik größere Kräfte nach Pferdekräften gemessen und letztere zu 75 Sekunden-Meter-Kilogramm angenommen, d. h. als eine Kraft, die im Stande ist in einer Sekunde 75 Kilogramm einen Meter hoch zu heben, oder 1 Kilogramm auf die Höhe von 75 Meter zu bringen. Beziehen wir diese Kraft auf das C. G. S. System, so haben wir (weil 1 Meter = 100 Centimeter und 1 Kilogramm = 1000 Gramm ist) 1 Pferdekraft = 7 500 000 Centimeter-Gramm-Sekunde oder in Dyn ausgedrückt (weil 1 Dyn = ${}^1/_{981}$ Gramm) 1 Pferdekraft = 7 500 000 : ${}^1/_{981}$ = 7 358 500 000 Dyn.

Da zwischen Magnetismus und Elektricität die engsten Beziehungen bestehen, wie sich solche besonders in der Wirkungsweise der Dynamo zeigen, und die elektrischen Einheiten gerade hierauf begründet sind, müssen zum besseren Verständniß noch einige andere Begriffe erläutert werden, bevor wir zur Bestimmung der absoluten und der praktischen elektrischen Einheiten übergehen können.

Wir schreiben einem Magnetpole die Einheit des Magnetismus zu, wenn er einen gleichnamigen und gleich starken Pol in der Entfernung 1 Centimeter mit der Kraft eines Dyn abstößt.

Die absolute Einheit der elektrischen Stromstärke wird demjenigen Strome zugeschrieben, der in einem bogenförmigen Leiter von 1 Centimeter Radius und 1 Centimeter Länge auf den im Mittelpunkte des Kreisbogens befindlichen Magnetpol von der Stärke 1 mit der Kraft eines Dyn einwirkt — Weil ein solcher Strom ziemlich stark ist, hat man für die Praxis nur den zehnten Theil als Einheit genommen und Ampère genannt. Ein **Ampère** ist also ${}^1/_{10}$ oder 10^{-1} der absoluten Einheit der Stromstärke und **entspricht ungefähr einem Telegraphirstrom.**

Magnete besitzen die Eigenschaft, auf mehr oder weniger große Entfernung zu wirken. Am besten kann man das beobachten, wenn man auf die Pole eines hufeisenförmigen Magneten einen Karton oder eine Glasplatte legt und mit Eisenfeilspänen bestreut. Dieselben ordnen sich (besonders bei schwacher Erschütterung der Platte) zu eigenthümlichen, gekrümmten Linien (magnetische Kurven), die von einem Pole ausgehend zum andern Pol führen. Diese Kurven bezeichnen die Richtung der an diesen Punkten herrschenden magnetischen Mittelkräfte. Das ganze Gebiet, auf das die Magnetpole ihre Wirksamkeit ausdehnen, nennt man das magnetische Feld.

Wenn ein Magnetpol in ein solches magnetisches Feld gelangt, wird er in letzterm einen Zug oder Stoß erfahren, dessen Stärke um so größer

Digitized by Google

ist, je stärker das magnetische Feld ist. Denken wir uns einen Pol von der Stärke 1 im magnetischen Felde, welches mit der Kraft von n Dynen auf denselben wirkt, so stellen wir uns vor, es kommen auf jeden Quadratcentimeter des Feldes n *Kraftlinien*. Diese Kraftlinien haben die Richtung der oben beschriebenen magnetischen Kurven. Wir können uns an und für sich unendlich viele Linien im magnetischen Felde denken, aber wir denken uns auf jedes Dyn, womit das magnetische Feld wirkt, *eine* solche Linie fallend, um so eine Erleichterung für unsere Vorstellung zu haben.

Wir haben gesehen, daß elektrische Ströme entstehen können, wenn Magnetpole einer Drahtspule genähert oder von ihr entfernt werden. Diese Ströme werden aber nur dann erzeugt, wenn die Bewegung derart ist, daß der Leiter Kraftlinien durchschneidet. — Damit überhaupt ein elektrischer Strom zu Stande komme, muß das elektrische Gleichgewicht gestört werden, ähnlich wie das Wasser in einer Röhrenleitung nur fließen kann, wenn Gefälle vorhanden, wenn das Wasser von einem höher gelegenen Ort herkommt und so auf die unten gelegenen Wassermassen einen Druck ausübt. Das Wasser fließt um so schneller durch die Röhren, je größer das Gefälle oder der Druck der oben gelegenen Wassermassen ist. Zum Fließen des elektrischen Stromes ist auch ein gewisses Gefälle, ein elektrischer Druck erforderlich, der mit dem Namen *elektromotorische Kraft* oder *Spannung* belegt worden ist. Bei den galvanischen Elementen wird diese Spannung durch chemische Arbeit hervorgebracht, das eine Metall wird positiv, das andere gleichstark negativ elektrisch, das eine hat im gewissen Sinne Ueberfluß, das andere Mangel an der normalen Elektricitätsmenge, es wird gleichsam eine mit Wasser gefüllte horizontale Röhre auf einer Seite gehoben, auf der andern um gleichviel gesenkt, so daß das Wasser vermöge des erhaltenen Gefälles fließen kann, sobald die Röhre geöffnet wird. — So entsteht auch eine gewisse Spannung oder elektromotorische Kraft, wenn ein elektrischer Leiter die Kraftlinien eines magnetischen Feldes bei seiner Bewegung durchschneidet und zwar ist dieselbe um so größer, je mehr Kraftlinien in der Sekunde geschnitten werden.

Als *absolute Einheit der elektromotorischen Kraft* gilt diejenige, welche in einem Leiter erzeugt wird, der in der Sekunde eine Kraftlinie schneidet. — Diese absolute C. G. S. Einheit ist aber für praktische Zwecke viel zu klein, da z. B. ein Daniell'sches Element ungefähr 110 Millionen solcher Spannungseinheiten erzeugt. Daher wurde die praktische Einheit der elektromotorischen Kraft, das *Volt*, auf das Hundertmillionenfache festgestellt. Also 1 Volt = 100 Millionen oder 10^8 C. G. S. — **Ein Volt ist ungefähr 0,9 der elektromotorischen Kraft eines Daniell'schen Elementes.**

Wie die Arbeit, welche z. B. das Wasser in einer Wasserleitung zu leisten im Stande ist, dem Produkte aus Wassermenge und Wasserdruck entspricht, so ist die **elektrische Arbeit** gleich dem Produkte aus Stromstärke × elektromotorischer Kraft (Spannung), also nach den praktischen Einheiten gleich **Ampère × Volt.** Die **Einheit der elektrischen Arbeit, 1 Volt-Ampère,** wird auch **Watt** genannt und ist also gleich $10^{-1} \cdot 10^8 = 10^7$ C. G. S.

Nun läßt sich leicht berechnen, welche elektrische Arbeit durch eine Pferdestärke geleistet werden kann. Es wurde oben gezeigt, daß 1 P. S. =

7 358 500 000 C. G. S. sei; dividiren wir diese Zahl durch die Einheit der elektrischen Arbeit 10^7, so ergibt sich 735,8 oder 736 Watt. Also 1 PS = 736 Watt. (Die Engländer nehmen die Pferdekraft, Horse power, HP = 550 Fußpfund, etwas mehr als 75 Meterkilogramm; darnach ist 1 HP = 746 Watt.)

Wie bei jeder Umwandlung geht auch bei der Umformung von mechanischer in elektrische Arbeit durch Reibung, Widerstand ꝛc. etwas verloren. Theoretisch gibt 1 P. S. 736 Watt; dieser Werth kann aber praktisch niemals erreicht werden. Unter Güteverhältniß einer Maschine versteht man die procentische Angabe der wirklich gewonnenen elektrischen Arbeit. Wenn man z. B. sagt, das Güteverhältniß betrage 89 %, so heißt das, von je 100 Watt, die nach der Theorie geliefert werden sollten, werden in Wirklichkeit 89 erzeugt.

Endlich muß noch die Einheit des Widerstandes bestimmt werden. Wie nämlich das Wasser in einer Röhrenleitung einen Reibungswiderstand erfährt, der um so größer ist, je länger und enger die Röhren sind, ebenso erleidet der elektrische Strom in den Leitungen einen solchen, der einerseits von der Natur des Leitungsmaterials abhängig ist, anderseits mit der Länge der Leitung zu, mit deren Dicke abnimmt. — Die früher gebräuchlichste Widerstandseinheit war diejenige von W. Siemens in Berlin angegebene: der Widerstand, den eine Quecksilbersäule von 1 Meter Länge und 1 Quadratmillimeter Querschnitt dem Strom darbietet. Jetzt wird dieselbe nach dem Ohm'schen Gesetze aus den Einheiten der Stromstärke und der elektromotorischen Kraft abgeleitet nach der Gleichung:

$$\text{Stromstärke} = \frac{\text{elektromot. Kraft}}{\text{Widerstand}}, \text{ woraus folgt: Widerstand} = \frac{\text{elektromot. Kraft}}{\text{Stromstärke}}.$$

Die praktische Widerstandseinheit wird Ohm genannt und ergibt sich also aus der Gleichung: $1 \text{ Ohm} = \frac{1 \text{ Volt}}{1 \text{ Ampère}}$, oder $1 \text{ Ohm} = \frac{10^8 \text{ C. G. S.}}{10^{-1} \text{ C. G. S.}} = 10^9 \text{ C. G. S.}$

Ein Ohm entspricht dem Widerstand einer Quecksilbersäule von 1 Quadratmillimeter Querschnitt und 106 Ctm. Länge.

Nach Erklärung der wichtigsten elektrischen Einheiten kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß es sich beim Bau von Dynamomaschinen vor allem darum handelt, ein kräftiges magnetisches Feld herzustellen und dasselbe so anzuordnen, daß der Anker der Maschine, sei er nun Ring- oder Trommelanker, möglichst viele magnetische Kraftlinien schneidet. Ferner ersieht man daraus, daß man beliebige Ströme von hoher Spannung (großer elektromotorischer Kraft) und geringer Stärke oder solche von geringer Spannung und großer Stärke erzeugen kann, je nachdem die Ankerspulen mit vielen dünnen oder mit wenigen dicken Windungen versehen werden. Ebenso läßt sich erkennen, daß unter sonst gleichen Umständen sowohl elektromotorische Kraft als Stromstärke sich steigern bei erhöhter Umdrehungszahl des Ankers.

Bei den Gleichstromdynamos können die Windungen der Elektromagnete in verschiedener Weise in den Stromkreis des Ankers

Digitized by Google

eingeschaltet werden. Die erste Art ist die Serienschaltung: die Elektromagnetwindungen werden mit den Ankerspulen hintereinander geschaltet, der ganze Ankerstrom zirkulirt durch dieselben. Die Windungen werden von verhältnißmäßig dicken Drähten gebildet. Unter Voraussetzung gleicher Tourenzahl des Motors nimmt nicht nur die Stromstärke, sondern auch die Stromspannung ab, wenn der äußere Widerstand zunimmt, denn das magnetische Feld wird schwächer, die Ankerdrähte schneiden in der Sekunde weniger Kraftlinien.

Eine zweite Art ist die Nebenschlußschaltung. Die Elektromagnetspulen haben viele dünne Windungen, also großen Widerstand, sie sind mit dem äußeren Stromkreise parallel geschaltet, d. h. von den Bürsten gehen die Hauptleitungen aus, zugleich aber auch die Leitungen zu den Elektromagnetspulen, so daß sich also der Ankerstrom in zwei Zweigströme theilt, deren Stärken sich umgekehrt zu einander verhalten, wie die Widerstände der Leitungen. Verringert sich daher der Widerstand im Hauptstromkreise, z. B. durch Auslöschen von Lampen bei Parallelschaltung derselben, so wächst die elektromotorische Kraft bei konstanter Geschwindigkeit des Motors, weil der Strom in den Elektromagnetspulen, also auch das magnetische Feld stärker wird. Die Stärke des Hauptstroms dagegen nimmt ab.

Die dritte Art der Schaltung ist eine Verbindung der beiden vorgenannten. Die Elektromagnete erhalten zweierlei Wickelung, eine aus wenigen dicken Drähten bestehende, die in den Hauptstromkreis eingeschaltet ist, und eine zweite aus vielen dünnen Drähten als Nebenschluß. Wie aus obigem hervorgeht, können die Verhältnisse der beiden Wickelungen derart abgemessen sein, daß bei konstanter Tourenzahl die Elektromagnete gleich stark erregt werden, ob der äußere Widerstand innert gewissen Grenzen zu- oder abnimmt. Denn wenn in Folge des verkleinerten äußeren Widerstandes die Stromstärke in den dicken Wickelungen des Elektromagneten abnimmt, nimmt sie in den dünnen zu; so kann also das magnetische Feld in konstanter Stärke erhalten werden und die elektromotorische Kraft bleibt sich gleich. Diese Art der Wickelung nennt man Verbund- oder Compoundwickelung. Sie wird immer angewandt, wenn es sich um Erhaltung gleicher Spannung handelt.

Bei Wechselstrommaschinen wird der Strom zur Erregung der Feldmagnete bald einzelnen Ankerspulen entnommen, welche zu diesem Zwecke mit einem besonderen Kommutator verbunden sind, bald wird

Digitized by Google

der Strom durch eine besondere kleine Gleichstromdynamo oder eine Akkumulatorenbatterie geliefert.

Jede Dynamo kann auch als Motor verwendet werden, wenn ein elektrischer Strom in sie hineingesandt wird. Denn es bildet sich dadurch ein kräftiges magnetisches Feld, in welchem die vom Strome durchflossenen Spulen des Ankers und der dadurch magnetisch polarisirte Eisenkern derart angezogen werden, daß der Anker in Rotation geräth. Also die gleiche Maschine, die einmal mechanische Arbeit in elektrische umwandelt, ist auch befähigt, ein andermal elektrische Arbeit in mechanische zurückzuverwandeln.

Wir finden Ende der 70er und Anfangs der 80er Jahre alle diese Kenntnisse bereits im Großen verwerthet. Glänzend bewies dies die elektrotechnische Ausstellung in München 1882. Man sah dort schon große Dynamomaschinen, sogar 100pferdige von Edison, und auch Elektromotoren verschiedener Größe zeigten die Möglichkeit elektrischer Kraftübertragung. Man hatte auch Dynamos mit hochgespannten Strömen bis und sogar über 2000 Volt.

Obwohl man schon 1882 in München leicht voraussehen konnte, daß der Elektricität eine große Zukunft offen stehe, so zeigte sich damals doch noch gar viel Unfertiges und Unvollkommenes. Es ist darum von besonderem Interesse, die Resultate jener Ausstellung mit denen der Frankfurter zu vergleichen. Das soll zunächst geschehen an den Dynamomaschinen und deren Motoren.

In München wurden die Dynamos mittels Riemenübertragung von den verschiedenartigen Motoren betrieben. So glanzvoll die elektrische Beleuchtung sich dort gestaltete, haftete ihr im allgemeinen der Fehler an, daß die Lichtstärke oft bedeutenden Schwankungen unterworfen war. Das hatte seinen Grund in verschiedenen Fehlern. Wenn die Motoren nicht mit ausgezeichneten, sehr empfindlichen Regulatoren versehen sind, bleibt die Tourenzahl der Dynamos nicht konstant und in Folge dessen ändert sich Stromspannung und Stromstärke. Oder es können die Transmissionsriemen gleiten, wodurch ebenfalls die Dynamo unregelmäßig angetrieben wird. Bei plötzlich gesteigertem Kraftbedarf können die Riemen sogar abgeworfen werden. Andere Störungen können von mangelhafter Konstruktion der Riemenschlösser oder Nähte herrühren, indem dieselben beim Uebergang über die Riemenscheibe der Dynamo einen Stoß veranlassen, der sich z. B. durch Zucken des Lichtes bei Beleuchtungsanlagen kenntlich macht.

Seit 1882 suchte man diesen Fehlern in verschiedener Weise zu

Digitized by Google

begegnen. Ein Blick in die große Maschinenhalle der Frankfurter Ausstellung gibt uns am besten Aufschluß über die Fortschritte in diesem wichtigen Punkte. Die meisten Dynamos der Ausstellung werden durch Dampfmaschinen angetrieben, welche den Dampf aus 20 großen Dampfkesseln, zusammen von ungefähr 3000 P. S., beziehen, die in dem hinter der Maschinenhalle gelegenen Kesselhaus aufgestellt sind. Sowohl Kessel als Dampfmaschinen bilden selbst wieder Ausstellungsobjekte, in denen die besten Firmen mit einander konkurriren. Andere Dynamos werden durch Gasmotoren verschiedener Systeme, einige auch durch Petroleummotore getrieben. Bei all diesen verschiedenen Motoren wird durch gute Regulatorvorrichtungen ein möglichst gleichmäßiger Gang hergestellt. Bei vielen derselben zeigen die eingeschalteten Tachometer (Instrumente, welche die augenblickliche Geschwindigkeit oder Tourenzahl einer Maschine abzulesen gestatten) einen beinahe absolut gleichmäßigen Gang an.

Um alle Fehler zu vermeiden, welche durch Riementransmission entstehen können, war man bestrebt, Motoren zu bauen, bei welchen eine direkte Kuppelung von Motor- und Dynamoachse möglich wurde. Bei Turbinen für Hochdruckwasser hat das keine besondere Schwierigkeit; wohl aber bei Dampfmaschinen, Gasmotoren ꝛc. Die Dynamomaschinen erfordern nämlich eine ziemlich hohe Tourenzahl, kleinere 1000—1500 in der Minute. Weil aber bei Dampf- und Gasmotoren eine hin und hergehende Bewegung des Kolbens vorhanden und diese sich erst durch Kurbelmechanismus in die rotirende verwandeln muß, sind bei diesen Maschinen so hohe Tourenzahlen unzulässig, wegen der dadurch entstehenden Stöße und seitlich wirkenden Druckkräfte. Die Maschienen würden sich viel zu rasch abnutzen und dadurch unbrauchbar werden.

Man hat deswegen die Dynamomaschinen so gebaut, daß sie eine geringere Tourenzahl beanspruchen und andererseits die Kolbenmotoren in Lagern, Gleitschienen ꝛc. so solid konstruirt, daß sie immerhin noch eine große Geschwindigkeit vertragen.

Die direkte Verbindung einer Dampf- und Dynamomaschine auf gemeinsamer Achse nennt man Dampfdynamo oder Dampflichtmaschine. An solchen Maschinen war die Frankfurter Aus-Ausstellung sehr reich. Zu dieser Klasse gehörten die größten der ausgestellten Dynamos: beim Haupteingange der Maschinenhalle eine 600 pferdige Dampflichtmaschine für Wechselstrom. Sie macht bei ihrer Maximalleistung 125 Touren in der Minute und liefert 400 000

Digitized by Google

Watt, 2000 Volt und 200 Ampère. Der elektrische Theil stammt aus der Maschinenfabrik „Helios", Actiengesellschaft für elektrisches Licht und Telegraphenbau, Köln-Ehrenfeld. Die Dampfmaschine wurde von der Maschinenbauanstalt H. Paulsch in Landsberg gebaut. Diese gewaltige Maschine lieferte Strom für viele Glühlampen und Bogenlampen, sowie für eine Anzahl Elektromotoren in der Ausstellung, ferner für eine Kraftübertragungsanlage von 20 P. S. und eine Lichtanlage von 30 000 Watt nach dem Palmengarten.

Weiter rechts befanden sich zwei gewaltige Dampflichtmaschinen in der Abtheilung von Siemens & Halske, Berlin. Die eine bestand aus einer Dreicylinderdampfmaschine von G. Kuhn, Stuttgart, von 500 P. S. bei 100 Touren und einer Gleichstrommaschine für 150 Volt und 330—600 000 Watt von Siemens & Halske. Die zweite war eine Zweicylinderdampfmaschine mit ausgeglichener Massenbewegung der Maschinenfabrik Bukau, Actiengesellschaft zu Magdeburg, verbunden mit einer Wechselstromdynamo von Siemens & Halske für 2000 Volt und 330 000 Watt. Die Vorzüge der Dampfmaschine bestehen in einer möglichst vollkommenen Ausgleichung der Wirkung der auf- und niedergehenden Massen. Der massive kleine Dampfkolben hat mit seiner Stange genau dasselbe Gewicht, wie der große Kolben mit seiner Stange. Daher ist der Gang der Maschine ein ungemein ruhiger und eine solche Maschine jedenfalls sehr dauerhaft. Sie hat eine normale Leistung von 450 P. S. bei 100 Touren. Die Wechselstrommaschine hat einen feststehenden Anker mit 60 Induktionsspulen; der äußere Durchmesser des Ankers beträgt 4,6 Meter. Der rotirende sternförmige Feldmagnet trägt 60 Spulen, welche die Pole des Feldmagneten bilden, sein äußerer Durchmesser beträgt 3,7 Meter. Bei dieser Anordnung kommt natürlich der kostspielige und der Abnützung unterworfene Kollektor in Wegfall.

Andere große direkt mit der Dampfmaschine gekuppelte Dynamos waren ausgestellt von Schuckert & Co., Nürnberg, zu 320 P. S., 160 Umdrehungen, 1000 Ampère, 230 Volt; von der Maschinenfabrik Eßlingen: eine Dampfdynamo von 100 P. S., 100 Umdrehungen, 480 Volt, 124 Ampère. — Außerdem waren noch viele kleinere Maschinen dieser Art zu sehen, die aber zum Theil sehr hohe Tourenzahlen hatten, so daß man daran zweifeln möchte, ob ihnen eine lange Lebensdauer zuzuschreiben wäre. Mehrere Dynamos verschiedener Größe wurden auch durch Gas- oder Petroleummotoren direkt angetrieben.

Digitized by Google

Die andern Dynamos waren durch Riementransmissionen mit ihren Motoren verbunden, jedoch ohne an den oben gerügten Fehlern zu leiden. Die Riemen waren sehr breit und sorgfältig zusammengefügt, so daß weder ein Abwerfen, noch Gleiten, noch Stoßen vorkommen konnte; auch die Hanfseiltransmissionen erwiesen sich als vorzüglich zum elektrischen Betriebe geeignet.

Unter den Dynamomaschinen der Ausstellung waren sowohl solche mit Ring- als mit Trommelanker zahlreich vertreten, auch Gleich- und Wechselstrommaschinen ungefähr in gleicher Anzahl, während 1882 in München die Gleichstrommaschinen weitaus die Mehrheit bildeten. Im allgemeinen zeigte sich ein solider Bau und bei den meisten ein fast funkenloser Gang, was bekanntlich ein Haupterforderniß einer guten Maschine ist. Auch haben die meisten heutigen Maschinen ein solches Güteverhältniß, daß man in dieser Hinsicht wohl kaum mehr erreichen wird. Die Anordnung der Feldmagnete war bald die althergebrachte, bei der die Pole von außen her den Anker einschließen, bald waren Innenpole verwendet und bildete im letztern Fall der auf der Außenseite abgedrehte Ringanker selbst den Kollektor. — Bei einigen Wechselstrommaschinen wurden die Feldmagnete durch Ströme aus kleineren Gleichstromdynamos oder aus Akkumulatoren erregt.

Auf eine besondere Art von Wechselstrommaschinen muß hier noch aufmerksam gemacht werden, auf die Drehstromdynamos, wie solche unter anderm für die großartige Kraftübertragung von Lauffen am Neckar nach Frankfurt Anwendung fanden. Bei letztern besteht das rotirende magnetische Feld aus 32 ungleichnamig aufeinanderfolgenden Magnetpolen. Die Induktionsspiralen bilden drei von einander unabhängige Stromkreise, derart daß in jedem gleichstarke Ströme erzeugt werden, deren maximale Spannung und Stärke aber nicht zu gleicher Zeit auftreten. Diese Ströme werden in drei isolirten Leitungsdrähten weiter geführt und gelangen entweder in Beleuchtungs- oder Kraftübertragungsanlagen zur Verwendung. Die Elektromotoren für Drehstrom besitzen bedeutende Vorzüge vor den anderen Wechselstrommotoren, so z. B., daß sie sehr einfache Bauart besitzen und selbst bei voller Belastung mit Kraft anlaufen. (Leider ist eine nähere Beschreibung ohne Abbildung nicht möglich.) Auch die Firma Lahmeyer & Co. in Frankfurt hatte eine Drehstrom-Kraftübertragung in Betrieb.

Wir kommen zu einer der wichtigsten Fragen auf dem Gebiet

Digitized by Google

der Elektrotechnik: wie kann die durch die Dynamomaschinen erzeugte elektrische Energie an die einzelnen Abnehmer für Beleuchtungs- und Kraftübertragungszwecke richtig vertheilt werden?

Nehmen wir an, es handle sich um eine großstädtische Anlage oder wenigstens um eine große Entfernung der Dynamomaschinen von den Verbrauchsstellen des elektrischen Stromes, wie solches zutreffen kann, wenn weit entlegene Wasserkräfte ausgenützt werden sollen.

Je länger die Leitung ist, um so größer wird der Widerstand, den der elektrische Strom darin erfährt; ein Theil der elektrischen Energie verwandelt sich in Wärme. Je größer die Stromstärke ist, um so größer muß auch der Querschnitt der Leitung sein; im Allgemeinen rechnet man auf jedes Ampère 1 Quadratmillimeter Leitungsquerschnitt. Wollte man z. B. eine elektrische Energie von 400 000 Watt auf größere Entfernung fortleiten und hätte einen Strom von 100 Volt und 4000 Ampère, so müßten die Leitungsdrähte nach obiger Angabe etwa 7 Ctm. Durchmesser haben, was unausführbar ist. Allerdings dürfte man den Draht auch dünner nehmen, aber nur unter bedeutender Einbuße an Spannung des Stromes. Die gleiche elektrische Energie von 400 000 Watt ließe sich aber auch mit gleich günstigem Resultat fortleiten durch einen Strom von 1000 Volt und 400 Ampère in einem Leitungsdraht von 2,3 Ctm. Durchmesser, oder durch einen Strom von 4000 Volt und 40 Ampère in einem Leitungsdraht von blos 7 Millimeter Durchmesser. Es ist also leicht einzusehen, daß man für lange Leitungen und Uebertragung großer elektrischer Energie Ströme von möglichst hoher Spannung verwenden sollte. Allein das hat seine Schwierigkeiten. Dynamomaschinen für sehr hohe Spannungen sind sehr schwer zu bauen und deren Isolation leidet leicht Schaden; zudem sind sie lebensgefährlich. Sobald ein Mensch durch Berührung der beiden Pole, Poldrähte oder damit verbundener Theile in den Stromkreis eingeschaltet wird, tritt plötzlich der Tod ein. Das Gleiche wäre der Fall, wenn Einer nur einen Leitungsdraht erfaßt, aber zugleich mit dem feuchten Erdboden, einem Dampfrohr und dergl. in Berührung käme. Für die meisten Menschen wirken Ströme, die gegen 1000 Volt Spannung haben, tödtlich. In diese Gefahr kommen sehr leicht die Arbeiter, die sich mit Instandhaltung solcher Maschinen zu befassen haben. Vor allem aber wäre es durchaus unzulässig, solche hochgespannte Ströme in die Wohnungen selbst einzuführen.

Nun hat man aber in den Transformatoren Apparate erfunden, mittels deren man Ströme von hoher Spannung und ge-

Digitized by Google

ringer Stärke in solche von beliebig niedriger Spannung und entsprechend größerer Stromstärke verwandeln kann. Am einfachsten werden die Apparate, wenn man Wechselströme zur Verfügung hat und das ist der Grund, warum sich in den letzten Jahren besonders die Wechselstrommaschinen entwickelt und in größeren Centralanlagen vielfach eingebürgert haben.

Ein Wechselstrom-Transformator ist eigentlich nichts anderes als ein Induktionsapparat nach Art eines Rhümkorff'schen Funkeninduktors. Bei letzteren haben wir eine Spule mit dicken Wickelungen, in der ein weicher Eisenkern steckt. Ueber diese dickdrähtige Spule ist eine zweite mit vielen feinen Windungen geschoben. In die dicken Drahtwindungen der ersten Spule wird beim Rhümkorff'schen Induktor ein Batteriestrom gesandt, der aber durch eine am Apparat angebrachte Vorrichtung in rascher Aufeinanderfolge unterbrochen und wieder geschlossen wird. Deßwegen entstehen in der dünndrähtigen Spule Induktionsströme. Dieselben sind von viel höherer Spannung aber geringerer Stärke als der ursprüngliche Batteriestrom und zwar verhalten sich die Stromspannungen zu einander umgekehrt wie die Querschnitte der Spulendrähte. Es ist also ein solcher Induktionsapparat eigentlich nur ein Apparat, der niedrig gespannte Ströme von größerer Stärke in solche höherer Spannung und geringerer Stärke umwandelt. Damit dies geschehe, müssen aber die Batterieströme unterbrochen werden, weil nur Induktionsströme entstehen beim Oeffnen und Schließen und überhaupt bei jeder Aenderung der Stärke des Hauptstromes. In ganz ähnlicher Weise könnte man mit den erwähnten Induktionsströmen die umgekehrte Verwandlung vornehmen, wenn man hochgespannte Ströme in rascher Aufeinanderfolge in die dünndrähtige Spule senden würde; in der Spule mit dicken Windungen könnte man Ströme niedrigerer Spannung, aber entsprechend größerer Stärke erhalten.

Die Wechselstrommaschinen liefern Ströme, die in rascher Aufeinanderfolge, bei manchen gegen 100-, ja sogar viele 1000mal in der Sekunde, ihre Richtung umkehren. Sendet man nun z. B. einen solchen Wechselstrom hoher Spannung in die dünndrähtige Spule eines oben beschriebenen Apparates, so entstehen in der dickdrähtigen Spule Ströme von entsprechend geringerer Spannung aber größerer Stärke; denn der Wechselstrom enthält alle Bedingungen zur Bildung rasch aufeinanderfolgender Induktionsströme. Jede Umkehr der Stromrichtung setzt eine, wenn auch äußerst kurze, Stromunterbrechung voraus und

Digitized by Google

weil die Stromrichtung des Erzeugungsstromes sich in rascher Folge ändert, geschieht das Gleiche auch mit den entstehenden Induktionsströmen.

Diese Wechselstromtransformatoren fanden bald Anwendung bei großen elektrischen Centralanlagen. — Nehmen wir obiges Beispiel: es sei eine elektrische Energie von 400 000 Watt auf große Strecken zu vertheilen. Wir wählen dazu eine Wechselstrommaschine von 2000 Volt und 200 Ampère; dieser Strom gelangt von der Maschine aus in die Hauptleitungen, die nach einem oder mehreren Vertheilungspunkten führen, dort sind Transformatoren aufgestellt, die den erhaltenen Strom in Ströme von beliebig niedriger und wenn man will verschiedener Spannung überführen. Erst diese unschädlichen Ströme werden zu den eigentlichen Verbrauchsstellen geleitet. Es ist also Gefahr vorhanden bei den Maschinen, den Hauptleitungen und dem Transformator, von dort an hört jede Lebensgefahr auf. Die Maschinen sind aber dem Zutritt unbefugter Leute abgeschlossen, die Arbeiter kennen die Gefahr und können ihr bei genügender Vorsicht entgehen, die Hauptleitungen sind der Berührung durch Menschen und Thiere entzogen. Erst durch die Transformatoren gewinnt eine elektrische Centralanlage wahren und allseitigen Werth, weil durch sie *eine* billige Leitungsanlage ermöglicht wird und an die einzelnen Verbrauchsstellen Ströme von solcher Spannung gesendet werden können, wie sie die dort befindlichen Apparate erfordern. Allerdings geht auch bei dieser Umformung gegen 10% der ursprünglichen elektrischen Energie verloren. — Diese Transformatoren werden in verschiedener Weise ausgeführt, das Prinzip bleibt aber immer dasselbe.

Die Frankfurter Ausstellung hat verschiedene größere und kleinere Anlagen vorgeführt, in denen Transformatoren Verwendung fanden; die größte, welche zugleich der Ausstellung einen unvergänglichen Namen sichert, ist die Uebertragung elektrischer Energie auf eine Entfernung von 175 Kilometer, von Lauffen am Nekar nach Frankfurt a. M. Zudem wurden hierbei die Transformatoren in doppelter Weise benutzt, sowohl zur Verwandlung von niederen in hohe Spannungen, als auch umgekehrt.

In Lauffen wurde durch eine 300 P. S. Turbine eine Drehstromdynamo in Bewegung gesetzt. Dieselbe lieferte im Maximum drei Wechselströme von je 1400 Ampère bei 50 Volt. Diese Ströme gelangten aber nicht direkt in die Fernleitung, sondern zuerst in die dicken Wickelungen von Transformatoren, die sich von dem oben beschriebenen

Digitized by Google

blos dadurch unterscheiden, daß sie entsprechend den drei von einander getrennten Strömen drei Spulenpaare enthalten. Dieselben stehen zur besseren Isolirung der Windung in einem eisernen Kasten, der mit Oel gefüllt ist; deßwegen werden sie auch Oeltransformatoren genannt. Das Uebertragungsverhältniß war so gewählt, daß mit einem solchen Transformator die Spannung von 50 Volt in eine solche von 12 500, mit zwei hintereinander geschalteten in eine solche von 25 000 verwandelt werden konnte. Somit betrug die in der Feruleitung herrschende Stromstärke blos noch 2,8 Ampère, konnte also durch die angewandten 4 Millimeter dicken Kupferdrähte leicht übertragen werden. Diese hochgespannten Ströme gelangten in der Ausstellung in die dünnen Wickelungen der dort aufgestellten Transformatoren und es konnten aus den dicken Windungen derselben wieder Ströme von niedriger Spannung und großer Stromstärke entnommen werden. Die dort zur Verwendung kommende Spannung betrug 60 Volt und es wurden mit diesem Strom circa 900 Glühlampen gespeist, die an dem großen Schilde vor der Vertheilungshalle montirt waren, ferner eine Anzahl Drehstrommotoren in Bewegung gesetzt, deren größter von 100 P. S. eine Centrifugalpumpe trieb zur Speisung des neben der Halle angelegten Wasserfalles. Die Pumpe beförderte in der Minute 1100 Liter auf die Höhe von 10 Meter.

Das kühne Projekt wurde ausgeführt durch die „Allgemeine Elektricitätsgesellschaft" in Berlin und die „Maschinenfabrik Oerlikon", Kt. Zürich, Schweiz. Wir dürfen es ein kühnes Unternehmen nennen, denn noch anfangs des Jahres 1891 erklärten es tüchtige Elektrotechniker als unausführbar. Doch die in Oerlikon vor den Vertretern verschiedener deutscher Staaten und berühmten Fachmännern angestellten Versuche berechtigten zu den besten Hoffnungen. — Bei feuchter Witterung würden die gewöhnlichen Porzellanisolatoren, wie solche zu Telegraphen- und Telephonleitungen benutzt werden, für Ströme von so hoher Spannung nicht mehr ausreichen. Der Strom würde zum Theil über die feuchte Oberfläche der Isolatoren nach den eisernen Trägern und von dort durch die nassen Stangen in die Erde gehen. Es kamen deßwegen sog. Oelisolatoren zur Anwendung. Die Porzellanglocken haben innen in der Höhlung eine oder mehrere Rinnen, die mit gut isolirendem Oel gefüllt werden. Es mußten 9—10 000 solcher Isolatoren beschafft und circa 5800 Telegraphenstangen errichtet werden. Letzteres übernahm die deutsche Reichspost

und die Drähte wurden von der Firma Hesse Söhne in Hedderneim bei Frankfurt leihweise geliefert; sie brauchte circa 500 Kilometer Draht im Gewicht von 60 000 Kilo.

Weil die Dynamomaschinen blos Ströme von 50 Volt liefern, sind sie vollständig gefahrlos. Gefahr ist erst vorhanden bei den Transformatoren und den Fernleitungen. Die ersteren bedürfen aber während des Betriebes keiner Wartung, die letzteren sind auf hohen Stangen montirt und so für das Publikum ungefährlich. Zudem sind in Lauffen selbstthätige Kurzschluß- und Minimalausschalter angebracht, welche bei eintretendem Kurzschluß oder Bruch eines Drahtes die Dynamomaschine augenblicklich stromlos machen. Da die Leitung meist der Bahnlinie entlang läuft, wurden bei jeder Station Vorrichtungen angebracht, mittels deren die Leitung kurz geschlossen und somit indirekt stromlos gemacht werden konnte, sobald irgendwo auf der Linie eine Störung bemerkt werden sollte. Es dürften also gegen dieses System der Vertheilung elektrischer Energie auch vom Standpunkt der öffentlichen Sicherheit keine Bedenken erhoben werden können. — Ueber das Güteverhältniß der Lauffen-Frankfurter Uebertragung ist noch nichts Bestimmtes zu berichten; die diesbezüglichen Messungen und Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Indessen darf wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß das Resultat im Allgemeinen günstig ausfallen wird, zumal unter Berücksichtigung der von manchen Physikern und Technikern gehegten Befürchtung, man werde von dem in Lauffen der 175 Km. langen Leitung anvertrauten Strome in Frankfurt nichts mehr wahrnehmen. Der Wasserfall war in Betrieb, die nahezu 1000 Glühlampen leuchteten prächtig und gaben ein sehr ruhiges Licht, ein Beweis, daß das Unternehmen als gelungen zu betrachten ist. Um diesen Erfolg recht würdigen zu können, mögen hier einige geschichtliche Notizen über die Fernleitung elektrischer Energie folgen.

Es beruhen zwar alle Telegraphen auf einer Fernleitung elektrischer Energie; allein hierbei ergaben sich keine besonderen Schwierigkeiten, weil es sich blos um Uebertragung schwacher Ströme handelt. Der erste größere Versuch auf diesem Gebiete wurde 1882 bei Anlaß der elektrotechnischen Ausstellung in München durch den französischen Physiker Marcel Deprez gemacht. Er stellte in Miesbach 57 Km. von München entfernt eine Turbine auf, welche eine Dynamo für 1400 Volt betrieb und leitete den erhaltenen Strom nach der Ausstellung; dort sollte er eine Pumpe in Thätigkeit setzen. Aber von

Digitized by Google

den circa 1,06 P. S, welche die Primär-Dynamo absorbirte, wurden nur etwa 0,235 nach München übertragen; zudem vermochten die Dynamos die hohe Stromspannung nicht auszuhalten und wurden derart beschädigt, daß die Versuche nicht weiter geführt werden konnten. Deprez ließ sich nicht entmuthigen, er unternahm 1885 und 1886 mit Unterstützung des Hauses Rothschild neue Versuche. Er wollte zuerst 500, dann 200, zuletzt nur noch 100 P. S. von Creil nach Paris, auf eine Entfernung von 56 Km. übertragen, die angewandte Spannung betrug 6200 Volt. Der erste Versuch mißglückte gänzlich, angeblich weil ein Sturm die Leitungsdrähte in Unordnung gebracht hatte. Beim zweiten Versuch erhielt er von 100 ursprünglichen Pferdekräften 42, ein besseres aber immerhin schlechtes Resultat. Fontaine wiederholte im October desselben Jahres den Versuch und erhielt von 96 P. S. der Primärstation 49,8 an der Sekundärstation. Auch dieses Resultat konnte nicht befriedigen und so kam es, daß man allgemein annahm, 50 Km. sei die größte Entfernung, auf die man elektrische Energie übertragen könne. Dieser Ansicht war man noch anfangs 1891 und nun hat die Frankfurter Ausstellung den thatsächlichen Beweis geleistet, daß eine Uebertragung auf mehr denn die dreifache Entfernung möglich sei — und zwar wurden wenigstens zwei Drittel der ursprünglichen Kraft erhalten.

Es ist aber für viele Zwecke wünschenswerth, ja sogar nothwendig, den elektrischen Strom auch noch in anderer Art transformiren zu können, Wechselstrom in Gleichstrom, Gleichstrom in Wechselstrom, oder Gleichstrom selbst in Gleichstrom von anderer Spannung und Stärke zu verwandeln. Das geschieht durch eine andere Art von Transformatoren, die auf dem System der Doppeldynamos beruhen. Auf derselben Achse sind die Anker zweier Dynamos aufgesetzt, von denen die eine als Motor, die andere als Stromerzeugerin dient. Soll also z. B. ein Wechselstrom von bestimmten Dimensionen in Gleichstrom irgend welcher Spannung verwandelt werden, so wird der zu transformirende Strom in einen Wechselstrommotor gesandt, der für diese Stromstärke und Spannung gebaut ist; auf der Achse dieses Motors sitzt aber der Anker einer Gleichstromdynamo, deren Wickelung den gewünschten Stromverhältnissen entspricht. Diese Maschinenkombination heißt Wechselstrom-Gleichstromtransformator.

In ganz analoger Weise sind die Gleichstrom-Wechselstromtransformatoren konstruirt. Der in Wechselstrom um-

zuwandelnde Gleichstrom gelangt in einen Gleichstrommotor, der auf derselben Achse den Anker einer entsprechenden Wechselstromdynamo in Umdrehung versetzt. — Ebenso beruht die Wirkung des Gleichstrom-Gleichstromtransformators darauf, daß der zu transformirende Gleichstrom einen seinen Dimensionen entsprechenden Gleichstrommotor in Bewegung setzt, auf dessen Achse der Anker einer zweiten Gleichstrommaschine sitzt, die einen Strom von verlangter Spannung und Stärke erzeugt.

Alle erwähnten Arten von Transformatoren waren in der Ausstellung im Betrieb. Wir heben hier besonders zwei Firmen hervor: Siemens & Halske, Berlin, und Lahmeyer & Co., Frankfurt. Erstere hatte eine große Centralanlage ausgestellt, deren Strom theils zu Beleuchtungszwecken, theils zur Kraftübertragung, theils zum Laden von Akkumulatoren diente. Die ganze Anlage konnte entweder mit Wechsel- oder mit Gleichstrom betrieben werden und mußten sonach bald die einen bald die anderen Transformatoren in Thätigkeit treten.

Lahmeyer & Co. hatte eine Hochspannungsanlage für Gleichstrom in der Hauptmaschinenhalle, Stromspannung 660 Volt, und dazu gehörige Gleichstrom-Umformer in der Halle für Leitungsmaterial, durch welche die Ströme von 660 Volt in solche von *110* Volt verwandelt wurden und dann zur Beleuchtung verschiedener Ausstellungsabtheilungen, sowie zum Betriebe von Motoren dienten. Die gleiche Firma hatte in Offenbach a. M. eine Hochspannungs-Erzeugungs-Anlage errichtet mit 2000 Volt und den erzeugten Strom durch eine 10 Km. lange Leitung der Ausstellung zugeführt. Der Betrieb geschah tageweise abwechselnd mit Gleich- und Drehstrom. In der Ausstellung waren wieder die entsprechenden Transformatoren in Thätigkeit.

Alle diese sinnreichen und den praktischen Bedürfnissen angepaßten Einrichtungen würden noch nicht allen Anforderungen genügen, wenn es nicht auch Sammelapparate gäbe, in welchen die Elektricität aufgespeichert werden kann. Solche wurden schon 1879 von Planté erfunden und von Faure verbessert und waren auf der Münchener Ausstellung 1882 vertreten. Schon damals erregten sie durch die gewaltigen Ströme, die sie aufzunehmen im Stande sind, großes Aufsehen. Diese Sammelapparate werden Sekundir-Batterien oder Akkumulatoren genannt.

Seit 1881 suchten verschiedene Firmen daran wesentliche Verbesserungen vorzunehmen und schon seit vielen Jahren sind die Akku-

Digitized by Google

mulatoren für große elektrische Anlagen unentbehrlich geworden. Statt die Dynamos Tag und Nacht laufen zu lassen, können die Akkumulatoren zeitweise an deren Stelle in Wirksamkeit treten oder sich in deren Arbeit theilen.

Die Akkumulatoren bestehen aus Bleiplatten, die mit einem Gemenge von Bleioxyden überzogen sind. Sie stehen, von einander isolirt, in einem Gefäß, das verdünnte Schwefelsäure enthält. Die Platten zeigen an und für sich keine elektromotorische Kraft. Wird aber die eine derselben mit dem positiven, die andere mit dem negativen Pol einer Stromquelle, z. B. einer Gleichstromdynamo verbunden, so geht eine Umwandlung der Plattenoberfläche vor sich, indem bei der mit dem positiven Pole verbundenen Platte die Bleioxyde weiter oxydirt werden, während bei der negativen Platte die Oxyde reduzirt werden und metallisches poröses Blei sich ablagert. Dadurch erhalten die beiden Platten in der verdünnten Schwefelsäure eine elektrische Differenz oder elektromotorische Kraft, ähnlich wie die beiden Metalle eines galvanischen Elementes; der Akkumulator ist geladen. Man kann ihn daher als Stromquelle gebrauchen. Durch die Stromabgabe verschwindet aber immer mehr die elektrische Differenz, der Akkumulator wird entladen.

Nach neueren Systemen sind in jedem Gefäß (Zelle) eine Anzahl positiver Platten, zwischen welchen sich die negativen, von ersteren isolirt, befinden, während bei den früheren Modellen die beiden Platten, durch eine Filzschicht oder Kautschukstreifen von einander getrennt, aufgerollt wurden. Eine jede Zelle mit ihren Platten bildet ein Element und diese können hintereinander, oder parallel, oder in Gruppen geschaltet werden, wie die galvanischen Elemente. Die elektromotorische Kraft der besten Akkumulatoren beträgt durchschnittlich 2 Volt. Will man also z. B. einen Strom von 100 Volt zur Verfügung haben, so braucht man dazu 50 hintereinandergeschaltete Akkumulatorenelemente. Jede Akkumulatorenbatterie kann natürlich nur eine bestimmte Menge Elektricität aufnehmen; auch darf dieselbe, ohne Schaden zu leiden, niemals ganz, sondern blos ungefähr zur Hälfte entladen werden. Je nachdem die Akkumulatoren für rasche oder langsame Entladung benutzt werden, werden sie etwas verschieden gebaut. Die Größe und Anzahl der Platten bestimmt die zulässige maximale Beanspruchung. Einige technische Begriffe mögen aus folgendem Beispiel klar werden. Man sagt von einem gewissen Modell von Akkumulatoren: Die Ladung geschehe mit 3—5 Ampère, der

Entladestrom dürfe bis 13 Ampère haben, die Aufnahmefähigkeit (Kapacität) betrage 48 Stunden-Ampère (oder Ampère-Stunden) für eine Zelle. Das heißt: Will ich eine Batterie von solchen hintereinandergeschalteten Akkumulatoren laden, so soll der Ladestrom 3—5 Ampère Stärke haben; die Stromspannung richtet sich nach der Anzahl der Elemente und muß wenigstens die doppelte Anzahl Volt betragen, also für 50 Elemente wenigstens 100 Volt. Die Stärke des Entladungsstromes darf höchstens 13 Ampère betragen, eine größere Stromstärke würde den Elementen schaden. Innerhalb dieser zulässigen Grenzen kann die Entladung mit jeder beliebigen Stromstärke vorgenommen werden und zwar würde die Batterie bis zur vollen Entladung 1 Ampère während 48 Stunden, oder 2 Ampère während 24 Stunden, 4 Ampère während 12 Stunden, 12 Ampère während 4 Stunden zu liefern im Stande sein. — Die besten bis jetzt gebauten Akkumulatoren liefern nahezu 90% der ihnen anvertrauten Elektricitätsmenge wieder ab.

In der Frankfurter Ausstellung waren große Akkumulatorbatterien ausgestellt, z. B. von der Akkumulatorenfabrik in Hagen i. W., von den Kölner Akkumulatorenwerken, von de Khotinsky in Gelnhausen und Rotterdam, von der Maschinenfabrik Oerlikon u. s. w. Letztere verwendet bei ihren Akkumulatoren die verdünnte Schwefelsäure nicht in flüssiger Form, sondern als gelatinartige Masse, was besonders dann von Vortheil ist, wenn die Batterien Stößen und anderen Erschütterungen ausgesetzt sind, wie bei elektrischen Eisenbahnen und Booten.

Leider haben die Akkumulatoren noch viele Mängel, deren Beseitigung höchst wünschenswerth wäre. Sie haben ein sehr großes Gewicht, die mittleren Größen etwa 22 Kilo per Element; die Ladung und Entladung bedarf der Ueberwachung; die positiven Platten haben durchschnittlich blos eine Lebensdauer von 2—3 Jahren.

Akkumulatoren können mit Vortheil verwendet werden:

1) Zur Aufspeicherung von elektrischer Energie, wenn man nach Einstellung des Maschinenbetriebes noch Strom zur Verfügung haben sollte. So kann man bei größeren Anlagen die Dynamos in den späten Nacht- und frühen Morgenstunden abstellen und den kleinen nothwendigen Lichtbedarf mittels Akkumulatoren decken, die man während der Betriebszeit der Dynamos mit dem Stromüberfluß geladen hat;
2) zur Ansammlung von Elektricität bei überflüssiger Betriebskraft,

Digitized by Google

um erstere verwenden zu können in Zeiten, wo die zur Verfügung stehende Kraft unter den normalen Werth sinkt;

3) Zur Ausnutzung einer konstanten Betriebskraft, z. B. des Wassers. Während der Arbeitszeit treibt der Wassermotor das Gewerbe, bei Feierabend werden Dynamo und Akkumulatoren eingeschaltet bis zum Wiederbeginn der Arbeit. Die Akkumulatoren können das Geschäft und Umgebung mit Licht versehen.

4) Die Akkumulatoren können auch als Regulatoren für Stromspannung dienen, wenn sie mit einer Dynamo, welche in Folge ungleicher Geschwindigkeit in ihrer Spannung schwankt, parallel geschaltet werden.

5) Eine sehr wichtige Anwendung finden sie auch bei elektrischen Fahrzeugen, Eisenbahnen, Schiffen und bei der Kraftübertragung überhaupt.

Das Wesentlichste über elektrische Kraftübertragung wurde schon mitgetheilt, daß nämlich jede Dynamo als Motor dienen kann, wenn ein passender elektrischer Strom in sie geleitet wird. Diese Motoren haben im Allgemeinen eine hohe Tourenzahl, so daß für die meisten Zwecke eine Verlangsamung der Bewegung mittels Transmissionen bewerkstelligt werden muß. In der Ausstellung sah man die elektrische Kraftübertragung für die verschiedensten Gewerbe verwendet. Mühle, Buchdruckerei, Schreinerei, Metallbearbeitungsmaschinen, Gesteinsbohrer, Wäscherei, Seifen- und Nadelfabrikation, Schusterei, Nähmaschinen, die Winden im Aussichtsthurm und Fesselballon ꝛc. — alles wurde elektrisch betrieben. Alle diese technischen Anwendungen waren in den Werkstätten zu sehen. Die Elektromotoren werden in allen wünschbaren Größen von $^1/_{20}$ P. S. an gebaut, so daß sie an Orten, wo Lichtleitungen vorhanden, mit Vortheil an dieselben angeschlossen und zu verschiedenen häuslichen, wie gewerblichen Zwecken benutzt werden können. Haben die Feldmagnete der Elektromotoren Compound-Wickelung, so behalten sie auch bei verschiedener Belastung gleiche Tourenzahl, vorausgesetzt, daß die Spannung des zugeführten Stromes unverändert bleibt. Die Motoren reguliren sich also selbst. Ihre Einfachheit, Gefahrlosigkeit, Regelmäßigkeit und leichte, reinliche Behandlung sichern ihnen besonders in Städten eine große Zukunft.

An dieser Stelle mag noch erwähnt werden, daß die Leitungen im Freien in der Regel oberirdisch angelegt werden. In den Städten aber müssen kostspielige Kabel gelegt oder Kanäle gebaut werden,

Digitized by Google

in denen die blanken Leitungen auf Porzellanisolatoren ruhen. Die verschiedenen Arten von Kabeln und Kanälen mit den entsprechenden Abzweigungs- und Kreuzungsvorrichtungen waren in der Halle für Leitungsmaterial und Vertheilungssystem ausgestellt. In der Ausstellung selbst waren verschiedene Systeme praktisch verwendet. Unter anderm hatten Siemens & Halske ein Kabel für 20 000 Volt von der Maschinenhalle nach der Marinenausstellung verlegt.

Auf zwei Arten der elektrischen Kraftübertragung wollen wir noch etwas näher eingehen, auf die elektrischen Bahnen und Boote. Schon 1879 wurde durch Siemens & Halske in Berlin die erste elektrische Bahn betriebsfähig vorgeführt. Die Konstruktion eines solchen Wagens ist sehr einfach: Der Elektromotor befindet sich gewöhnlich unter demselben zwischen beiden Achsen angebracht und treibt die letzteren durch Zahnrad- oder Schraubenübertragung an. Entweder erhält jeder Wagen einen Motor, oder es werden unter Umständen an einen Motorwagen (Lokomotive) mehrere gewöhnliche Wagen angehängt. Die Vortheile des Betriebes von Straßenbahnen in Städten mittels Elektricität gegenüber den Pferdebahnen oder Dampftramways sind einleuchtend. Das Pferdegestampf fällt weg, ebenso das lästige Umspannen, die Fahrgeschwindigkeit kann vergrößert und ganz beliebig regulirt werden, die Straßen werden nicht verunreinigt — der ganze Betrieb wird sicherer und billiger. Die elektrische Bahn verursacht auch keinen Dampf und Rauch, die besonders in engen Straßen so lästig sind, alle Feuersgefahr ist ausgeschlossen, der Gang der Maschinen ist viel ruhiger und geräuschloser und veranlaßt nicht so leicht das Scheuwerden von Pferden mit den vielen daraus entstehenden Unglücksfällen.

Es läßt sich auch durch elektrische Bahnen eine größere Geschwindigkeit erreichen, als dies durch Dampflokomotiven möglich ist. Darum tauchen bereits Projekte auf, den elektrischen Betrieb selbst für größere Bahnen zu verwenden. Der Grund dieses Vorzuges liegt in Folgendem: Die gewöhnlichen Dampflokomotiven haben auf jeder Seite eine Dampfmaschine, welche auf die Kurbeln der Treibräder wirkt. Damit das Anfahren bei jeder beliebigen Stellung der Kurbel, bei beliebiger Belastung und auch bei Steigung möglich ist, sind die Kurbeln zu beiden Seiten der Lokomotive um 90° gegeneinander verstellt, so daß sich die Kurbeln auf der einen Seite gerade vertikal befinden, wenn die der andern horizontal stehen. Die Dampfkolben auf beiden Seiten der Lokomotive sind daher nie im gleichen Bewegungs-

Digitized by Google

zustand, sondern wenn der eine gerade seine größte Geschwindigkeit besitzt, ist der andere auf der Umkehr der Bewegung, also momentan in Ruhe. Daher machen sich diese seitlichen Stöße an der Lokomotive durch mehr oder weniger heftige Erschütterungen bemerkbar, die natürlich um so stärker werden, je schneller die Kolbenstöße auf einander folgen. Aus dem gleichen Grunde, nämlich wegen dieser verschiedenen Kolbenbewegung zu beiden Seiten hat die Lokomotive noch in anderen Richtungen von einseitigen Kraftwirkungen zu leiden, so daß sie drei verschieden schwingende Bewegungen ausführt, eine um eine vertikale Achse, das Schlingern, um eine horizontale Längsachse, das Wanken, und um eine horizontale Querachse, das Nicken. Bei allzurascher Kolbenbewegung können diese Bewegungen so stark werden, daß die Maschine, zumal bei Kurven, aus den Schienen geworfen wird. Es ist darum nur eine gewisse maximale Fahrgeschwindigkeit zulässig, die gegenwärtig bei den schnellsten Zügen etwa 90 Km. in der Stunde beträgt.

Weil ein Elektromotor direkt durch die Einwirkung des Stromes eine rotirende Bewegung erhält und sich auch bei der Uebertragung seiner Bewegung auf die Triebräder keine seitlichen stoßenden Kräfte geltend machen können, ist es an und für sich möglich mittels Elektromotoren eine viel größere Geschwindigkeit zu erreichen. Ob aber die Elektricität jemals berufen sein wird, den Dampf von unseren Eisenbahnen zu verdrängen, muß erst die Zukunft lehren.

So einfach dem bisher Gesagten nach die elektrische Bahn in ihrer Wagen- oder Lokomotivkonstruktion ist, so kann doch leider nicht das Gleiche gesagt werden von der Zuführung des elektrischen Stromes zu dem Motor. Die Stromquellen, die eine elektrische Bahn speisen, sind immer Dynamomaschinen, die Stromzuführung selbst kann aber entweder eine direkte oder indirekte sein. Die erstere kann wieder in verschiedener Weise ausgeführt werden: entweder übernehmen die Schienen selbst die Leitung oder es ist eine über- oder unterirdische Zuleitung vorhanden.

Wenn die Schienen selbst die Zuleitung übernehmen, müssen sie natürlich isolirt sein. Der positive Pol der Dynamo ist mit der einen, der negative mit der andern Schiene verbunden, der Strom gelangt in die von einander isolirten Räder und von da in den Elektromotor. Man kann auch nur eine Schiene isoliren und die andere mit der Erde in leitender Verbindung lassen, wobei die Erde mit der Schiene die Rückleitung übernimmt. Auch hat man Systeme an-

Digitized by Google

gewandt, bei denen eine isolirte Mittelschiene mit dem positiven Pole in Verbindung steht, von der der Strom durch eine rollende oder schleifende Kontaktvorrichtung dem Motor zugeführt und durch die gewöhnlichen Schienen theils zur Dynamo zurück-, theils in die Erde abfließt. Der negative Pol der Dynamo ist dann mit den beiden gewöhnlichen Laufschienen in Verbindung.

Diese Systeme können nicht allgemein angewendet werden, sondern nur dort, wo der Bahnkörper von Menschen und Zugthieren nicht betreten wird. Bei Straßenkreuzungen werden alsdann besondere Vorrichtungen angebracht, durch welche die Schienen des Straßenüberganges blos bei der Durchfahrt des Wagens mit der Stromleitung verbunden werden.

Das System der *oberirdischen Stromzuführung* kann an solchen Orten verwendet werden, an denen es gestattet ist, die Leitung an Stangen aufzuhängen. Entweder werden beide Leitungen durch über den Bahnkörper gespannte isolirte Drahtseile gebildet, von denen das eine die Hin-, das andere die Rückleitung übernimmt und wobei der Strom dem Motor durch zwei oberhalb des Wagens angebrachte Schleifkontakte zugeführt wird; oder es ist nur *eine* Leitung gespannt, von welcher der Strom durch einen mittels Federkraft nach oben gedrückten Kontakthebel in den Motor und von da in die Schienen als Rückleitung gelangt.

Ein drittes System ist das mit *unterirdischer Stromzuführung*. Unter dem Bahnkörper (meist unter einer der Schienen) ist ein Kanal angelegt, in dem die beiden blanken durch Porzellanträger isolirten Leitungen verlaufen. Der Kanal ist oben durch eine Doppelschiene geschlossen, jedoch derart daß der ganzen Länge nach zwischen der Doppelschiene ein Schlitz offen bleibt, in welchem eine am Wagen angebrachte doppelte Gleitkontaktvorrichtung, von den Schienen isolirt, aber mit den unterirdischen Leitungen in Berührung, mitläuft.

Neben diesen elektrischen Eisenbahnen mit direkter behaupten sich auch jene mit *indirekter Stromzufuhr*. Unter den Wagensitzen ist eine *Akkumulatorenbatterie* aufgestellt und so angeordnet, daß sie leicht ausgewechselt werden kann. Bei längern Bahnstrecken sind nicht nur bei der Ausgangsstation, sondern auch bei Zwischen- oder Endstationen Dynamomaschinen aufgestellt, welche die Akkumulatorenbatterien laden. Beim Beginn der Fahrt wird eine frisch geladene Batterie eingeschoben und nach Abfahren einer be-

Digitized by Google

stimmten Strecke gegen eine andere geladene ausgewechselt. Beim Akkumulatorenbetrieb fallen also alle kostspieligen und umständlichen Leitungsvorrichtungen weg, dagegen wird durch die Batterie das todte Gewicht des Wagens bedeutend vermehrt und die hohen Anschaffungs- sowie Unterhaltungskosten der Batterien dürfen auch nicht außer Acht gelassen werden. Alle elektrischen Bahnen bieten den Vortheil, daß derselbe Strom, welcher die Bewegung des Wagens vermittelt, auch zugleich dessen Beleuchtung besorgen kann.

Elektrische Bahnen aller aufgezählten Systeme sind schon vielerorts erstellt und ergeben im Allgemeinen günstige Betriebsresultate. In Frankfurt waren zur Zeit der Ausstellung folgende im Betrieb: Frankfurt-Offenbach mit oberirdischer Stromzufuhr von Siemens & Halske; Ausstellung-Opernplatz von derselben Firma: zwei Wagen für Oberleitung, einer mit Akkumulatorenbetrieb; die Grubenbahn mit Oberleitung, in das Bergwerk der Ausstellung führend, ebenfalls von Siemens & Halske; die elektrische Bahn nach der Marine-Ausstellung mit ober- und unterirdischer Stromzuleitung von Schuckert & Co.; die Frankfurter Waldbahn von der Maschinenfabrik Oerlikon mit Akkumulatorenbetrieb. In dem erwähnten Bergwerk waren auch die andern elektrischen Apparate für Bergbau zu sehen: elektrische Sicherheitslampen, Ventilatoren, Gesteinsbohrer und Pumpen.

Auch zwei elektrische Boote belebten den Main, das eine „Elektra" von Siemens & Halske, das andere „Zürich", 100 Personen fassend, von der berühmten Maschinenfabrik Escher, Wyß & Co. in Zürich mit Elektromotor und Akkumulatorenbatterie der Maschinenfabrik Oerlikon. Letzteres ist das größte bis jetzt erstellte elektrische Schiff.

Für elektrische Boote bleiben wohl die Akkumulatoren die einzig mögliche Stromzufuhr. Beide erwähnten Fahrzeuge haben Schrauben und diese sind direkt mit der Achse des Motors gekuppelt, weßwegen der Gang des Schiffes ein ungemein sanfter ist, weil alle Stöße, die sonst durch die hin und hergehende Bewegung der Dampfkolben entstehen, ausgeschlossen sind. Das Akkumulatorenboot „Zürich" besitzt eine Batterie von 56 Elementen zu je 31 Platten und besitzt eine Kapacität von 450 Ampère-Stunden. Die hintereinandergeschalteten Akkumulatoren geben eine Stromspannung von 110 Volt, der Maximalstrom bei der Entladung beträgt 80 Ampère. Die Leistung des Motors beträgt 10 P. S. bei 350 Umdrehungen in der Minute.

Digitized by Google

Das Schiff legt ungefähr 12 Km. in der Stunde zurück. Das Gewicht des elektrischen Theiles beträgt 6500 Klgm., das des ganzen Fahrzeuges 15 Tonnen. Die Akkumulatoren des Bootes „Zürich" wurden während der Nacht nicht direkt durch eine Dynamo, sondern durch die große Akkumulatorenbatterie der Firma Oerlikon geladen.

Bei allen elektrischen Fahrzeugen, sowohl Eisenbahnen als Schiffen, geschieht die Regulirung der Fahrgeschwindigkeit, die Umsteuerung der Maschine für Vor- oder Rückwärtsbewegung, sowie für die Abstellung derselben, durch ein und denselben Hebel, durch dessen Bewegung mehr oder weniger Widerstand eingeschaltet, die Stromrichtung umgekehrt oder der Strom ganz unterbrochen wird. Die Handhabung ist so einfach, daß auf einem Boot Steuermann und Maschinist in einer Person vereinigt werden können.

Die elektrische Beleuchtung war in der ganzen Frankfurter Ausstellung eine überaus glänzende. Es spendeten 15 740 Glühlampen mit ungefähr 248 764 Kerzenstärken und 880 Bogenlampen mit etwa 858 750 Kerzenstärken überreiches Licht sowohl in den einzelnen Hallen, als im Freien. Vom Leuchtthurm der Marineausstellung, vom Thurm der Bergrestauration, vom Aussichtsthurm und dem durch elektrische Winde betriebenen Fesselballon aus beherrschten gewaltige Bogenlampen von 15—20 000 Kerzenstärken, mit Scheinwerfern versehen, die ganze Umgegend. Die Marineausstellung zeigte alle Anwendungen der Elektricität zu Gunsten der Schifffahrt: Beleuchtung der Schiffräume, verschiedenfarbige Signallichter mittels Bogenlampen mit Reflektoren und farbigen Gläsern, Lampen für Leuchtthürme ꝛc.

Die Prinzipien der Bogenlampen wurden schon in der Einleitung erklärt. Es genügen daher an dieser Stelle wenige Zusätze, welche die Vervollkommnung der heutigen Lampen betreffen. Es gibt fast unzählige verschiedene Regulirungssysteme, die aber fast alle darauf beruhen, daß ein Elektromagnet mit dicken Drähten in den Hauptstromkreis, ein anderer mit dünnen Drähten als Nebenschluß geschaltet ist. Sobald der Strom in die Lampe tritt, zieht der erste Elektromagnet seinen Anker an und bewirkt dadurch mittels irgend einer Hebelvorrichtung die Trennung der Kohlenstäbe und damit die Bildung des Lichtbogens. Wenn die Kohlen mehr abbrennen, wird der Widerstand im Hauptstromkreis immer größer, daher der Strom im ersten Elektromagnet schwächer, im zweiten stärker, weil sich die Stromstärken in Zweigleitungen zu einander umgekehrt wie die Wider-

Digitized by Google

stände verhalten. Dadurch tritt der zweite Elektromagnet in Wirksamkeit und nähert die Kohlen einander wieder bis zur richtigen Entfernung. Die nähere Beschreibung dieser Vorrichtungen kann ohne Abbildung nicht gegeben werden, zudem sind die einzelnen Systeme verschieden. Von der Güte und Zuverlässigkeit dieser Regulirungsvorrichtungen hängt es vor allem ab, ob eine Bogenlampe ruhig und schön brenne. Die Bogenlampen können mit Gleich- oder Wechselstrom betrieben werden, der Regulirungsmechanismus muß aber dem entsprechend eingerichtet sein.

Eine Bogenlampe beansprucht meist 50—65 Volt; ihre Helligkeit hängt ab von der Anzahl Ampère und man rechnet durchschnittlich auf ein Ampère ungefähr 100 Kerzenstärken, so daß also eine Lampe, die von 15 Ampère durchflossen wird, eine Lichtstärke von ungefähr 1500 Kerzen gibt. Die Dicke der Kohlen muß sich auch nach der Stromstärke richten; jedoch kann innert gewissen Grenzen bei jeder Lampe die Lichtstärke verändert werden.

Wenn mehrere Bogenlampen von derselben Stromquelle gespeist werden, können sie hintereinander oder nebeneinander in den Stromkreis geschaltet werden. Im ersteren Falle muß die Stromstärke konstant bleiben und eine automatisch wirkende Vorrichtung bei jeder Lampe angebracht werden, durch die im Falle des Erlöschens einer Lampe dennoch Stromschluß in derselben stattfindet, damit die anderen nicht erlöschen. Die erforderliche Stromstärke ist die einer einzigen Lampe, dagegen die Spannung gleich der Summe der jeder Lampe entsprechenden Spannungen, z. B. mit einer Dynamo von 2000 Volt und 10 Ampère können etwa 30 Bogenlampen von je circa 1000 Kerzen bei Hintereinanderschaltung gespeist werden. Zur Erhaltung gleicher Stromstärke werden oft besonders konstruirte Dynamos verwendet, z. B. diejenigen von Thomson Houston. Bei Nebeneinanderschaltung muß die Spannung gleich erhalten werden und entspricht dem Bedarf einer Lampe, während die Gesammtstromstärke gleich der Summe der Stromstärken in den einzelnen Lampen ist. Dazu können Compounddmaschinen benutzt werden; auch die Ströme der centralen Lichtanlagen entsprechen dieser Forderung. Soll eine solche Maschine z. B. 5 Bogenlampen von je 1000 und 5 von je 1500 Kerzen speisen, so muß sie einen Strom von circa 65 Volt und 125 Ampère liefern.

Das intensiv weiße, etwas in's Bläuliche spielende Licht der Bogenlampen macht dieselben vor allem geeignet zur Beleuchtung großer, hoher Räumlichkeiten und freier Plätze, zur Anwendung bei Leucht-

Digitized by Google

thürmen, zu Signalen u. s. w. Wie dieselben auch zu Arbeiten unter Wasser verwendet werden können, war in der Ausstellung im Taucher-Pavillon zu sehen. Ueberhaupt waren alle möglichen Anwendungen des Bogenlichtes vorgeführt, auch diejenige für Kunstausstellungen, wobei das Licht durch eigenthümliche Schirme und Blenden gedämpft und gleichmäßig vertheilt wurde. Um in größeren Arbeitsräumen möglichst den Effekt der Tagesbeleuchtung herzustellen, hat man Bogenlampen statt mit den gebräuchlichen matten Glaskugeln mit undurchsichtigen unterhalb angebrachten Schirmen versehen, wodurch das Licht an die Decke und die höheren Theile der Wände reflektirt wird, von wo aus eine sehr gleichmäßige Vertheilung der Helligkeit im ganzen Arbeitsraum eintritt. Leider gaben manche Bogenlampen der Ausstellung ein sehr unruhiges Licht.

Da eine Bogenlampe einen Strom von etwa 65 Volt beansprucht, und 1 P. S. = 736 Watt ist, so kann also eine P. S. für diesen Zweck einen Strom von 736 : 65 = 11,3 Ampère, etwa 1100 oder, in Rücksicht auf den Verlust bei der Umwandlung der mechanischen in elektrische Energie, etwa 1000 Kerzenstärken hervorbringen.

Noch beliebter und verbreiteter ist die Beleuchtung mittels Glühlampen.

Die Glühlampen beruhen auf der Eigenthümlichkeit des elektrischen Stromes, einen Leiter der ihm verhältnißmäßig großen Widerstand entgegensetzt, zu erwärmen, ja sogar bis zum Glühen und Schmelzen zu bringen. Deßwegen besitzen diese Lampen einen Glühfaden, der früher aus Platin, jetzt aber allgemein aus präparirter Kohle gebildet wird. Man hat das Platin aufgegeben, weil es weniger Widerstand besitzt und daher mehr Strom verbraucht. Damit der Kohlenfaden, der den Leuchtkörper unserer Glühlampen bildet, nicht verbrenne, wird der Glasballon, in dem er sich befindet, möglichst luftleer gemacht. Trotzdem haben die Lämpchen nur eine begrenzte Lebensdauer, im Allgemeinen durchschnittlich 800—1000 Brennstunden. Sie werden konstruirt für Stromspannungen von 5—200 Volt, für Kerzenstärken von 2—300 und für Energieverbrauch von 2—5 Watt per Normal-Kerze. Je mehr Watt auf die Normalkerze verwendet werden, um so größer ist die Lebensdauer der Lampen, vorausgesetzt, daß die normale Spannung nicht überschritten wird. Findet letzteres statt, so kann die Lampe nach kurzer Zeit zu Grunde gehen, jedenfalls ist ihre Lebensdauer bedeutend verkürzt. Eine der bekanntesten Glüh-

Digitized by Google

lampenfabriken, die von de Khotinsky, garantirt eine durchschnittliche Lebensdauer ihrer Lampen von

300	Stunden bei	$2^1/_4$	Watt	Energieverbrauch	per	Normalkerze,
500	„ „	$2^1/_2$	„	„	„	„
700	„ „	3	„	„	„	„
1000	„ „	$3^1/_2$	„	„	„	„
1200	„ „	4	„	„	„	„
1500	„ „	$4^1/_2$	„	„	„	„
2000	„ „	5	„	„	„	„

Die gebräuchlichsten Stromspannungen für Glühlampen sind 50, 65, 100, 110, 120 Volt. Die Lampen werden in der Regel parallel geschaltet.

Man sieht daraus, daß die Glühlampen in Bezug auf Nutzeffekt den Bogenlampen bedeutend nachstehen; denn während durch Bogenlampen mittels einer Pferdekraft etwa 1000 Kerzenstärken erzeugt werden können, ergeben Glühlampen von mittlerem Energieverbrauch ($3^1/_2$ Watt) bei gleichem Kraftaufwand blos etwa 200 Normalkerzen. Die gebräuchlichsten Glühlampen sind jene von 16 Normalkerzen; man rechnet deren auf eine Pferdekraft 10—12.

Trotz dieses größeren Kraftbedarfes sind die Glühlampen doch ein äußerst werthvolles Beleuchtungsmittel. Ihres angenehmen, gelblich weißen Lichtes wegen eignen sie sich vorzüglich zur Beleuchtung von Studir-, Lese- und Arbeitszimmern, vertreten auf Lüstern, Kronleuchtern u. s. w. die Stelle der Kerzen. Welch' herrliche Beleuchtungseffekte bei Kontourenbeleuchtungen mittels Glühlampen erzeugt werden können, zeigte die Ausstellung in der Außenbeleuchtung der Maschinenhalle durch etwa 3000 Glühlampen; nur muß darauf gesehen werden, daß für solche Zwecke eine Erneuerung und Ergänzung ausgebrannter Lampen ohne zu große Schwierigkeit erfolgen kann.

Für Glühlampen ist es vor allem nothwendig, daß die Stromspannung möglichst gleich bleibe, weil sonst unangenehme und der Lampe schädliche Schwankungen in der Lichtstärke entstehen. Deßwegen werden meistens Compound-Dynamos verwendet, oft auch Nebenschluß-Maschinen. Weil bei ersteren unter Voraussetzung konstanter Tourenzahl die Spannung unverändert bleibt, ob die Stromstärke zu- oder abnimmt, können also beliebig viele Lampen ausgelöscht oder in Thätigkeit gesetzt werden, ohne daß die anderen auch nur zucken. Bei Nebenschluß-Dynamos wird in den Nebenschluß der Maschine, entsprechend der Veränderung der Stromstärke, Widerstand ein- oder ausgeschaltet.

Digitized by Google

Weil aber oft die Bedingung konstanter Geschwindigkeit durch den Motor nicht genau erfüllt wird, sowie zum Gebrauch bei Nebenschluß-Maschinen, hat man automatische Spannungsregulatoren konstruirt, welche selbstthätig je nach Bedürfniß Widerstand in den Nebenschluß der Maschine ein- oder ausschalten und so die elektromotorische Kraft unverändert erhalten. Die Ausstellung zählte viele derartige Apparate verschiedener Konstruktion.

Sehr interessant war die Anwendung der elektrischen Beleuchtung für Bühnenzwecke. Dieselben waren eingeführt im Viktoria-Theater auf dem Ausstellungsplatz und in dem Modell-Theater von Siemens & Halske. Erstere Beleuchtung mit etwa 1500 Glühlampen, vielen Bogenlampen, Scheinwerfern u. s. w. war von Schuckert & Co. ausgeführt. Das Prinzip der neuern elektrischen Bühnenbeleuchtung beruht darauf, daß an jeder Beleuchtungsstelle sich drei Glühlampen befinden, von denen die eine gewöhnliches, die andere rothes und die dritte blaues Glas hat. Durch Aus- und Einschalter und Regulirwiderstände kann in jeder Beleuchtungsgruppe jede Farbe einzeln in beliebiger Stärke oder verschiedene Farben in den verschiedensten Mischungen hervorgebracht werden. Wirklich überraschend waren die Beleuchtungseffekte beim Sonnenaufgang, Dämmerung, Abendroth, Alpenglühen, Mondschein u. s. w. Alle diese verschiedenen Effekte vermittelt ein kleiner Apparat, Bühnenregulator genannt, der von einem einzigen Mann bedient werden kann.

Die elektrische Beleuchtung hat nicht nur wegen ihrer großen eben erwähnten Vorzüge rasch auf den verschiedensten Bühnen Eingang gefunden, sondern ist sogar staatlich vorgeschrieben, weil sie bei richtiger Anlage von allen Beleuchtungsarten am wenigsten feuergefährlich ist. Durch elektrische Ströme könnte zwar auch Brandunglück entstehen und ist in den ersten Jahren solches vorgekommen, allein man hat zuverlässige Schutz- und Sicherheitsvorrichtungen erfunden, welche dieses verhindern. Feuersgefahr könnte eintreten, wenn die Leitungsdrähte für den durch sie fließenden Strom zu dünn wären, wodurch sie heiß, ja sogar glühend werden und die Umspinnung entzünden könnten. Dieser Umstand könnte vor allem eintreten, wenn irgendwo Kurzschluß entstehen würde, d. h. wenn die beiden Leitungsdrähte miteinander in Verbindung treten würden. Dadurch würde der Widerstand in der betreffenden Leitung sehr klein, daher die Stromstärke sehr groß, besonders wenn der Motor seine frühere Geschwindigkeit beibehalten würde. Um nun

Digitized by Google

dieser Gefahr zu begegnen, werden absichtlich in alle Leitungen schwache Stellen eingeschaltet, Bleidrähte, Staniolstreifen u. dgl., welche so bemessen sind, daß sie abschmelzen, sobald der Strom dieser Leitungsabtheilung sein normales Maß in bedenklicher Weise überschreitet. Dieses Abschmelzen der Sicherheitsvorrichtungen findet statt, lange bevor die Leitung selbst erhitzt wird.

Ein anderer Zweig der Elektrotechnik ist die Elektrochemie, deren Fortschritte in einer besonderen Halle zur Anschauung gebracht wurden. Der elektrische Strom hat die Fähigkeit, chemische Verbindungen zu lösen; läßt man z. B. zwei Platinbleche, die mit den Polen einer Stromquelle verbunden sind, in angesäuertes Wasser tauchen, so beobachtet man an beiden Blechen, Elektroden genannt, lebhafte Gasentwickelung. Es scheidet sich an der positiven (mit dem positiven Pole verbundenen) Elektrode Sauerstoff, an der negativen Wasserstoff ab; das Wasser wird in seine Bestandtheile zerlegt.

Nimmt man statt Wasser irgend eine Salzlösung, z. B. Kupfervitriollösung, so scheidet sich an der negativen Elektrode Kupfer ab. Verwendet man als negative Elektrode den mit Graphit bestäubten Wachsabdruck einer Münze und als positive ein Kupferblech, so bildet sich auf dem Wachsabdruck (Matritze) ein Kupferhäutchen, das sich leicht ablösen läßt und das Gepräge der Münze genau wiedergiebt. Das Kupferblech als positive Elektrode muß gebraucht werden, damit die Lösung gesättigt bleibe; es wird soviel Kupfer an diesem Blech aufgelöst als aus der Lösung auf die Matrize übergegangen ist. Dieser Vorgang findet Verwendung in der Galvanoplastik zur galvanischen Herstellung von Clichés für Buchdruckerei, zur Anfertigung von Facsimiles interessanter Münzen u. s. w. Die Galvanoplastik hat aber noch eine weitere Aufgabe, auf metallenen Gegenständen dauerhafte Ueberzüge von anderen Metallen zu bilden. Bringt man einen gut gereinigten metallenen Gegenstand als negative Elektrode in eine Goldlösung, in die man als positive Elektrode ein Goldblech getaucht hat, so überzieht sich die negative Elektrode mit Gold, sie wird vergoldet. Durch Anwendung von Silber-, Nickel-, Eisenbädern u. s. w. kann man Gegenstände versilbern, vernickeln, mit Eisen überziehen.

Ebenso können durch den elektrischen Strom Metalle aus ihren Salzen ausgeschieden werden zum Zwecke der Reingewinnung derselben (Metallurgie). So wurden viele Metalle z. B. Kalium, Natrium, Calcium von den Chemikern zuerst auf diesem elektrolytischen

Digitized by Google

Wege dargestellt. In neuester Zeit hat besonders die elektrolytische Darstellung des Aluminiums Aufsehen erregt. Es waren viele Erzeugnisse der Aluminiumfabrik Neuhausen, Kt. Schaffhausen in der Schweiz, ausgestellt. Dort wird dieses schöne und werthvolle Metall mittels gewaltiger elektrischer Ströme, welche durch Dynamomaschinen dem Rhein oberhalb des berühmten Rheinfalles entnommen werden, aus Thonerde dargestellt. Es werden in dieser Fabrik täglich 20 Centner Aluminium gewonnen und die Produktion kann bei vermehrter Nachfrage bedeutend gesteigert werden. Während das Kilo Aluminium 1855 noch auf 800 Mk., 1862 auf 104 Mk. zu stehen kam, kostet dasselbe jetzt nur noch gegen 8 Mk. Das Aluminium besitzt sehr wichtige Eigenschaften. Es ist sehr leicht, spez. Gewicht 2,64—2,70, gegen trockene und feuchte Luft, Wasser, Meerwasser, Salpetersäure, Kohlensäure, verdünnte Schwefelsäure, Schwefelwasserstoff, sowie gegen organische Säuren nahezu unempfindlich, löst sich aber in Salzsäure und Natronlauge. Im reinen Zustande hat es gegossen eine Zugfestigkeit von 10—12 Klgm., kalt gewalzt oder geschmiedet bis 27 Klgm., d. h. ein Draht von 1 Quadratmillimeter Querschnitt vermag gerade noch 10—12, resp. 27 Klgm. zu tragen. Sehr wichtig können dessen Legierungen werden, da z. B. Aluminium-Bronze mit 11,5% Aluminium eine Zugfestigkeit von 80 Klgm. erreicht, bedeutend mehr als gewöhnliche Eisensorten. Zudem besitzen diese Bronzen größere Widerstandsfähigkeit gegen Säuren und andere oxydirende Einflüsse. — Nebst vielen andern Gegenständen aus Aluminium war ein Aluminium-Naphtaboot mit zweipferdigem Motor, ganz aus Aluminium gebaut, ausgestellt.

Sowohl für die galvanoplastischen als metallurgischen Arbeiten werden fast ausschließlich Dynamomaschinen oder Akkumulatoren verwendet. Natürlich können nur Gleichstromdynamos benützt werden. Da die Menge des ausgeschiedenen Metalles proportional der Stromstärke ist, müssen die Dynamos für geringe Spannung aber große Stromstärke bewickelt sein, d. h. wenige dicke Windungen enthalten. Dementsprechend müssen auch die Akkumulatoren geschaltet werden. Für jede Art von galvanoplastischen Bädern darf eine bestimmte Stromspannung nicht überschritten werden, sonst werden die Niederschläge körnig und porös. Was für ungeheuere Ströme zu metallurgischen Zwecken in Anwendung gebracht werden, ersieht man aus der Angabe, daß die Neuhauser Aluminium-Industrie Maschinen von je 14,000 Ampère besitzt.

Digitized by Google

In der Halle für Wissenschaft und Medicin waren viele historisch merkwürdige Apparate ausgestellt, so die ersten elektrischen Telegraphen von Sömmering, das erste Telephon von Reis, Goethe's Elektrisirmaschine, die Hohlspiegel und andere Instrumente, mit denen Professor Dr. Hertz zuerst die elektrischen Wellen, deren Reflexion, Brechung und Polarisation nachgewiesen hat. Nebstdem die verschiedensten Meßapparate, Instrumente und Modelle für den Unterricht, elektrische Wasserstandsanzeiger, Seismometer u. s. f. Auch verbesserte Thermosäulen von Gülcher waren ausgestellt; dieselben liefern stärkere Ströme als die frühern und können für Galvanoplastik, ärztliche Zwecke, zum Betriebe kleiner Glühlampen und ähnlichem dienen. Siemens & Halske hatten dort ein Laboratorium eingerichtet, in dem unter anderm sehr interessante Versuche über Darstellung der Schwingungskurven der menschlichen Stimme, der musikalischen Instrumente und der Kurven elektrischer Ströme ausgeführt, sowie die Bewegungen der Telephon-Membrane mittels tanzender Flammen gezeigt wurden. Außerdem waren alle Einrichtungen zum Prüfen von Maschinen und Kabeln, zum Aichen von Meßapparaten vertreten. Von der gleichen Firma wurden täglich in einem abgeschlossenen Raum der großen Maschinenhalle sehr lehrreiche Experimente über Ströme von hoher Spannung ausgeführt. Der dort aufgestellte Transformator erzeugte Ströme von 20,000 Volt. Der Strom wurde durch eine Batterie von 200 hintereinandergeschalteten Glühlampen à 100 Volt gesandt: es zeigte sich die Eigenthümlichkeit, daß selbst ausgebrannte Glühlampen den Strom nicht unterbrachen, weil derselbe vermöge der hohen Spannung im Lampenhalter von einem Draht zum andern überspringen konnte. Einpolig verbundene Lampen fingen an zu fluoresziren. Dicke Platten von Hartgummi oder Glas wurden durchschlagen und zwischen zwei Kohlenspitzen, die auf bedeutende Entfernungen auseinander gezogen werden konnten, bildeten sich etwa halb Meter hohe Flammensäulen.

Besondere Erwähnung verdienen noch die theils hier, theils bei in Betrieb befindlichen elektrischen Anlagen aufgestellten Elektricitätszähler, Apparate, welche den Zweck haben, ähnlich den Gas- und Wasseruhren, den Elektricitätsverbrauch der einzelnen Abonnenten bei großen Anlagen anzugeben.

In der Abtheilung für Medizin waren alle Apparate zu sehen, welche zu den verschiedenen Arten des Elektrisirens und der Galvanokaustik gehören, sowie die mit feinen Glühlämpchen versehenen In-

Digitized by Google

strumente zur Beleuchtung der Körperhöhlen. Ja sogar kleine Elektromotoren waren verwendet zum Betreiben der Bohrmaschinchen für Zahnärzte. Um die Apparate möglichst praktisch verwerthbar zu machen, sind viele so konstruirt, daß sie an bestehende städtische Lichtleitungen angeschlossen werden können.

Die Halle für Eisenbahnwesen enthielt alle gebräuchlichen Signal- und Sicherheitsapparate für den Bahndienst, viele elektrische Wasserstandsmelder; auch Beleuchtungswagen, bei denen Dampfkessel, Dampf- und Dynamomaschine, Lampenmasten, Lampen, Kabelleitungen sammt aller Zubehör auf einem Wagen angeordnet sind, um bei Bauten, Unglücksfällen und andern außerordentlichen Anlässen schnell und leicht eine ausgiebige Beleuchtung herstellen zu können. Ferner eine Feuerspritze, die mittels Elektromotor, der an bestehende elektrische Lichtleitungen angeschlossen werden kann, in Thätigkeit gesetzt wird. Auch Normaluhren verschiedener Systeme mit elektrischer Vorrichtung zum Richtigstellen einer Reihe von Bahnhofuhren waren ausgestellt.

Die Halle für Telegraphie und Telephonie bot einen geschichtlichen Ueberblick über diese Zweige der Elektrotechnik, vermittelt durch die Ausstellung fast sämmtlicher einschlägigen Apparate, Kabel, Isolatoren u. s. f. Man müßte eine Geschichte der Telegraphie schreiben, wollte man alles berücksichtigen, was hier ausgestellt war. Wesentlich Neues war nicht zu sehen, wohl aber eine bedeutende Vervollkommnung des Bekannten, besonders in der Haustelegraphie, den verschiedenen Arten von Läutwerken. Wagner in Wiesbaden hatte unter anderm langsam schlagende elektrische Glocken sinnreicher Construktion, Fein in Stuttgart Alarmsignale durch große Läutwerke mit Elektromotorbetrieb, eine Alarmkanone, verschiedene Feuermelder ausgestellt. Auch eine große Anzahl elektrischer Uhren war im Betrieb, zum Theil nach Gleichstrom-, zum Theil nach Wechselstromsystem; besondere Erwähnung verdienen die sympathischen Uhren für Wechselstrom von Wagner (Patent Grau), Bohmeyer und Spohr. Sehr schöne große Normaluhren waren ausgestellt von der J. Mannhardt'schen Thurmuhrenfabrik in München, mit freischwingendem Pendel, und von Neher und Söhne in München Uhren mit Gleichheitsaufzug des Gehwerks und Stiftengang.

Aus dem Gebiete der Telephonie waren natürlich alle verschiedenen Systeme vertreten. Besonderes Interesse erregten die musikalischen Uebertragungen von der Münchener und Frankfurter Oper. Bei der ersteren waren Orchester und Gesang Dank der vor-

Digitized by Google

züglichen Apparate sehr gut vernehmbar. Leider erlitt die Verbindung hie und da Unterbrechung, weil dieselbe Leitung auch anderen telephonischen Zwecken dienen mußte. Während bei diesen beiden Musikübertragungen jeder Zuhörer die Ohren mit zwei Telephonen bewaffnen wußte, konnten bei dem lautsprechenden Telephon von der Wiesbadener Kurcapelle alle Personen die Musikstücke aus dem am Telephon angebrachten Schallbecher vernehmen.

Auch das Cabinet mit Edison's Phonographen erfreute sich mit Recht zahlreichen Besuches. Sobald die Apparate in Gang gesetzt und die Schläuche ans Ohr gesetzt waren, war man wirklich erstaunt über die Deutlichkeit, mit der man sprechen, singen und musiciren hörte.

Auch für Unterhaltung und Erfrischung der Besucher war gut gesorgt. Die Anlagen, besonders die Grotte mit dem bei Nachtzeit in den verschiedensten Farben elektrischen Lichtes prangenden Wasserfall waren schön und geschmackvoll, zwei Musikcorps ergötzten durch ihre gelungenen, zum Theil klassischen Productionen Herz und Ohr und für die leiblichen Bedürfnisse sorgten verschiedene Restaurationen, Bier- und Weinhallen.

Die Frankfurter internationale elektrotechnische Ausstellung darf als wohlgelungen betrachtet werden; dafür spricht auch der zahlreiche Besuch: die Gesammtzahl der Besucher wird auf 1 174 752 angegeben. Ihre Bedeutung liegt nicht darin, daß sie viel *Neues* vorgeführt hat, sondern daß sie eine Vervollkommnung, einen so sichern und auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Ausbau des Bestehenden aufwies, daß man wohl ohne Schwärmerei sagen darf, wir gehen dem *elektrischen* Zeitalter entgegen. Erfreulich war es, in der *Halle für technische Zeichnungen* zu sehen, wie großartig und umfassend die bereits bestehenden und projektirten elektrischen Centralanlagen sind.

Jedenfalls hat das großartigste Unternehmen der Ausstellung, die Lauffener Kraftübertragung, gezeigt, welch hohe Bedeutung die Wasserkräfte unserer Flüsse und Gebirgsbäche vielleicht in naher Zukunft erlangen können.

So haben wir wieder einen mächtigen Schritt vorwärts gethan in der Erkenntniß der Natur und ihrer geheimen Kräfte. Wir danken Großes dem unermüdlichen Streben unserer Gelehrten und Erfinder, alles aber danken wir Gott, dem allmächtigen Schöpfer,

Digitized by Google

der alles in der Natur so wunderbar geordnet nach Maß und Gewicht, der, wie die hl. Schrift sagt, die Welt unserm Nachforschen überlassen und uns den Verstand gegeben, daß wir in deren Geheimnisse einzudringen vermögen. All unsere Fortschritte und Erfindungen sollen in unseren Herzen den Jubelruf des königlichen Propheten wiederhallen lassen: „Groß ist der Herr und sehr preiswürdig; und seiner Größe ist kein Ende." Ps. 144, 3.

Digitized by Google

Kardinal Manning.

Eine Skizze

von

Ath. Zimmermann.

Vorwort.

Eine Biographie des Kardinals Manning von berufener Hand wird wohl lange auf sich warten lassen; hat ja nicht einmal sein großer Vorgänger Kardinal Wiseman bis jetzt einen Biographen gefunden. Zu warten bis zum Erscheinen einer Lebensbeschreibung des Verewigten hieße die katholische Welt eines leuchtenden Tugendbeispiels berauben, den Zeitgenossen einen Schatz vorenthalten. Wenn das Leben und die Thaten eines jeden guten Christen ein Schatz sind, eine Quelle der Belehrung, ein Gegenstand der Bewunderung und des Wetteifers, eine Aufmunterung zur Nachahmung, so ist das Leben des Kardinals doppelt lehrreich und tröstlich, denn wir ersehen hieraus, was ein vom Geiste Gottes erfüllter, von der Tiefe seiner Aufgabe durchdrungener Mann leisten kann. Ohne reiche materielle Mittel, ohne eine hohe achtunggebietende Stelle, als Bekenner einer in seinem engeren Vaterlande gehaßten und verachteten Religion hat er Großes geleistet, für die Kirche, der er angehört hat, für die Armen, für welche sein Herz immer geschlagen, für sein Vaterland, das er immer geliebt hat. Daß er nicht umsonst gearbeitet und sich abgemüht hat, das zeigt unter Anderem die lange nie enden wollende Procession seiner Verehrer aus allen Ständen, welche vom Samstag bis Montag zu dem erzbischöflichen Hause wallten, um dem großen Todten den letzten Tribut ihrer Hochachtung zu zollen; das zeigt die Einstimmigkeit, mit der die Presse Englands und des Auslandes die Verdienste des Kardinals hervorhob. Das ist gerade das Wunderbare, daß jeder in Manning fand, was er selbst liebte und bewunderte, daß jeder, anstatt die Differenzen hervorzuheben, und auf sie gestützt ein wegwerfendes Urtheil zu fällen, der edlen Humanität, dem ächt christlichen Geiste desselben volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Digitized by Google

In gegenwärtiger Skizze wird ein Versuch gemacht, in großen Zügen einige Thatsachen aus dem Leben des Verewigten zusammenzustellen, welche Licht werfen auf seinen Charakter als katholischer Priester und Kirchenfürst, als Philanthrop und christlicher Socialist. Die Literatur, welche benutzt wurde, ist weit ausgedehnter als man nach den Citaten schließen dürfte; namentlich ist die neuere Memoiren-Literatur sorgfältig zu Rathe gezogen worden.

I. Jugend und Lehrjahre.

(1808—1851.)

Henry Edward Manning wurde am 15. Juli 1808 zu Totteridge in Hertfordshire geboren. Sein Vater William war Parlamentsmitglied für Evesham, Lymington und Penryhn und zugleich Direktor der englischen Bank; seine Mutter war irischer Abkunft und stammte aus einer Familie, die vor nicht langer Zeit vom alten Glauben abgefallen war. Wie Gladstone die Eigenschaften der gälischen Mutter, den poetischen Sinn und die Gefühlstiefe, und den nüchternen Verstand des Vaters geerbt hatte, so verband auch Manning mit dem praktischen Geschick des Vaters den tiefen Sinn und das Mitgefühl der Mutter. Der talentvolle Knabe erhielt seine erste Erziehung in einer Privatschule in Totteridge, später wurde er nach Harrow geschickt, einem etwa 10 englische Meilen von London entfernten Kolleg, wo man nach der Unart jener Zeit weit größeren Werth auf feine Manieren, als auf Gründlichkeit des Unterrichts und Aneiferung der Studenten zum Studium legte. Charles Wordsworth [1]), gegenwärtig Bischof von St. Andrews in Schottland, ein Jugendfreund des Kardinals, mit dem er bis an's Ende durch Bande der Liebe und Freundschaft verbunden blieb, gibt uns manche interessante Einzelnheiten über das Kolleg. Schlagball und andere Spiele galten nicht als Nebenbeschäftigungen, nein Auszeichnung im Spiel war eine bessere Empfehlung als Gelehrsamkeit und gründliches Wissen. Auch für die religiöse Ausbildung wurde wenig gesorgt. Den Studenten wurde am Sonntag eine Stelle auf der Emporbühne der Kirche des Städtchens angewiesen; da sie ohne Aufsicht waren, so ließen sie ihrem Muthwillen in der Kirche freien Lauf, schwatzten und kniffen einander und ließen den Knaben, welche beten oder die Predigt anhören wollten, keine Ruhe. Geistige Anregung, Begeisterung für höhere

[1]) Annals of my early life p. 8. 9.

Digitized by Google

Ziele fand sich in Harrow nicht; erst in Oxford, dank dem Einflusse der Traktarianer und infolge großer pekuniärer Verluste seines Vaters wich der jugendliche Leichtsinn einer ernsteren Lebensauffassung.

Der junge Manning ließ sich in das berühmte Balliol-College, das schon damals (1827) die tüchtigsten Lehrer aufzuweisen hatte, aufnehmen und verlegte sich mit allem Eifer auf das Studium der Klassiker, der Geschichte und der Staatswirthschaftslehre. Da er sich für die staatsmännische Laufbahn entschieden, trat er auch in den Debattierverein ein, in welchem er durch sein imponierendes Aeußere, die Ueberzeugung, mit welcher er sprach, und durch die gründliche Kenntniß staatswirthschaftlicher Verhältnisse die Achtung seiner Altersgenossen gewann.[1]) Um sich besser auf das Baccalaureatsexamen vorzubereiten, nahm er Privatstunden bei seinem Freunde Wordsworth, der unter seinem Vater, dem Vorsteher des Dreieinigkeitskollegs in Cambridge, eine tüchtige philologische Schulung durchgemacht hatte, und bestand das Examen (1830) mit Glanz. Durch den Einfluß seines Vaters erhielt der dreiundzwanzigjährige Manning (1831) eine Anstellung in der Kolonialverwaltung, die er jedoch schon im folgenden Jahre aufgab, nicht wegen gedrückter Familienverhältnisse, (auch als Erzbischof und Kardinal konnte Manning soviel thun, weil er ein großes Privatvermögen besaß), sondern weil er sich zum geistlichen Stande berufen fühlte.

Während seines zweiten Aufenthaltes in Oxford kam der junge Manning in weit nähere Berührung mit den Häuptern des Traktarianismus, Newman, Pusey. Das innigste Freundschaftsbündniß schloß er jedoch mit James Hope, einem Schotten, der gleichfalls Fellow von Merton College und ein großer Verehrer Newmans war. Kein Geringerer als Gladstone hat uns Hope als einen der edelsten Charaktere und talentvollsten Männer geschildert, als einen Mann, der mit nur Wenigen dem engeren Kreise seiner Freunde angehört hätte.[2]) Hope, der selbst auf ein Talent wie Gladstone bestimmenden Einfluß ausgeübt, hat zweifelsohne Mannings geistige Entwicklung vielfach gefördert. Leider sind die Briefe desselben an Manning verloren gegangen und von den Briefen Manning's selbst nur einzelne erhalten. Dies ist umsomehr zu bedauern, als die Quellen über diese Zeit seines Lebens so spärlich fließen. Eine Autobiographie des

[1]) Doyle's Reminiscences p. 105.

[2]) cf. Ornsby, Memoirs of Hope Scott, der auch den langen Brief Gladstone's an die Tochter Hope's gibt. (II. Append.)

Digitized by Google

Kardinals, auf die man sich Hoffnung gemacht, ist leider nicht vorhanden, wohl aber wichtige Briefe.

Um Weihnachten 1832 erhielt Manning die Weihen und wurde ein Jahr später Pfarrer von Lavington und Graffham. Von Samuel Wilberforce wurde er mit Karoline Sargent getraut und trat somit in nähere Beziehung zu der Familie des berühmten Philanthropen Wilberforce. Seine Söhne, Henry, der schon frühe Katholik geworden, und Samuel, später Bischof von Oxford und Wincheſter, hatten beide Schwestern von Manning's Frau geehelicht. Isaac Robert, der bald nach seiner Konversion starb, war unverehelicht. Samuel, der mit ganzer Seele an der Staatskirche hing und die Verdienste seines Schwagers zu schätzen wußte, bot alles auf, um Manning an die Staatskirche zu knüpfen und ihn mit Kreisen bekannt zu machen, in welchen der christliche Geist mit Anhänglichkeit an die Staatskirche verbunden war. Die Evangelikalen, welche von Anfang an der Oxford-Bewegung feindlich entgegengestanden, wurden zu erneuter Thätigkeit angeregt, um zu zeigen, daß auch in ihrer Mitte sich eifrige Seelsorger, Freunde der Armen fänden. Manning, gewohnt, überall die guten Seiten zu sehen, jeden als Bundesgenossen zu begrüßen, der Gutes that, machte aus seiner Achtung der Evangelikalen kein Hehl, und war mit mehreren derselben durch die Gemeinsamkeit der Interessen und Bande der Freundschaft vereinigt.

Nach dem Uebertritt Newman's zur katholischen Kirche wurde Manning allgemein als eine Säule der Traktarianer betrachtet und in Zweifeln und schwierigen Fragen um Rath gefragt. Charles Marriot, dessen Name in Newman's Apologia oft genannt wird, wurde von Manning in seinem Entschluß in der Staatskirche zu bleiben bestärkt. Manning, der 1840 zum Erzdiakon der Diöcese Chichester und 1842 zum außerordentlichen Prediger an der Universität Oxford ernannt worden, war mit der Entwickelung des Traktarianismus und den Wandlungen in den Anschauungen Newman's, des Hauptes der Bewegung, weit weniger vertraut als die Freunde, welche in beständigem Verkehr mit Newman standen. Es war ihm, dem Vielbeschäftigten, nicht klar geworden, daß die Bewegung in eine zweite Phase eingetreten, daß Newman an die Via Media nicht mehr glaubte, in der anglikanischen Kirche nicht länger die ursprüngliche christliche Kirche erkannte und nur deswegen nicht zum Katholicismus übergetreten, weil seine Ideen über Entwicklung der Lehre und Verfassung der Kirche sich noch nicht geklärt hatten.

Digitized by Google

So kam es, daß Manning in Oxford eine Predigt hielt, in welcher manche harte Stellen gegen die Katholiken vorkamen und die Väter der englischen Reformation gegen manche Angriffe in Schutz genommen wurden. Ohne zu ahnen, daß er hierdurch Anstoß gegeben, begab sich Manning nach Littlemore, wohin Newman sich zurückgezogen. Newman ließ Manning nicht vor, die Entschuldigung, er sei nicht zu Hause, täuschte natürlich Niemanden, und so mußte Manning unverrichteter Sache zurückkehren.[4]) Es war wohl nicht Verstimmung, die Newman bewog, einer Unterredung mit Manning auszuweichen, sondern natürliche Scheu und Zartgefühl. Wenn Manning sich in der Staatskirche glücklich fühlte, wenn ihm sein Gewissen keine Vorwürfe machte, warum sollte er seine Ueberzeugung zu erschüttern suchen und ihn nicht vielmehr der Führung eines Höheren überlassen?

Ungleich so vielen seiner Freunde, welche in der Seelsorge oder weltlichen Beschäftigung ihren einzigen Trost suchten und jeder weiteren Untersuchung über die Ansprüche der anglikanischen und katholischen Kirche, die wahre Kirche Christi zu sein, ablehnten, widmete Manning alle Zeit, welche ihm seine Geschäfte übrig ließen, dem Studium der religiösen Frage. Er konnte sich nicht, wie Sir Stafford Northcote in einem Briefe an seinen Vater[5]) verpflichten, er werde die religiösen Fragen studieren, aber, was immer das Ergebniß sein möge, in der Staatskirche bleiben, oder in einer Sache, die sein Seelenheil betraf, das Urtheil anderer als maßgebend betrachten. Schon vor dem Uebertritt Newman's (24. Februar 1845) schrieb Manning an Wordsworth,[6]) wie gerne er mit ihm die Schriften der Kirchenväter lesen würde, wie wenig er sich befriedigt fühle mit der Lehre des Anglikanismus, in dem wohl einige Wahrheiten klar hervorträten, während andere in Dunkelheit gehüllt seien. Er denkt, neben der rein spekulativen Wissenschaft müsse noch eine Wissenschaft der Heiligen bestehen, die unzertrennlich sei von Andacht und Ausübung christlicher Tugenden, namentlich der Nächstenliebe. Wordsworth, der die Väter von seinem anglikanischen Standpunkt aus erklärte, hätte Manning wenig fördern können; es war daher ein Glück, daß er an einem geistig vielbegabteren und dialektisch besser geschulten Mann einen Freund fand, mit dem er seine Gedanken austauschen konnte.

---

4) Tablet 1892. p. 82.

5) Lang, Life of Sir Stafford Northcote p. 67.

6) Annals p. 286.

Digitized by Google

Allies, dessen Autobiographie[1]) eine der wichtigsten Quellen über die Geschichte der Traktarianismus von 1845—50 ist, schildert uns eingehend, wie er aus einem Vertheidiger des Anglikanismus ein Gegner desselben geworden und in der katholischen Kirche Ruhe gefunden. Aus dem Briefwechsel mit Manning wollen wir wenigstens eine Stelle aus einem Brief Mannings vom 19. Juni 1850 anführen:[2]) „Ich fühle die Nothwendigkeit einer erneuten Prüfung und hoffe mich mit ganzer Seele dieser Untersuchung widmen zu können und der Wahrheit und dem Willen Gottes von ganzem Herzen zu gehorchen. Könnte ich Ihnen etwas bieten, das Sie nicht schon erwogen haben, so würde ich es gerne thun; aber Sie haben mich im wirklichen Studium weit hinter sich gelassen. Wie Sie wissen, habe ich ein viel zu thätiges Leben geführt und so wenig Zeit dem Studium gewidmet, daß sie es wohl kaum glauben würden. Dies macht mich sehr mißtrauisch gegen mich selbst; und je größer die Krisis und je bedeutungsschwerer die Folgen, um so mehr wende ich mich an andere, um meine Schlüsse oder Meinungen auf die Probe zu stellen. Was ich zu meinen Gunsten vorbringen kann, ist dieses, daß ich meine Zeit dem Dienste des Nächsten gewidmet habe — wie unvollkommen, das weiß ich wohl."

Aus den Briefen an seinen Freund Hope erhellt gleichfalls, wie gewissenhaft Manning alle die Gründe für und gegen den Uebertritt zum Katholicismus prüfte, daß er sich keineswegs von Gefühlen der Abneigung oder Zuneigung oder Illusionen bestimmen ließ. Gründe der Abneigung gegen seine Amtsbrüder oder gegen den Bischof der Diöcese bestanden überhaupt nicht, denn selbst die, welche über die Lehre und die Verfassung der Kirche anders dachten als er, betonten die Differenzpunkte nur selten und waren ernstlich darauf bedacht, einen so tüchtigen Mann wie Manning ihrer Kirche zu erhalten. Von seinen vertrauten Freunden waren nur wenige zur katholischen Kirche übergetreten, auch kannte Manning nur wenige der alten englischen Katholiken. Was er über die Katholiken gesehen und gehört, stimmte ihn wenig günstig, denn gleich so vielen Anglikanern hatte er sich von den Vorurtheilen gegen den Katholicismus noch nicht frei gemacht. Daß er sich schon damals vor seiner Bekehrung mit dem Gedanken getragen, das Haupt der katholischen Kirche in England zu werden, heißt Manning zum Phantasten und Träumer machen, einen scharfsinnigen und praktisch angelegten Mann als ein Opfer thörichter

[1]) A Life's Decision. London 1880.
[2]) Ibi p. 316.

Digitized by Google

Illusionen darstellen. Die alten Traktarianer, welche der Staatskirche treu geblieben, hatten sich mit Vorliebe darauf berufen, daß ihre Kirche unabhängig vom Staate, ihre Bischöfe die höchste Lehrautorität und Richter in Glaubenssachen und daß der Staat nicht mehr als Beschützer der Kirche sei, welche die Hinterlage des Glaubens bisher treu bewahrt und sich frei erhalten habe von den Irrthümern der römischen Kirche, die trotzdem eine Schwester der anglikanischen Kirche sei. Wie groß war nun ihre Enttäuschung, als der geheime Rath Philpotts den Bischof von Exeter verurtheilte, weil er einen Geistlichen, der die Nothwendigkeit der Taufe geläugnet, nicht hatte installiren wollen. Der geheime Rath hatte durch seinen Spruch die Lehre von der geistigen Wiedergeburt in der Taufe und der Nothwendigkeit dieses Sakramentes zu den gleichgültigen, in den 39 Artikeln nicht enthaltenen Lehren gerechnet und was noch schlimmer war, fast alle Bischöfe hatten diese Entscheidung ruhig hingenommen und eine Vertheidigung ihrer Lehrautorität nicht einmal für nöthig gehalten. [1])

Manning und seine Freunde fühlten das Demüthigende dieser Lage und glaubten Druck auf die Bischöfe ausüben zu müssen. Dieselben, meinten sie, müßten wenigsten protestiren, müßten der Fällung ähnlicher Urtheilssprüche durch den geheimen Rath vorbeugen, mußten aber zu ihrem Schmerze sehen, daß nur einige zehn auf ihre Vorschläge eingingen. Bei den Berathungen stellte Manning die Frage: „Sind wir alle bereit aus der Kirche auszutreten, wenn die Bischöfe nicht protestiren." Pusey antwortete, was immer auch geschehen möge, es werde in der Staatskirche bleiben. Durch diese Antwort war die Trennung vollzogen. Einige aus der Versammlung, unter ihnen Manning und Hope, traten zur katholischen Kirche über, andere blieben Anglikaner. Der Verlust Manning's und Isaac Wilberforce's wurde von den Anglikanern ebenso sehr beklagt als der Newman's.

Der Kanonikus Venables [2]) berichtet uns einige Einzelheiten aus dieser Zeit, die wir kurz wiedergeben wollen, da sie den meisten Lesern neu sind. Manning war sehr eifrig in Ertheilung des katechetischen Unterrichtes der Kinder, dem viele Erwachsene beiwohnten. Seine ascetische Richtung und seine Liebe für die Armen traten schon damals ganz bestimmt hervor. Seine Frau, die man wegen ihrer Freigebigkeit „Lady bountiful" nannte, theilte seine Gesinnungen; ihr früher Tod, nach etwa drei Jahren glücklicher Ehe, wurde allgemein beklagt. Die

[1]) Bright, History of England IV., 210.

[2]) Guardian 23. Jan. 1892.

Digitized by Google

Armen in ihrer Noth fanden bei Manning immer Hilfe und Trost, nicht minder die Bedrückten und Verfolgten. Unter den Großgrundbesitzern und Reichen waren manche wenig erbaut durch die Predigten des Erzdiakons, welcher den Reichen Erfüllung ihrer Pflichten gegen Dienstboten und Arme einprägte. Nach einer Anekdote bei Venables scheint Manning eine Zeit lang keine Dienstboten gehabt zu haben. Gastfreundlich wie er war, lud er Venables ein über Sonntag im Pfarrhaus zu bleiben. Als die Zeit zum Mittagessen herankam, zeigte sich kein Aufwärter, überhaupt kein Dienstbote. Die Gäste setzten sich ruhig zu Tische. Da kam eine Bauersfrau mit mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhen in das Eßzimmer, setzte eine große Pastete auf den Tisch und verschwand, wie sie gekommen war. Entweder war die Pastete besser, als der äußere Schein ahnen ließ, oder die Gäste waren hungrig, kurz sie ließen es sich alle gut schmecken. Manning fand es unnöthig, sich zu entschuldigen, es däuchte ihm selbstverständlich, daß seine Gäste bei ihm keine Leckerbissen suchen würden. Unter den benachbarten Pfarrern, mit denen er vielfach in Berührung kam, war auch J. Hare, derselbe, welcher den früheren Freund nach seiner Konversion in so pöbelhaft roher Weise angriff. Nach Venables stattete Manning diesem Freunde einen Abschiedsbesuch ab, um ihm den gefaßten Entschluß mitzutheilen. Beide fühlten sich beengt und in gedrückter Stimmung. Manning wollte sich aussprechen, Hare suchte dies zu verhindern. Nachdem sie sich einige Zeit lang über Kleinigkeiten unterhalten, standen beide auf, blickten sich lange an, als wollten sie lesen, was in dem Innern des Freundes vorginge, drückten sich die Hände und schieden für immer. Andern Freunden gegenüber konnte er sich freier aussprechen; sie vermochten die Größe des Opfers, das er seiner Ueberzeugung brachte, würdigen und bedauerten, daß ihre Kirche einen solchen Mann nicht behalten konnte.

Selwyn, Bischof von New Sealand, gab dem Schmerze der Anglikaner in einen Brief an Coleridge [1]) beredten Ausdruck. „Manning hätte, da die ganze Welt ihm offen stand und er durch keine Familienbande beengt war, der Xaverius unseres Zeitalters werden können. Wenn er mit der Staatskirche unzufrieden war, konnte ich ihm zwei Zeichen des Thierkreises, die nominell meiner Leitung unterstanden, abtreten. Auf diesen fruchtbaren, dichtbevölkerten Inseln hätten wir unter einem Führer wie Manning mit Gottes Segen eine Kirche

[1]) Tablet 16. Jan. 1892, p. 83.

Digitized by Google

gründen können, wie die Welt sie noch nie gesehen hätte." Drei Männer besaßen die Achtung und Liebe des Bischofs Philpotts im höchsten Grade, Manning wegen seines Organisationstalentes, Hope wegen seiner Kenntniß des Rechtes, Gladstone wegen seiner politischen Begabung. Keiner war über den Uebertritt seiner Freunde mehr betrübt als Gladstone, der alles gethan, um sie zurückzuhalten.

Der Vorwurf, Manning hätte übereilt gehandelt, wird durch die Thatsachen widerlegt. Wir erfahren aus der Korrespondenz von Hope, daß beide Freunde noch Bedenken und Zweifel hatten, bis sie an der Thüre des Jesuiten Brownbill angeklopft und in das Zimmer eingetreten waren.[1]) Am Passionstage, 6. April 1851, legten Hope, der nach der Heirath mit der Enkelin des berühmten Dichters und Romanschreibers Walter Scott den Namen Hope-Scott annahm, und Manning ihr Glaubensbekenntniß ab in der Kirche der Jesuiten.

II. Manning's Aufenthalt in Rom, seine Wirksamkeit als Priester und Oberer der Oblaten in London.

Gleich nach Niederlegung seiner Aemter und Würden hatte Manning sich nach London begeben und im Hause seines Freundes Hope-Scott Aufnahme gefunden. Daselbst bot sich ihm Gelegenheit noch vor seinem Uebertritt, mit seinen zahlreichen Freunden zu verkehren, welche gleich ihm katholisch werden wollten. Manning übte eine besondere Anziehungskraft auf alle aus, welche mit ihm in Berührung kamen, durch die Freundlichkeit und Geduld, welche er gegen alle zeigte, durch das Zutreffende seiner Antworten auf alle Fragen, und die Gabe sich in die Lage anderer hineinzudenken. Kardinal Wiseman, welcher die Fähigkeiten Mannings zu schätzen wußte, und den Beruf desselben zum Priester kannte, drang daher in ihn, sich noch in demselben Jahre weihen zu lassen und für einige Zeit wenigstens seinen Aufenthalt in Rom zu nehmen. Auch Newman hatte auf Veranlassung des Kardinals Wiseman sich einige Zeit in Rom aufgehalten und von Rom die Oratorianer nach England verpflanzt. Nichts lag daher näher, als daß der nach Newman bedeutendste Konvertit (Allies und Ward, welche Manning durch Ge-

[1]) Ornsby II, 85.

Digitized by Google

lehrsamkeit und dialektische Schärfe übertrafen, blieben, weil sie verheirathet waren, Laien) nach Rom geschickt wurde.

Manning scheint auf diesen Vorschlag um so bereitwilliger eingegangen zu sein, weil er schon im Frühjahr 1848 die Bekanntschaft Pius IX. gemacht und durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters angezogen worden war. Als der Papst eines Tages ausfuhr, sah er den Erzdiakon Manning vorübergehen. Die hohe Gestalt und die Würde seines Auftretens machten Eindruck auf den Papst, welcher den neben ihm reitenden Monsignore Talbot fragte, wer der Fremde sei. Talbot nannte den Namen und wußte die Sache so geschickt einzuleiten, daß der Erzdiakon eine Audienz begehrte und erhielt. Das Gespräch kam auf England und die Religiosität und Philanthropie des englischen Volkes. Der Papst hatte besonders viel von der Mildherzigkeit und Menschenfreundlichkeit der Quäker, namentlich der Frau Fry gehört und äußerte bei dieser Gelegenheit: „Wenn die Menschen gute Werke verrichten, dann gibt Gott seine Gnade. Ich bete jeden Tag für England." Durch diese Worte hatte der Papst eine Saite in dem Herzen Mannings berührt, die beständig nachklang. Wenn Manning als Erzbischof und Kardinal so anerkennend sich aussprach über die Arbeiten der Anglikaner, Methodisten, Salutisten, so glaubte er einfach den Ausspruch des Papstes auf diese auszudehnen.

In Rom hatte der Uebertritt Mannings große Freude erregt, namentlich beim Papste, der die hohen Talente Mannings zu würdigen wußte. Manning war eine praktisch angelegte Natur, ein geborener Herrscher, eines der größten Organisationstalente seiner Zeit, weit besser geeignet für die Stellung eines Kirchenfürsten als Newman. Um den Konvertiten für das hohe Amt, für welches er schon wohl damals in Aussicht genommen worden, auszubilden, veranlaßte man ihn in die Academia Ecclesiastica einzutreten. Daselbst konnte er den Geschäftsgang praktisch kennen lernen und seine theologischen Studien fortsetzen. Den Sommer brachte Manning gewöhnlich in England zu, um seine Freunde nicht außer Augen zu verlieren und seinem Vaterland entfremdet zu werden. Das Leben des hl. Karl Borromeo zog Manning gewaltig an. In ihm sah er ein Muster und Vorbild. Im Jahre 1854 hatte Manning als Dr. der Theologie promovirt. Zwei Jahre später ging er nach Mailand, um das Kloster der Oblaten des hl. Karl zu besuchen und die Satzungen desselben praktisch kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr nach Rom paßte er die Statuten der italienischen Oblaten den englischen Ver-

Digitized by Google

hältnissen an und erhielt vom Papste die Bestätigung der neuen Regel. Nach England zurückgekehrt, gründete er das erste Haus der Oblaten und wurde zum ersten Obern der Anstalt bestimmt, die bald zu großer Blüthe gelangte. Manning war der Stifter noch anderer religiöser Häuser, die an ihm auch nach seiner Erhebung zum Erzbischof einen Freund und Gönner fanden. Die Gabe sich in fremde Verhältnisse hineinzuleben, sich anderen anzupassen, kam Manning trefflich zu statten und machte auch seinen Aufenthalt in Italien eben so angenehm als nützlich.

Newman hatte nach seiner Bekehrung sich gleichfalls nach Rom begeben und von da die Oratorianer nach England verpflanzt; aber sein Aufenthalt in Rom dauerte nicht so lang und sein Verhältniß zu dem Papste und den großen römischen Würdenträgern war nicht so innig als das Manning's. Während seines langen römischen Aufenthaltes hatte Manning freien Zutritt zum Papste, der je länger je mehr durch die glänzenden Eigenschaften des englischen Konvertiten angezogen, denselben mit einem besondern Wohlwollen und seiner Freundschaft beehrte. Daß die Herablassung des Oberhauptes der Kirche und die Zuneigung eines von Natur so liebenswürdigen Charakters wie die des Papstes in dem für Liebe so empfänglichen Herzen Manning's Gefühle der Ehrfurcht und Liebe weckte, ist selbstverständlich. Die arge Welt, welche überall unlautere Beweggründe wittert, hatte bald herausgefunden, daß Manning dem Papste schmeichle, um seine ehrsüchtigen Pläne durchzusetzen.

Es waren nicht Fremde, sondern der eigene Schwager, Samuel Wilberforce, Bischof von Oxford, welcher die Absichten Manning's verdächtigte. Derselbe entblödete sich nicht, Folgendes zu schreiben: „Manning ist mehr päpstlich als der Papst selbst. Er pflegt dem Papst alle seine eigenen Gedanken und Anschauungen zu wiederholen, was demselben sehr gefällt. Manning ist äußerst unterwürfig. Er kriecht auf Händen und Füßen und küßt den Zehen des Papstes; ja wenn er gebeten wird, aufzustehen, bleibt er, als wäre er von tiefer Ehrfurcht ergriffen, noch auf den Knien." Wie wenig hatte Wilberforce den von Manning empfangenen Trostbrief vom 1. März 1856 verdient, in dem derselbe sein Beileid über den Tod seines ältesten Sohnes ausdrückte.[1]) „Es wäre, so lautet der Brief, eine Verletzung von fast fünfundzwanzigjähriger Freundschaft und des heiligen Andenkens an

1) Life of S. Wilberforce III, 248.

Digitized by Google

gemeinsame Leiden, wenn ich in gegenwärtigem Augenblick schweigen wollte. Sie kennen mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich Sie in meinem Herzen trage, Ihrer stets in meinen Gebeten gedenke und den Knaben, welchen der himmlische Vater hinweggenommen, gerade so liebe wie Sie. Ich glaube, nur wenige sind mit Ihnen inniger in Gedanken verbunden, als ich, und wenige, dessen bin ich gewiß, lieben Sie mit so aufrichtiger Liebe, nicht mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit. Mein Herz ist mit Ihnen in Lavington und ich bete zu Gott, die Tröstungen, welche bei einem so herben Schlag, als dem Verlust des Erstgeborenen, so nöthig sind auf Sie herabzugießen."

Auf die Wirksamkeit Manning's von den Jahren 1857—65 kann hier nicht eingegangen werden. Im vollen Mannesalter und im Besitz großer, durch das Alter noch nicht gebrochenen Körperkräfte, entwickelte er eine erstaunliche Thätigkeit, welche von den reichsten Erfolgen gekrönt war. Er verstand es in hohem Grade, auch andere zu Seeleneifer und Werken der Nächstenliebe anzutreiben und befürwortete bei Fremden und Bekannten die Einführung religiöser Orden und Kongregationen, die Einführung von religiösen Uebungen und Andachten, welche unter den englischen Katholiken, von denen manche zäh am Alten hielten, anfangs mit Mißtrauen betrachtet wurden. Er fand bei diesem Werke einen mächtigen Beschützer an Kardinal Wiseman, der es sich gleichfalls zur besonderen Aufgabe gemacht, den Katholicismus Englands durch Zuführung neuer Kräfte geistig zu heben und zu kräftigen und namentlich durch Verbindung mit anderen katholischen Ländern das Band der Einheit enger zu schlingen. Wie man in Deutschland das Gedeihen und Wachsthum der katholischen Kirche Englands aufmerksam verfolgt hat, so haben das katholische England und Irland den deutschen Katholiken während des langwierigen Kulturkampfes ihre Sympathie entgegengebracht und den vom Sturme Verschlagenen gastliche Aufnahme gewährt. Daß die englischen Katholiken aus ihrer Isoliertheit herausgetreten, ist nicht zum Mindesten das Verdienst des Kardinals Manning.

III. Manning's Erhebung zum Erzbischof.

Schon im Jahre 1857 war Manning zum Propst von Westminster und 1860 zum Protonotar ernannt worden. Es war klar,

Digitized by Google

daß Kardinal Wiseman sich Manning zum Nachfolger ausersehen hatte. Das Domkapitel wählte jedoch nicht Manning, sondern Errington. Der Papst machte von seinem Rechte Gebrauch, einen Mann seiner eignen Wahl zum Erzbischof zu bestellen, und ernannte Dompropst Manning, der nicht nur das Vertrauen seines Vorgängers in hohem Grade besessen, sondern mit allen Gaben der Natur und Gnade geschmückt war, welche nach dem Dafürhalten des Papstes für eine so schwere und verantwortliche Stellung unumgänglich nöthig waren.[1]) Die Weihe zum Bischof fand statt am 8. Juni 1865, dem Jahrestage der Weihe des Kardinals Wiseman. Fast alle Bischöfe Englands wohnten der Ceremonie bei, außerdem die Gesandten der katholischen Mächte und zahlreiche Vertreter des katholischen Adels. Wie trefflich die Wahl des Papstes gewesen, in welch hohem Grade der neue Erzbischof die hohen Erwartungen, die man von ihm gehegt, übertroffen hat, erfahren wir aus dem Munde eines heftigen Gegners.[2])

„Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist groß gewesen, sein Organisationstalent ungeheuer. Es trat, sobald sich die Gelegenheit hierzu bot, zu Tage, daß er ein geborener Führer war. In dem Erfolg, mit welchem er die Mittel dem Zwecke anpaßte und durch Benutzung der Zeitumstände Resultate erzielte, haben Fürst Bismarck und Gladstone ihn nicht übertroffen. Sein persönlicher Einfluß war sehr groß und verbunden mit seinem savoir faire vielleicht größer als seine intellektuellen Gaben." In den folgenden Blättern werden wir in großen Zügen seine Wirksamkeit als Bischof, Staatsmann, Philanthrop zu schildern versuchen.

Papst Pius IX. verdankte seine große Popularität nicht zum Mindesten dem Bestreben, die Massen für die Kirche zu gewinnen, auf die Liebe und Verehrung des Volkes größeren Werth zu legen, als auf die Gunst der Könige. Schon als Anglikaner hatte Manning nach ähnlichen Grundsätzen gehandelt und die Vertheidigung der Rechte der Armen und Unterdrückten als eine Hauptpflicht des geistlichen Hirtenamtes betrachtet. Bei dem gegenseitigen Gedankenaustausch, zu dem die häufigen Audienzen Gelegenheit boten, fand der Papst in Manning den zur Durchführung seiner Ideen geeigneten Mann. Wie weit Manning der Empfänger oder Geber gewesen, läßt sich natürlich noch nicht ermitteln; so viel steht jedenfalls fest,

[1]) Brady M. Annals of the Catholic Hierarchy p. 384.

[2]) Saturday Review 16. Jan. 1892.

Digitized by Google

daß Manning späterhin in allen wichtigen Fragen um Rath gefragt wurde. Auch unter Leo XIII. wurde dem römischen Korrespondenten des Daily Chronicle[1]) zufolge des Cardinals Manning's Rath eingeholt, bevor der Papst irgend eine seiner Encykliken veröffentlichte oder eine wichtige Entscheidung traf.

Als Bischof einer ausgedehnten Diöcese und Oberhirte einer Bevölkerung, die sich durch Zuzug aus Irland und dem Kontinent täglich mehrte, sah sich der neue Erzbischof in die Nothwendigkeit versetzt, neue Pfarreien zu gründen, Kirchen zu bauen, die Zahl der Priester zu vermehren. Die Mittel für alles dieses waren unzureichend, denn im Süden sind, mit Ausnahme Londons, die Katholiken weniger zahlreich und materiell minder gut gestellt als im Norden Englands mit seinen großen Mittelpunkten der Industrie. Außerhalb Londons ist das Einkommen mancher Pfarrer so gering, daß nur Priester, welche Privatvermögen oder andere Einnahmequellen haben, eine Seelsorgstelle übernehmen können. Die katholische Gemeinde ist deßhalb außer Stande, auf eigene Kosten eine Kirche zu bauen, einen oder mehrere Priester zu unterhalten, wie das in den Diöcesen des Nordens, z. B. Liverpool, Salford, Leeds geschieht.

Wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, den hohen Preis der Bauplätze, die großen Unkosten für den Bau von Kirchen, die Armuth der Katholiken, so ist man billig erstaunt, wo der Erzbischof das Geld für diese Kirchen gefunden, denn viele, nicht alle wurden ganz allein vom Kardinal gebaut, zu andern hat er freigebig beigesteuert. Die Zahl beläuft sich auf Hunderte. Bedenkt man ferner die Summen, welche die Heranbildung von Priestern verschlingt, denn die in früheren Zeiten gestifteten Freistellen reichen nicht aus, dann begreift man wohl, wie der Kardinal trotz der vielen Geschenke, die er von Verehrern und Freunden erhielt, sehr oft nicht bei Kasse war, in wie großer Verlegenheit sein Sekretär und andere Officiale sich oft befunden haben mußten, wenn der Zahlungstermin gekommen und die Kasse leer war. Gegenüber dem Bemühen der anglikanischen Geistlichkeit, die armen Katholiken zum Abfall zu verlocken, oder wenigstens dieselben zur Ueberlassung ihrer Kinder an protestantische Anstalten zu vermögen, durfte der Erzbischof nicht zurückbleiben. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß in den Oertlichkeiten, in denen kein Priester und keine katholische Kirche sich befand, die Katholiken abfielen und verloren gingen.

[1]) Vgl. Katholik. Jahrg. 1888. I. 191—3.

Digitized by Google

Nur katholische Priester, welche weder für Weib noch Kinder zu sorgen haben, welche, wenn es nöthig ist, bereit sind, Armuth und Entbehrungen aller Art auf sich zu nehmen, sind geeignet unter den Armen zu wirken, sie mit ihrem harten Loose auszusöhnen und sie zur Standhaftigkeit im Glauben zu vermögen. Dank der Sorgfalt, welche Manning auf die Erziehung der Klerus verwendete, dank den schönen Ansprachen und Ermunterungen, war der Klerus der Erzdiöcese zu jedem Opfer bereit, wo es galt Seelen zu gewinnen. Die Priester, welche zur Gründung einer neuen Pfarrei bestellt wurden, schracken nie vor der Schwere der Aufgabe zurück; die Priester der besser gestellten Pfarreien aber waren immer bereit, ihren ärmeren Mitbrüdern zu helfen. Auch als Erzbischof fuhr Manning fort, durch Schrift und Wort auf seine ehemaligen Glaubensgenossen einzuwirken, und hatte den Trost, manchen Seelen den Weg in die katholische Kirche zu zeigen. Weniger angenehm als das Bekehrungswerk, war für ihn die Bekämpfung gewisser liberaler, antikatholischer Richtungen, die von einigen gelehrten Katholiken, meist Konvertiten vertreten wurden. Mehrere sonst gutmeinende Männer, wie Richard Simpson, bekannten sich zu gallikanischen Grundsätzen und ließen sich zu ungerechtfertigten Angriffen auf den hl. Stuhl hinreißen. Bei Gelegenheit der Centenarfeier des hl. Petrus, der viele katholische Bischöfe aus allen Theilen der Welt beiwohnten, machte der Papst (26. Juni 1867) dieselben mit der Absicht, ein ökumenisches Concil zu berufen bekannt. Die Nachricht wurde von den Bischöfen mit Freuden begrüßt, während ein auf den Universitäten Deutschlands stark vertretenes Element die Vorgänge in Rom mit Mißtrauen beobachtete. Der Erzbischof hat es nöthig gefunden, den Verdrehungen des Altkatholiken Friedrich gegenüber, die wahre Geschichte des Concils und seinen Antheil an demselben zu erzählen; wir können deßhalb darauf (Contemporary Review 1878) verweisen oder auf die Angaben des siebenten Bandes der Collectio Lacensis. [1])

Gleich so vielen andern Katholiken war der englische Erzbischof überzeugt, daß gegenüber den Irrthümern der Gegenwart und der Auflehnung gegen die gottgesetzte Ordnung und Lehrautorität eine Definition der päpstlichen Lehrgewalt, eine feierliche Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem Gebiete des Glaubens und der guten Sitten nöthig sei. Die Besorgniß so mancher Bischöfe des Kontinents,

[1]) Acta et Decreta Concil.-Coll. Lacensis VII, p. 1029.

Digitized by Google

welche die schlimmsten Folgen von einer solchen Erklärung befürchteten, theilte er nicht; er glaubte im Gegentheil, man brauche sich um den Widerspruch gewisser Kreise nicht zu kümmern. In der That ist das Wahre und Gute nicht immer zeitgemäß und wird erst später nach seinem Werthe geschätzt. Die langwierigen Kontroversen, zu welchen die Definition der Unfehlbarkeit in England Anlaß gab, gehören in die Kirchengeschichte Englands.

Die Hauptkämpfer für die päpstlichen Rechte waren William George Ward, der Herausgeber der Dublin Review, Manning selbst, die Jesuiten Harper, Botalla und Edmund O'Reilly nebst vielen andern. Weit zurückhaltender in Darlegung der Vorrechte des Papstes waren Newman und sein Ordensbruder Ryder; die Gegner waren Renouf, Foulkes ꝛc. Während Ward seine literarischen Gegner durch das Apodiktische und Schroffe seiner Behauptungen vielfach verletzte und sich nicht die Mühe nahm, das Herbe und Bittere seiner Angriffe zu verzuckern, ist der feingebildete und bei aller Strenge der Grundsätze liebevolle Erzbischof immer eingedenk der Pflichten der christlichen Liebe und Höflichkeit. So schreibt er[1]) an den Herausgeber von Macmillan's Magazine: „Für den Schriftsteller, welcher behauptet, das Haupt der katholischen Kirche mache Anspruch darauf, das eingeborene und sichtbare Wort Gottes zu sein, hege ich wirklich Mitleid. Denn entweder weiß er es nicht besser und verdient unser Mitleid wegen seiner außerordentlichen Unwissenheit, oder er weiß es und dann ist er um wichtigerer Gründe willen Gegenstand unseres Mitleids.

Gladstone's Plan in Irland an Stelle der protestantischen Universität eine paritätische zu gründen, war an dem Widerstand der Bischöfe Irlands, welche eine katholische Universität verlangten, gescheitert. Bei der Neuwahl kamen die Tories an's Ruder. Gladstone zog sich mehr und mehr vom politischen Leben zurück und verwendete seine Muße auf das Studium der religiösen Tagesfragen. Unglücklicherweise benützte er seine Vertheidigung des Ritualismus zu einem ebenso unklugen als ungerechten Ausfall gegen die Katholiken.[2]) „Nie seit der blutigen Regierung Maria's ist die Romanisirung Englands möglich gewesen. Wäre dieselbe allenfalls im 17. oder 18. Jahrhundert möglich gewesen, so war sie im 19. ganz unmöglich, nachdem Rom an Stelle des stolzen Rühmens „semper eadem" eine

[1]) Old castle. The Cardinal Archbischop of Westminster I, 43.
[2]) Rus el, W. E. Gladstone p. 241.

Digitized by Google

Politik der Gewaltthat und Glaubensänderung eingeführt hat; nachdem es jedes rostige Werkzeug wieder aufpolirt und zur Schau getragen, das wir in der alten Rumpelkammer zurückgelassen wähnten. Seitdem keiner zu der katholischen Kirche übertreten kann, ohne seiner moralischen und geistigen Freiheit zu entsagen und seine Loyalität und Pflicht als Bürger der Willkür eines andern anheim zu stellen, seitdem diese Kirche zu gleicher Zeit die moderne und die alte Geschichte zurückgewiesen, kann ich keineswegs in Furcht und Bangigkeit betreffs des Ausganges ihrer Kreuzzüge in England sein, obgleich ich ihre große Fähigkeit, Unheil zu stiften, nicht unterschätze."

Die liberale Partei war wenig erbaut durch diesen Ausbruch blinder Leidenschaft, die Tories jubelten, bei allen Feinden der Kirche auf dem Kontinente wurde der früher so sehr geschmähte Gladstone ein Gegenstand der Bewunderung. Das Lob der Feinde der Kirche und die Angriffe der Katholiken, welche einen solchen Vorwurf nicht ruhig hinnehmen konnten, ließen Gladstone nicht zur Besinnung kommen. Statt seine Anklage zurückzunehmen, schleuderte er zwei Flugschriften in die Welt, deren Titel lautet: Die Vatikanischen Dekrete und ihr Verhältniß zur Unterthanentreue (The Vatican Decrees in theirs Bearing on Civil Allegiance) und Vaticanismus. In letzterer Schrift gab er zu, daß faktisch viele Katholiken loyale Unterthanen seien, daß jedoch die päpstliche Unfehlbarkeit mit der Unterthanenpflicht nicht vereinbar sei.

Unter den Kämpen, welche die Angriffe Gladstone's zurückwiesen, befanden sich auch Manning und Newman. Beide behandelten ihren Gegner so glimpflich als möglich, was Gladstone auch betreffs Newman's öffentlich anerkannte.[1]) Der Erzbischof schrieb in Bezug auf diesen Streit an den Herausgeber des New-York Herald[2]): „Aus öffentlichen und Privatgründen bedaure ich gar sehr diesen Akt der Unklugheit, ich würde sagen Ungerechtigkeit, wenn ich nicht an Gladstone's Aufrichtigkeit glaubte. Ich bedauere denselben als einen Akt, der nicht in Einklang und richtigem Verhältniß steht zu dem Leben eines großen Staatsmannes, und als das erste Ereigniß, das eine 45jährige Freundschaft getrübt hat. Sein ganzes öffentliches Leben hat bisher den christlichen und bürgerlichen Frieden dieses Reiches befestigt. Wenn die gütige Vorsehung Gottes und der gesunde Sinn der Engländer es nicht abwendet, so wird dieser Akt viel mehr als

1) Vaticanism. p. 16.
2) Oldcastle I., 42.

Digitized by Google

die Lebensarbeit Gladstone's am Ende eines langen Lebens den Ruhm eines großen Mannes beflecken."

Während des Streites fand keine Annäherung zwischen den zwei alten Freunden statt. Wenn Gladstone den Erzbischof vorübergehen sah, blickte er nach der entgegengesetzten Richtung. Lange dauerte dieses gespannte Verhältniß nicht, in den letzten Jahren war Gladstone ein häufiger Besucher im Hause des Kardinals, der am fünfzigsten Jahrestage ihrer Hochzeit der Frau Gladstone einen ebenso schönen als rührenden Brief schrieb: „Meine theure Frau Gladstone. Bei unserem letzten Zusammentreffen sagten Sie: Ich vergesse alte Tage nicht. Ich kann dasselbe in Wahrheit auch von mir behaupten. Deßhalb kann ich in der Mitte aller, welche Ihnen zum 50. Jahrestage Ihres Familienlebens Glück wünschen, nicht schweigen. Ich habe Euch beide beobachtet auf dem weiten Meere des öffentlichen Tumults von meinen ruhigen Gestaden aus. Sie wissen, wie ich mit William's Politik übereingestimmt, besonders mit der irischen Politik der letzten 20 Jahre. Ich habe auch Ihre Werke der Mildthätigkeit für das Volk gesehen, an welchen ich, wie Sie wissen, regen Antheil nehme. Es sind nur wenige, welch solch ein Jubiläum wie das Ihrige feiern: und wie wenige unserer alten Freunde und Gefährten sind noch am Leben! Wir (Gladstone und Manning) hatten lange hinaufzuklimmen zur 80. Sprosse — selbst Sie sind nicht weit zurück — und ich hoffe, wir werden den Krug am Brunnen nicht zerbrechen. Ihre Thätigkeit und ihre Abhärtung gegen das Wetter setzt mich in Erstaunen. Mögen alle Segnungen Euch beide bis zum Ende begleiten. Immer der Ihrige in Liebe und Treue."

Die antipäpstliche Bewegung war in England minder leidenschaftlich als in Deutschland, von den Anhängern Döllinger's fielen verhältnißmäßig wenige ab, dank der Milde und Nachsicht der Bischöfe, einige der Abgefallenen kehrten später wieder in den Schooß der Kirche zurück. Der Erzbischof machte den Entstellungen der vom Vaticanum veröffentlichten Dekrete gegenüber von seinem Rechte Gebrauch, die Zeitschriften und Zeitungen zur Aufnahme seiner Berichtigungen zu zwingen. Für die Angreifer und die Herausgeber waren diese Entgegnungen oft nichts weniger als angenehm, denn sie klärten das große Publikum auf über Unklugheit und Unwissenheit. Viele wurden vorsichtiger und enthielten sich der Angriffe auf die katholische Kirche. Anstatt wie so viele Katholiken thun, die Hände in den Schooß zu legen und über die schlechten Zeiten zu jammern,

Digitized by Google

nützte Manning alle Vortheile, welche die neue Zeit bot, aus zur Vertheidigung der Kirche, freilich nicht in der gewissenlosen Weise, welche ihm von Gegnern zur Last gelegt wird, daß ihm nämlich jedes Mittel zur Erhöhung seiner Kirche recht war. Die Kirche braucht nur gekannt zu werden, um bewundert zu werden; die Katholiken brauchen nur die christliche Nächstenliebe zu üben, wenn sie von ihren im Glauben getrennten Landsleuten geschätzt werden wollen. Von diesen Grundsätzen geleitet, benützte der Erzbischof jede Gelegenheit, das Publikum über die katholischen Lehren und Bräuche aufzuklären, die guten Seiten seiner religiösen Gegner hervorzuheben, ihre Fehler zu entschuldigen. Manchen Katholiken schien ihr Oberhirte zu weit zu gehen, den Sekten zu große Geständnisse zu machen, der eignen Würde zu vergeben. Sie alle haben früher oder später ihrem Erzbischof Recht gegeben, und es läßt sich nicht läugnen, daß diese Milde Frucht getragen hat, namentlich bei den Non-Conformisten, welche sich früher so sehr gegen die Katholiken abgeschlossen hatten.

Manche Katholiken haben vor Erzbischof Manning großen Einfluß ausgeübt auf die Anglikaner, aber keiner hat vor Kardinal Manning die Dissenters für die Katholiken günstig stimmen können. Der Grund hierfür ist freilich nicht allein in den in gewisser Beziehung gemäßigten theologischen Anschauungen des Kardinals zu suchen, sondern ebenso sehr in dem gemeinsamen Kampf gegen Laster und Trunksucht. Die Dissenters waren froh, in dem Erzbischof einen Kampfgenossen gefunden zu haben, und beurtheilten aus Rücksicht auf ihn die katholische Kirche billiger als zuvor. Die Idee von einer Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen hat auch Kardinal Manning vorgeschwebt, aber seiner praktisch angelegten Natur und seinem durchdringenden Verstand wurde sofort klar, daß nicht auf theologischem, sondern auf philanthropischem Gebiete die gegenseitige Annäherung stattfinden müsse, daß die gemeinsame Uebung der Werke der Nächstenliebe das einigende Band sein müßten. Wir werden unten sehen, wie der Kardinal sich über sein Verhalten gegen Non-Conformisten, Salutisten und Juden rechtfertigt, den eigenen Glaubensgenossen und den Anglikanern gegenüber.

IV. Manning's Wirksamkeit als Kardinal.

Die Erhebung des um die Kirche so hochverdienten Bischofs zur Kardinalswürde, wurde wohl darum verschoben, weil man der öffentlichen

Digitized by Google

Meinung in England Rechnung tragen wollte. Die Flugschriften Gladstone's hatten zwar die Gemüther zeitweilig aufgeregt, aber die Zeiten der Antipopery waren vorüber. Der Papst konnte sonach den längst gehegten Wunsch ausführen und Manning zum Kardinal machen. Letzterm gereichte es zu besonderer Freude, daß ihm die Kirche der hl. Andreas und Gregorius auf dem cölischen Hügel als Titularkirche angewiesen wurde. Von dem Kloster auf dem cölischen Hügel war der hl. Augustinus, der erste Erzbischof von Canterbury, ausgezogen nach England. Der Feierlichkeit wohnten viele seiner protestantischen Landsleute, die sich eben in Rom befanden, und viele Fremde bei. Der Bischof von Regensburg war ausdrücklich nach Rom gereist, um an der Festlichkeit Antheil zu nehmen. Der neue Kardinal hielt eine kurze Anrede in englischer Sprache. Die Anspielung auf Gregorius, der Sendboten nach England geschickt, war sehr zutreffend und gab dem Prälaten Gelegenheit seinem Patriotismus Ausdruck zu geben. „Ein anderer Grund hat vielleicht, so sagte er unter anderem,[1]) euch hierher gebracht, die Liebe zu euerem Vaterland, welche aus keiner anderen Quelle als vom hl. Geist kommt. Frömmigkeit ist eine der sieben Gaben des hl. Geistes und obgleich sie Gott zum Hauptgegenstand hat und sein Reich, so ist sie an nächster Stelle auf Verwandtschaft und Familie gerichtet und dann auf das Vaterland. Es ist sonach eine übernatürliche Gnade, welche uns Vaterlandsliebe einflößt."

Manning kehrte bald darauf von Rom nach seiner Heimath zurück. Die Feierlichkeiten, welche seiner daselbst warteten, können wir im Einzelnen nicht schildern. Sie zeigten wiederum, daß das englische Volk auf seinen großen Sohn stolz war, daß seine religiösen Gegner im Herzen froh waren, Kardinal Manning ihren Landsmann nennen zu können. Der Kardinal gewährt dem Träger nicht nur großen Einfluß auf die Bischöfe der Kirchenprovinz, sondern auch ein Anrecht darauf in wichtigen Angelegenheiten vom Papste um Rath gefragt zu werden. Die Korrespondenz des Kardinals mit Pius IX. und Leo XIII. liegt noch nicht vor, soll aber nach dem Berichterstatter im Tablet sich durch großen Freimuth auszeichnen. Bei seiner großen Anhänglichkeit an den hl. Stuhl und der Geradheit seines Charakters und dem Eifer für die größere Ehre Gottes, läßt sich nichts anderes erwarten. Es gereicht den Päpsten zur Ehre,

[1]) Brady p. 592.

Digitized by Google

daß sie immer bereit waren die Rathschläge der Kardinäle zu erwägen, dem Kardinal aber zum besonderen Ruhme, daß er seinen Einfluß nur zum Vortheil der Christenheit geltend machte, daß er den Päpsten gegenüber es nie an der schuldigen Ehrfurcht fehlen ließ. Obgleich der Erzbischof schon 1872 in William Weathers einen Hilfsbischof erhalten, so unterließ er es doch nicht die verschiedenen Pfarreien seiner Diöcese zu besuchen, die Einladungen seiner Priester, bei feierlichen Gelegenheiten zu predigen, anzunehmen. In seinem Eifer beschränkte sich der hohe Prälat nicht auf die eigene Diöcese. Er unternahm beschwerliche Reisen, um Bischöfe und Priester zu verpflichten. Sehr häufig benützte er diese Gelegenheit, um vor einem großen Hörerkreis Ansprachen zu halten und seine Zuhörer für seine Ideen zu begeistern. Man konnte seine Reisen im gewissen Sinne Kreuzzüge nennen. In feurigen Worten forderte er auf, nicht zum Kriege gegen die Ungläubigen oder zur Eroberung des hl. Landes, sondern zum Krieg gegen das Laster der Unmäßigkeit, zur Begründung eines glücklichen Familienlebens. Den Protestanten war die Ankunft des Kardinals, der es so gut verstand mit herzgewinnender Freundlichkeit große Würde zu verbinden, immer willkommen, seine bloße Gegenwart genügte, um den Fanatismus und das Vorurtheil zu zerstreuen. Was Kardinal Newman in seinen Vorlesungen seinen Zuhörern so sehr an's Herz gelegt, dafür zu sorgen, daß ihre protestantischen Mitbürger durch persönliche Bekanntschaft mit Katholiken die Falschheit der protestantischen Tradition einsähen, das hat der Kardinal während seines langen Lebens geübt. Statt auf einsamer Höhe zu thronen, sich gegen Andersgläubige kalt zu benehmen, zu warten, bis sie ihn aufsuchten, hat er jede Gelegenheit, mit denselben in Verbindung zu treten, benützt. Uebelwollende und Feinde glaubten hierin Schlauheit und kluge Berechnung und Haschen nach Popularität zu entdecken, das Bestreben, der eigenen Kirche Ansehen zu verschaffen; das englische Volk hat anders geurtheilt und sich von den feindlichen Kritikern nicht beeinflussen lassen.

Der Kardinal hat während der 17 Jahre seines Kardinalates wohl mehr Predigten und Ansprachen gehalten als irgend ein Priester, der sich ausschließlich dem Predigeramt gewidmet, mehr Schriften dogmatischen und ascetischen Inhalts veröffentlicht, als mancher Schriftsteller, der alle seine Muße auf's Studium verwenden konnte; und doch ist hierdurch seine Thätigkeit noch nicht erschöpft..

Digitized by Google

V. Die Verdienste des Kardinal-Erzbischofs um die Schulen.

Das dunkelste Blatt in der Geschichte Englands, von der Reformation angefangen bis herab auf das Ende des letzten Jahrhunderts, ja im gewissen Sinn bis auf unsere Tage, ist die systematische Vernachlässigung der Elementarschulen. Die Strenge, mit welcher die Anhänger der Staatskirche die Schulen der Nonconformisten und Katholiken unterdrückten, ließe sich einigermaßen rechtfertigen, wenn sie für tüchtigen Unterricht gesorgt hätten; so aber verurtheilten sie ihre Gegner zu einer ebenso großen Unwissenheit, als die ihrige war. Auf diese, Jahrhunderte lang andauernde Nachlässigkeit folgte eine fieberhafte Ungeduld und Hast. Die leitenden Staatsmänner sind von einem Extrem in's andere gefallen und wollen alle Privatschulen abschaffen, den reichen Eltern sowohl als den armen das Schulgeld erlassen und Lehrer und Lehrerinnen durch Lokalsteuern unterhalten. Die Warnungen gegen die Neuerungen verhallen wirkungslos. Nicht nur die Liberalen sinnen auf die Zerstörung der Privatschulen, selbst die Konservativen sind bereit, dieselben zu opfern, weil die anglikanischen Vertheidiger der konfessionellen Schulen entweder ohnmächtig oder lau und gleichgültig sind und sich wenig darum kümmern, daß die Kinder in den konfessionslosen Staatsschulen unterrichtet werden. Ein schlagenderer Beweis für den Niedergang des religiösen Geistes bei Anglikanern und Nonconformisten läßt sich nicht denken, als daß Hirte und Volk mit dem farblosen Religionsunterricht, wie er in den Staatsschulen ertheilt wird, vorlieb nehmen.

Kardinal Manning ist seit 1870, denn in diesem Jahre wurde ein neues umfassendes Schulgesetz im Parlamente angenommen, das den Staatsschulen große Vortheile über Privatschulen gewährt, mannhaft eingetreten für die Interessen der konfessionellen Schulen und hat persönlich die größten Opfer gebracht für Errichtung oder Erweiterung von Schulen. Die Bestimmung, daß die verschiedenen Konfessionen innerhalb einer kurzen Zeit die für Aufnahme aller Schüler bestimmter Quartiere nöthigen Schulgebäude herstellen müßten, sofern sie die Errichtung von Staatsschulen und die Besteuerung der Einwohner zu Gunsten der Staatsschulen verhindern wollten, hatte für die Erzdiöcese Westminster nicht wenige Schwierigkeiten. Woher sollte man das Geld nehmen, wo die Mittel für die Unterhaltung der neuen Schulen finden? So viel Kardinal Wiseman für die

Digitized by Google

Schulen gethan, es läßt sich nicht läugnen, daß viele Schulgebäude auch mäßigen Anforderungen nicht entsprachen, daß ganze Gemeinden, in denen sich viele Katholiken fanden, ohne Schulen waren. Von einem Zurückweichen oder Kompromiß, welcher die Erziehung katholischer Kinder in religionslosen Schulen zur Folge gehabt hätte, konnte bei Erzbischof Manning nicht die Rede sein, katholische Kinder mußten katholische Schulen besuchen, die unter den Geistlichen stehen und von katholischen Lehrern erzogen werden. Man konnte wohl der Regierung insoweit nachgeben, daß man die Schüler von dem Regierungs-Inspektor jährlich prüfen ließ, den Religionsunterricht nicht während der Schulstunden, sondern vor oder nach denselben ertheilte; aber den Staatsschulen den Unterricht zu überlassen und den Religionsunterricht auf die Katechese am Sonntag zu beschränken, schien dem Erzbischof gleichbedeutend mit Verläugnung der katholischen Principien.

Wenn die Katholiken in England und in den englischen Kolonien, selbst ihren politischen und religiösen Gegnern Achtung und Bewunderung abgezwungen haben, wenn die liberale Partei Englands bereit ist, die Katholiken nicht zu behelligen, weil sie überzeugt ist, daß die Katholiken einfach die Erhaltung des Glaubens der katholischen Kinder bezwecken, keineswegs, wie die Anhänger der Staatskirche durch die Schulen Propaganda zu machen suchen, so ist das hauptsächlich den Bemühungen des Kardinals Manning zu verdanken. Kein einziger Katholik hat sich durch Wort und Schrift dieselben Verdienste um die Elementarschulen erworben, als der viel beschäftigte, überall in Anspruch genommene Kardinal. Als Mitglied der Erziehungskommission, welche 1886 tagte, wohnte Manning fast allen Sitzungen bei und trug durch die Fragen, welche er stellte, und seine Erklärung schwieriger Punkte nicht wenig bei zur Klärung der Unterrichtsfrage. In der Kommission saßen Männer, die fast ihr ganzes Leben mit der Schule sich beschäftigt und alle einschlägigen Fragen sorgfältig studirt hatten; der Kardinal zeigte sich ihnen ebenbürtig und machte der katholischen Sache, welche er verfocht, alle Ehre. [1])

[1]) Eine Sammlung der in den Blue Books zerstreuten Bemerkungen des Kardinals und deren systematische Zusammenstellung hätte schon längst unternommen werden sollen. Thomas Allies, der als Zeuge verhört wurde und durch das Zutreffende und die Schärfe seiner Darlegungen und Antworten allgemeinen Beifall erntete, wäre hierfür der geeignete Mann. Hier mögen noch die Worte angeführt werden, welche Sir Francis Sandford, Minister des Unterrichts in Lord Beaconsfield's Cabinet, beim Jubiläum des Cardinals an diesen richtete: „Es war mein Glück, mit Ew. Eminenz mehrere Jahre zu

Digitized by Google

Es ist nicht die Schuld des Kardinals, daß das konservative Ministerium aus politischen Gründen, um die Anhänger Chamberlain's nicht vor den Kopf zu stoßen und einige Stimmen bei den bevorstehenden Parlamentswahlen zu verlieren, die Vorschläge der Mehrheit der Kommission, zu der auch Manning gehörte, nicht durchführte und die allgemeine Erwartung täuschte. Eine der letzten Anordnungen des Parlaments, kraft welcher der Staat das Schulgeld bezahlt, ist für katholische Schulen, welche meist von Kindern der Armen besucht werden, eine wahre Wohlthat. [1])

Für Mittelschulen und höhere Studien hat Kardinal Manning direkt weit weniger gethan, einmal weil schon unter seinem Vorgänger mehrere bedeutende Anstalten gegründet worden, dann weil religiöse Orden und Kongregationen, die sich ex professo mit Erziehung beschäftigen, aus eigenen Mitteln Kollegien eröffnet haben. Der Versuch eine katholische Universität in London zu gründen, und katholische Studenten von dem Besuche der Universitäten Oxford und Cambridge abzuhalten, scheiterte. Monsignor Capel, damals einer der beliebtesten Prediger London's, der zum Rektor bestellt wurde, war ein Autodidakt und besaß weder die für die Verwaltung, noch die Leitung der Hochschule nöthigen Kenntnisse. Der Erzbischof hatte für sein Kolleg ausgezeichnete Kräfte gewonnen, unter anderen den berühmten Biologen Mivart, der jedoch nur wenige Zuhörer hatte, weil die Pension für Studenten zu hoch berechnet, Tagesschüler aber nicht zugelassen wurden.

Es ist sehr befremdend, daß der Erzbischof, der so stolz darauf war in Oxford und zwar im Balliol College studirt zu haben, dem es eine so große Freude machte, daß der Vorsteher und die Fellows des Colleges Schritte thaten, um das letzte Porträt, für das er gesessen, zu erwerben und in der Halle aufzuhängen, sich der Errichtung eines katholischen Kollegs in Oxford so beharrlich widersetzte. Kardinal

sammen in der königlichen Kommission für Unterricht zu arbeiten. Ich hatte das Glück, mit Ihnen in freundlicher und privater Weise die Gedanken auszutauschen, welche wir über die uns Beiden so sehr am Herzen liegende Angelegenheit empfanden, und da muß ich sagen, daß, wenn unsere Kommission etwas Gutes geleistet hat für die Bildung und vor allem für die religiöse Bildung unseres Volkes, so verdanken wir dies vorzüglich den Anregungen, welche Sie bei der Gelegenheit gegeben haben. Ich fühle es tief, daß, wenn England ein christliches Land bleibt im Unterrichtswesen, so ist dies eine glückliche Frucht der Thätigkeit Ew. Eminenz."

[1]) St. James Gazette 15. Januar 1892 p. 5.

Digitized by Google

Newman, dessen Schriften über den Werth der Erziehung an den Universitäten zum besten gehörten, was er geschrieben, wünschte die Gründung eines katholischen Kollegs in Oxford, obgleich er die Gefahren nicht verkannte. Die Mehrzahl der Bischöfe stellte sich auf die Seite des Erzbischofs, ebenso der größere Theil der Klerus und der Laien. Trotz der Abmahnung der Bischöfe fuhren jedoch einige Laien fort, ihre Söhne an die Universität Oxford zu schicken, weil kein katholisches Kolleg in England die alten Universitäten ersetzen könne. Die Methodisten und Congregationalisten, welche mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, haben in der jüngsten Zeit Kollegien für ihre Glaubensgenossen in Oxford gegründet und dadurch viele junge Leute vor dem Atheismus und Positivismus bewahrt.

Die Gründung eines katholischen Universitäts-Kollegiums in London und die Errichtung von katholischen Mittelschulen unterblieb wohl darum, weil keine Gelder flüssig wurden, weil die Noth der Armen und Unbeschäftigten in den letzten Jahren so groß war. Hätte, wie mehrfach geklagt wurde, der Kardinal einigen religiösen Orden größere Freiheit gewährt, dann wäre London weniger arm an Mittelschulen und geeigneten Lehrkräften. London besitzt das einzige katholische Schullehrerseminar in Hamersmith, für Lehrerinnen sorgt das in Roehampton, beide haben sich als treffliche Erziehungsanstalten bewährt. Es ist nur zu bedauern, daß manche Lehrer und Lehrerinnen ihre Stellen an katholischen Schulen aufgeben und sich in den Staatsschulen anstellen lassen. Vom rein natürlichen Standpunkte kann man es den Katholiken nicht verdenken, daß sie eine Stelle mit weit höherem Gehalt einer schlechtbesoldeten vorziehen, daß sie es lästig finden, Sonn- und Werktage entweder in der Kirche oder Schule beschäftigt zu sein; anders erscheint die Sache freilich vom übernatürlichen Standpunkt, wenn man die Jugenderziehung als einen Gott wohlgefälligen Dienst betrachtet. In seinen Ansprachen an die Lehrer betonte der Kardinal immer den übernatürlichen Standpunkt und suchte seinen Zuhörern Opfergeist einzuflößen.

Früher wurden die Kinder der Armen in den Armenhäusern ohne Rücksicht auf die Religion der Eltern einfach als Anglikaner erzogen und erhielten keinen getrennten Religionsunterricht. Dem Erzbischof erschien ein solches Verfahren eine durch nichts zu rechtfertigende Verletzung der Gewissensfreiheit. Seine Vorstellungen um dem Uebel abzuhelfen, verhallten nicht wirkungslos. Die Kuratoren der Armenhäuser gaben nach und gestatteten entweder eigenen Religions-

Digitized by Google

unterricht für katholische Kinder, oder überließen die Kinder katholischen Anstalten, denen sie dieselbe Geldsumme auszahlten, welche für den Unterhalt eines Kindes im Armenhaus fixirt ist. Diese katholischen Anstalten nehmen auch Waisenkinder auf, oder Kinder, welche von ihren lasterhaften Eltern vernachlässigt werden und in der Gefahr schweben mit der Unschuld ihren Glauben zu verlieren. Von diesen Armenschulen sind verschieden die Besserungsanstalten für Kinder, welche wegen Bettelei, Diebstahl in ein Korrektionshaus geschickt werden. Auch sie standen ausschließlich unter protestantischer Leitung; auch hier gelang es, die Anerkennung des Rechtes der Katholiken zu erwirken und die Kuratoren zur Ueberlassung der katholischen Kinder an katholische Anstalten zu bewegen. Für den Kardinal war dies eine Herzensangelegenheit. Ihm lag vielmehr an den lebendigen Tempeln des hl. Geistes, den Kinderseelen, als an dem Baue einer Kathedrale für die Erzdiöcese. [1])

VI. Kardinal Manning als christlicher Socialist.

Die katholische Kirche hat von jeher sich als eine zärtliche Mutter der Armen und Bedrückten bewährt, ihre edelsten Söhne waren zu gleicher Zeit Vertheidiger der Rechte der Kirche und Vorkämpfer für die Freiheit des Volkes. Wohl in keinem Lande hat der hohe Klerus größere und um die Freiheit des Volkes verdientere Männer aufzuweisen als in England. Statt vieler seien nur die Erzbischöfe Thomas Becket, Langthon Rich und der Bischof Grosseteste genannt. [2]) Sie alle waren in gewissem Sinn christliche Socialisten und suchten die Willkür des Hofes und des Adels zu beschränken. Erzbischof Manning trat in die Fußstapfen seiner großen Vorgänger ein und bemühte sich nach Kräften, die edlen Männer, welche eine sociale Reform in England angebahnt und zum Theil durchgeführt hatten, zu unterstützen. In England hatte bisher Anhänglichkeit an den Katholicismus als gleichbedeutend mit Vertheidigung des Absolutismus und der Willkür gegolten. Man hielt die Katholiken für

[1]) Es ist komisch, daß protestantische Schriftsteller noch immer von einer herrlichen katholischen Kathedrale sprechen. Rosenthal, Convertitenbilder, hat offenbar den Anlaß zu dieser Mythe gegeben, denn er spricht von der Absicht des Erzbischofs, eine Kathedrale zu bauen. Die protestantischen Forscher haben dann die Absicht mit der That verwechselt.

[2]) Stubbs Constitutional History III, 539 ss.

Digitized by Google

principielle Gegner einer freien Verfassung und der Freiheit des Volkes. Das Beispiel des großen „Befreiers" hätte die Engländer eines Bessern belehren können, denn O'Connell hatte die Reformpartei nicht nur beständig im Parlamente unterstützt, sondern auch manche wichtige Reformen zuerst angeregt. Die Stimmung des englischen Publikums war damals zu antiirisch, als daß man in England O'Connells Verdienste hätte würdigen können; und so konnte es geschehen, daß man in den social-politischen Bestrebungen des Erzbischofs von Westminster eine ganz neue Richtung in der katholischen Kirche zu entdecken glaubte.

Eine Aufzählung aller Arbeiten des Kardinals auf dem socialen Gebiete würde den beschränkten Raum, der uns zu Gebote steht, weit überschreiten, wir müssen uns daher auf einzelne Punkte beschränken. In einem Briefe vom Januar 1890[1]) gesteht der Kardinal: „Mir schweben beständig die Worte unseres Heilandes vor: Ich habe Mitleid mit dem Volke; denn nirgends auf der ganzen Erde finden sich unermeßliche Reichthümer und unsägliche Armuth so nahe beisammen als in unserem England. Aber Dank der Vorsehung sind unsere Arbeiter klug und geduldig und geneigt, auf die Rathschläge der Gemäßigten zu hören." Statt gleich so vielen Schwarzsehern in der Organisation der Arbeiter einen Vorboten der Revolution zu wittern, sah er in derselben eine Bürgschaft für eine friedliche Lösung. Er befürwortete ein Uebereinkommen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter; Ueberlassung eines Theils des Gewinnes an die Arbeiter und hob hervor, daß die Uebervortheilung der Arbeiter durch die Arbeitgeber manche Strikes verursacht habe. „Während 100 Jahren, so schrieb er im November 1890 an den in Lüttich tagenden Congreß,[2]) hat der Kapitalist hartnäckig seinen ungeheuren Profit geheim gehalten und dem Arbeiter den möglichst niedrigen Preis bezahlt. Der Strike vom letzten Jahr hatte seinen Grund in der Thatsache, daß das Kapital gegen früher 80 Procent mehr einbrachte, die Löhne aber nur um drei Procent zunahmen. Ich könnte noch andere Beispiele anführen. Das Haupthinderniß ist gegenwärtig die Weigerung der Kapitalisten, ihre Gewinne bekannt zu machen."

Niemand kannte besser als der Kardinal die klägliche Lage der Arbeiterbevölkerung Londons, in welcher ganze Klassen von Arbeitern und Handwerkern Monate lang arbeitslos sind, während sie zu

[1]) Oldcastle II, 12.

[2]) Ibi p. 14.

Digitized by Google

andern Zeiten durch die Arbeit fast erdrückt werden. Gegenüber den Staatswirthschaftslehrern, welche freie Konkurrenz als Heilmittel gegen alle Schäden anpriesen und Ausnutzung des Arbeiters zum Vortheil des Arbeitgebers rechtfertigten, trat der hohe Prälat oft auf und betonte das Recht des Arbeiters auf Beschäftigung, wenn er arbeiten kann, auf Unterstützung, wenn er arbeitsunfähig ist. „Diese Forderung, so führt der Kardinal aus,[1]) ist so weit entfernt eine revolutionäre Maßregel zu sein, daß sie sich schon in der Armengesetzgebung unter Elisabeth findet."

Mit demselben Freimuth verlangte Manning Regelung der Arbeitsstunden, Ausschließung der Frauen von den Fabriken, denn letztere hätten sich durch den Ehekontrakt verpflichtet eine Familie zu gründen und Kinder zu erziehen, und hätten weder das Recht, noch die Pflicht sich entgegen ihrem ersten Kontrakt zu regelmäßiger Arbeit für so und so viel Stunden des Tages zu verpflichten. Ohne Familienleben sei eine Nation unmöglich. . . Der niedrigste Arbeiter braucht ebensogut als der Reiche und Gebildete einige Stunden des Tages für Ausbildung von Seele und Geist; und wenn ihm diese Stunden verweigert werden, sinkt er zu einer Maschine oder einem Lastthier herab. Für Arbeiter in Bergwerken wurden acht Stunden als Normalmaß bezeichnet, für leichtere Arbeiten zehn Stunden.

Daß man ihn des Socialismus beschuldigte, bekümmerte den Kardinal wenig. Er schreibt hierüber an Graf de Mun[2]): „Das kommende Zeitalter gehört weder den Kapitalisten noch den handeltreibenden Klassen, sondern dem Volke. Das Volk gibt der Leitung der Vernunft, ja selbst der Leitung der Religion Gehör. Wenn wir das Vertrauen der Massen gewinnen, können wir ihnen rathen; wenn wir uns ihnen blindlings widersetzen, dann wird die Zerstörung alles Guten in ihrer Macht stehen. Ich hoffe jedoch viel von der Thätigkeit der Kirche, welche von allen Regierungen beraubt und zurückgewiesen wird. Ihre wahre Heimath befindet sich beim Volke; dasselbe wird ihre Stimme hören. Mein Brief an das XX^ième Siècle hat in England Aufregung verursacht; ich werde, wie Sie, des Socialismus beschuldigt. Hier beschäftigt man sich wenig mit Socialismus — er ist eine Art Parteiruf. Frankreich ist in diesen Studien uns weit voraus. Deßungeachtet hat unsere Gesetzgebung betreffs Arbeiterschutz große Fortschritte gemacht."

[1]) Oldcastle II, 20.

[2]) Ibi p. 12—13.

Digitized by Google

Das Nähere über den großen Strike der Arbeiter in den Schiffswerften Londons vom Jahre 1889 findet sich in der Dublin Review [1]) und anderswo. Für unsern Zweck genügt es, zu bemerken, daß der Kardinal, von Arbeitgebern und Arbeitern zum Schiedsrichter erwählt, nicht so sehr seiner kirchlichen Würde, als vielmehr seiner Freundlichkeit und Sympathie mit den Armen der Millionen-Stadt den großen persönlichen Einfluß verdankte, der alle Schwierigkeiten überwand. Nachdem alle Hoffnung auf eine Vereinbarung verschwunden, hat er dem Strike und der Noth der Arbeiter ein Ende gemacht. Auch bei andern Gelegenheiten wurde der Kardinal von Arbeitern und Arbeitgebern um Rath gefragt und rieth beiden Parteien sich zu vergleichen. Die augenblickliche, durch die Strikes geschaffene Nothlage der Arbeiter erschien ihm ein geringes Uebel im Vergleich mit der sittlichen Verwilderung, welche mit der Armuth und allgemeinen Aufregung verbunden ist.

Man hat dem Kardinal vorgeworfen, er habe ganz einseitig die Fehler der Kapitalisten und Arbeitgeber betont, aber nichts gethan, um die Arbeiter geistig zu heben und dieselben zur Arbeit und Sparsamkeit anzuleiten. In demselben Athem wird er des Fanatismus und der Uebertreibung beschuldigt, weil er die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken mit solchem Nachdruck eingeschärft hat. Nun ist jedem, der auch nur einigermaßen die Sachlage kennt, klar, daß die Trunksucht die Hauptquelle des Elends und der Armuth der Abeiterbevölkerung ist. Somit ist jeder, welcher diese Quelle des Elendes und Lasters verstopft, ein wahrer Reformator. Die Frage kann nur die sein, ob Empfehlung der Mäßigkeit oder der gänzlichen Enthaltsamkeit schneller zum Ziele führe, ob Enthaltsamkeit von Seiten derer, welche nie dem Laster der Unmäßigkeit gefröhnt, für die zur Trunksucht sich Hinneigenden sich nützlich erweise.

Schon der Umstand, daß alle Bischöfe Irlands die Grundsätze des englischen Kardinals betreffs der gänzlichen Enthaltsamkeit sich zu eigen gemacht haben, fällt schwer in's Gewicht, denn ohne gewichtige Gründe haben die irischen Bischöfe nicht gehandelt. Wer die Iren im betrunkenen und nüchternen Zustand gesehen, wer das Haus eines nüchternen Mannes besucht hat und dasselbe Haus wiedergesehen, seitdem sich der Mann dem Trunke ergeben, der allein kann sich einen Begriff von den Verwüstungen dieses Lasters machen.

[1]) Oldcastle 1889 II, 386—414.

Digitized by Google

Wir können es frei aussprechen, der nüchterne Ire ist ein liebenswürdiger, gewinnender, frommer Mann, der betrunkene Ire ein Thier. Wohl bei keiner Race treten die üblen Wirkungen der Trunksucht so grell und abschreckend hervor; aber auch unter Engländern und Schotten hat dieses Laster sehr nachtheilig gewirkt. Die Bildung einer Liga des hl. Kreuzes, die Organisation eines heiligen Kreuzzuges gegen die Trunksucht ist demnach vollkommen gerechtfertigt. „Zwanzigjährige Erfahrung, schreibt der Kardinal unterm 15. Juli 1889 an die Bischöfe Irlands, hat mich gelehrt, daß die große Schranke, welche in unsern Tagen zwischen der menschlichen Seele und dem Worte Gottes und den Sakramenten aufgerichtet ist, sich auf Exceß im Trinken zurückführt, und daß die sicherste Disciplin behufs Rettung des Unmäßigen und Heilung des Mäßigen die gänzliche Enthaltsamkeit ist. Mäßigkeit ist gut, gänzliche Enthaltsamkeit besser. . . . . Sie ist die freie Wahl derer, welche nach den Räthen eines höheren Lebens leben wollen. Glücklich das Heim, in welchem Vater und Mutter sich zu einem höheren Leben verpflichten. Glücklich die Kinder, welche nie berauschende Getränke verkostet haben. Glücklich die, welche durch das Versprechen gänzlicher Enthaltung ihre Sklavenketten zerbrochen haben. Glücklich die, welche das Versprechen gemacht, nicht weil dasselbe für sie nothwendig war, sondern um andere durch Wort und Beispiel vom ewigen Tod zu erretten."

Da die Salutisten und Methodisten mit großem Erfolg die Trunksucht bekämpft hatten und das Loos der Armen zu erleichtern suchten, glaubte sich der Kardinal verpflichtet, diesen Wohlthätern der Armen öffentlich seinen Dank auszusprechen. Der Plan des Generals Booth, der armen Bevölkerung Londons aufzuhelfen, wurde bekanntlich von Huxley und andern scharf kritisirt[1]) und als nutzlos, ja verderblich zurückgewiesen, von dem Kardinal jedoch mit großem Beifall aufgenommen. Die Briefe an General Booth und Ben Tillet erregten großes Aufsehen und fanden nicht überall Zustimmung. Wir geben hier einige Stellen: „Jede lebende Seele hat Christus viel gekostet; wir müssen darum alle, auch die Seelen der Unwürdigsten retten. Nach den kläglichen Ereignissen in Trafalgar Square schrieb ich ein „Plaidoyer für die Taugenichtse", welches Sie vielleicht nie gesehen haben. Es würde Ihnen zeigen, wie vollständig mein Herz mit Ihnen und Ihrem Buch (In Darkest

[1]) Katholik 1891, I S. 425—432.

Digitized by Google

England) ist. Sie erinnern sich ohne Zweifel, daß die Armengesetze Elisabeths die Pfarreien zwangen, Arbeit für die Arbeitsfähigen zu finden und Rohmaterial für Arbeit aufzuhäufen. Die neueren Lehrer für Staatswirthschaftslehre verurtheilen es als ein Almosen, das demoralisire, daß man Leuten, die keine Arbeit haben, Beschäftigung finde. Ich bin der Ansicht, jeder Mensch habe ein Recht auf Brod oder Arbeit. Ich glaube nicht, daß sie warten müssen, bis die Theorie dieser Professoren durchgeführt ist, bis Arbeit und Nachfrage nach Arbeit sich das Gleichgewicht halten." Der Brief an Tillet[1]) lautet: „Ich habe nicht die Geduld gehabt, Professor Huxley's Briefe, (welche in der Times erschienen) zu lesen. Hunger, Nacktheit, Elend, Tod wegen Mangel an Nahrung, Hungersnoth sind nicht zu läugnende Thatsachen, und noch ist nichts gethan worden, um dem Übel zu steuern. Wie kann jemand die Gewährung von Nahrung oder Unterstützung verhindern oder davon abrathen." Warum ist das Armenhaus ein Arbeitshaus (Workhouse) genannt? Weil es für die bestimmt ist, welche nicht arbeiten können? Nein, weil es das Haus war, in dem man Arbeit oder Brod gab. Schon im Namen liegt ein Beweis. Das weiß ich, was unser Heiland und die Apostel thun würden, wenn sie in London wären. Laßt uns dafür dankbar sein, daß wir die Bereitwilligkeit haben, desgleichen zu thun." Man kann über die Weisheit des von General Booth versuchten Experiments anderer Meinung sein als der Erzbischof, aber die reine Absicht und Menschenfreundlichkeit desselben tritt klar zu Tage. Hier bot sich ein Mann an, welcher der großen Noth abhelfen und seine Heilsarmee zum Dienste der Armen verwenden wollte, warum sollte man sein Anerbieten zurückweisen, weil man mit den von ihm gepredigten Glaubenssätzen nicht übereinstimmte?

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Erzbischof seinem persönlichen Charakter oder der katholischen Kirche in der öffentlichen Meinung geschadet hat durch die neidlose Anerkennung der Verdienste des General Booth. Er hat ein altes protestantisches Vorurtheil praktisch widerlegt, daß nämlich die Kirche alles, was von Häretikern ausgehe, verwerfe und alle guten Werke ausschließlich für sich selbst beanspruche. Übrigens drückt sich Manning in seinen Urtheilen über Andersdenkende immer so aus, daß er der eigenen Kirche nichts vergibt; niemand kann von ihm verlangen, daß er überall den Pole-

[1]) Oldcastle II, 17.

Digitized by Google

miker herauskehre, statt, wie er thut, auf das allen Konfessionen Gemeinsame, die Nachahmung Christi und seiner Tugenden, hinzuweisen.

Ueber Manning's Vorliebe für die irische Nation und seine Vertheidigung der Juden, die gleichfalls ein Ausfluß seiner alle umfassenden Menschenliebe war, müssen wir uns kurz fassen. Wie sehr er die Iren geschätzt, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe[1]) an William O'Brien vom 3. Juni 1890: „Jahre lang habe ich diese Worte wiederholt: das irische Volk ist die tiefst christliche Nation und für die katholischen Interessen am angestrengtesten thätig. Sie sind heimgesucht von aller Art von Leiden. . . der Kampf der Rasse gegen die Rasse, der Religion gegen die Religion ist Jahrhunderte lang ihr Erbtheil gewesen. Aber der Tag der Wiederherstellung ist beinahe gekommen. Ich hoffe, noch die Morgenröthe zu sehen; Sie werden hoffentlich die Mittagssonne noch erleben, wenn Irland wieder eingesetzt wird in seine früheren Rechte . . . indem es zugleich Theil nimmt an der Gesetzgebung, welche das britische Reich regiert und befestigt." Eine innige Vereinigung Englands und Irlands war das Ideal, welches ihm beständig vorschwebte. Er war überzeugt, daß Gerechtigkeit gegen Irland das beste Mittel sei, um beide Länder und ihre Bewohner inniger an einander zu ketten. Bei Keinem fand die Politik Gladstone's größeren Beifall als bei Manning, wie wir in dem oben angeführten Briefe gesehen haben. Er war sich wohl bewußt, daß England die meisten Uebelstände Irlands durch Mißregierung verschuldet, Laster großgezogen, im Innern Hader und Bürgerkrieg befördert hatte, um ungestörter über Irland herrschen zu können, und urtheilte, daß die Hand, welche die Wunde geschlagen, auch das Heilmittel reichen müsse.

Die konservative Partei verfehlte nicht, den Kardinal als Revolutionär und Radikalen zu verschreien, ihm Ungehorsam gegen die Anordnungen des Papstes, Hintertreibung der Mission Persicos zur Last zu legen. Manning verwahrte sich gegen diese und ähnliche Incriminationen in einem Briefe an die Times vom 27. Juni 1887.[2]) Die London Times hatte ihn und den Erzbischof von Dublin „die thätigen Förderer separatistischer Intriguen genannt, welche in den Versammlungen der Kirche keine entscheidende Stimme haben sollten." Darauf erwiderte Manning: „Ich verbünde mich gern mit dem Erzbischof von Dublin. Er ist wenig in England bekannt, hauptsächlich

[1]) Oldcastle II, 43.

[2]) Oldcastle II, 40.

Digitized by Google

durch die Schilderung derer, welche die Flamme der Feindseligkeit zwischen den zwei Nationen anfachen. Ich bin in England bekannt, sowohl den Ministern der Krone als den Führern der Opposition. Ich überlasse es denen, welche mich gut kennen, für mich zu antworten, und ich, der die Gesinnung des Erzbischofs von Dublin kennt, übernehme die Verantwortung für ihn. Wir sind weder Intriganten noch Separatisten. Ich habe mit ungewohnter Wärme, ich gestehe es, gesprochen, weil ich Empfindsamkeit bisweilen für eine Pflicht erachte. Dies ist eine solche Zeit, wenn Ihre Worte uns, die so große Verantwortlichkeit haben, angreifen, wenn Sie mehr und mehr zwei Nationen, welche Gerechtigkeit und Wahrheit in Eintracht und Friede verknüpfen sollten, zu heftigem Streit anregen."

Die beste Widerlegung dieser Anklage verdanken wir dem Prinzen von Wales, der seiner Theilnahme an dem Tode des Kardinals in dem Briefe an das Domcapitel folgenden Ausdruck gab: [1]) „Ich und die Prinzessin würdigen vollkommen und sind sehr dankbar für die warme Sympathie, welche das Kapitel der Erzdiöcese Westminster im eigenen Namen und in dem der Priester der Diöcese ausgedrückt hat. Ich hatte das Glück Kardinal Manning genau zu kennen und fand in ihm immer einen der loyalsten und standhaftesten Freunde und Anhänger der königlichen Familie. Ich bedaure sehr den Verlust seiner Eminenz und bin tief gerührt durch die freundlichen Worte, die er über meinen Sohn, den verstorbenen Herzog von Clarence, äußerte."

Seiner Sympathie für die Juden gab der Kardinal bei verschiedenen Anlässen Ausdruck. Er ehrte in ihnen das Volk der Verheißung, er bewunderte an ihnen Eigenschaften, welche auf ihn von jeher große Anziehungskraft geübt hatten, z. B. ihre Freigebigkeit in Stiftungen von Spitälern und Schulen. Die Schattenseiten dieser Nation blieben ihm mehr oder minder unbekannt, weil er die Juden nach den wenigen Vertretern, mit welchen er in nähere Verbindung getreten war, beurtheilte. Darum konnte er an die oft erhobene Beschuldigung, die Juden mischten Blut getödteter Christen in das ungesäuerte Osterbrod, nicht glauben, deswegen sah er in den gegen die Juden in Rußland erlassenen Gesetzen nur Verfolgungssucht, Gewaltthat und Willkür. Antisemiten theilen diese Ansicht nicht, weil sie die Juden anderer Länder kennen; sie werden jedenfalls das natürliche Wohlwollen anerkennen, das in dem Nächsten die guten Eigenschaften ehrt.

[1]) Tablet p. 122.

Digitized by Google

VII. Tod des Kardinals — seine Bedeutung für die katholische Kirche.

In den letzten Jahren seines Lebens konnte Manning nur selten und für kurze Zeit sein Zimmer verlassen; die Reisen, die er früher unternommen, die Predigten in den Kirchen, die Anreden in Versammlungen behufs Enthaltsamkeit und philanthropischer Zwecke waren ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Durch die unermüdlichen riesenhaften Arbeiten hatte der Kardinal seine an sich kräftige Konstitution untergraben. Die natürliche Wärme mußte ersetzt werden durch dicke warme Kleidung und hohe Temperatur in seinem Zimmer, den Gebrauch von Getränken, welche ihm hätten aufhelfen können, hatte er sich untersagt, und so war er sich wohl bewußt, daß er langsam dem Tode entgegengehe — oder wie er sich ausdrückte — in die Station einlaufe.

Manning hatte bei der Feier seines silbernen Jubiläums als Erzbischof von Westminster 1890 den Trost, Glückwünsche und Adressen von allen Theilen der katholischen Welt zu empfangen. Mit Bezug auf die Adressen der Bischöfe Nordamerikas und Australiens schrieb er am 22. September 1890:[1]) „Diese zwei Kundgebungen brüderlicher Liebe von beiden Erdtheilen sind für mich ein Zuwachs an Stärke, gerade jetzt wo Altersschwäche mich niederzudrücken beginnt. Sie scheinen mir zu sagen, daß ich nicht den ganzen Tag müßig dagestanden. Obgleich ich mir alle die freundlichen Ausdrücke, die Sie gebrauchen, nicht zueignen darf, so darf ich mich hoffentlich dem Glauben hingeben, daß ich ihre edelmüthige Liebe zu einem Mitarbeiter im Weinberge des Herrn nicht verscherzt habe. Lassen Sie mich darum meinen herzlichen Dank aussprechen gegen alle und möge Ihr großer Episkopat, dessen Wachsthum ich ein halbes Jahrhundert beobachtet habe, sich zu manchen Provinzen und Diöcesen entwickeln und alle Früchte eines geistigen Lebens vervielfältigen in absoluter Unabhängigkeit von allen Gewalten dieser Erde. Ubi Spiritus Domini ibi libertas. Irland hat die englisch sprechende Bevölkerung dieses gelehrt, wer kann seine Zukunft vorher bestimmen.“ Manning hätte, was er von der Kirche Australiens und Nordamerikas aussagt, auch auf seine geregelte Wirksamkeit in England anwenden können, denn auch er hat mit den ihm anvertrauten Talenten gewuchert, und der Kirche, deren Vertreter er war, neuen Glanz verliehen. Es ist ebenso einseitig, die

[1]) Oldcastle II, 63.

Digitized by Google

Größe und das Ansehen Mannings von seiner Stellung als katholischer Kardinal herzuleiten, als zu behaupten, trotz seiner Würde als Kardinal habe er sich die Achtung und Liebe der Engländer nicht verscherzt; denn die Engländer ehrten offenbar den englischen Kardinal auch deswegen, weil sie ihn im Ausland geehrt sahen.

Der Vergleich Mannings mit seinen zwei großen Freunden Newman und Gladstone liegt so nahe, daß wir eine kurze Gegenüberstellung dieser merkwürdigen Charaktere hier nicht unterdrücken können; und dies um so weniger, als hierdurch die Eigenthümlichkeiten Mannings in klarerer Beleuchtung erscheinen.

Manning war eine praktisch angelegte Natur, ein geborener Herrscher und Organisator, ein Mann, der die Ideen seiner Zeit in sich aufnahm, um sie praktisch zu verwerthen. Manning ging immer gerade auf's Ziel los und zwar auf dem kürzesten Wege. Newman war ein origineller Denker, ein Herrscher im Reiche der Gedanken, der sich scheute andere zu leiten, der nur langsam, nach fast ängstlicher Erwägung aller Gründe und Gegengründe zu einem Endurtheil gelangte, der die Induktion dem Syllogismus, ein aus Probabilitäten zusammengesetztes Argument der streng dialektischen Beweisführung vorzog. Newman war in erster Linie Schriftsteller, Manning dagegen war alle Thätigkeit Handlung. So klar, anmuthig und übersichtlich Mannings Schriften auch sein mögen, so bieten sie doch wenig Neues und Originelles. Die Gedanken und Ideen anderer sind den Verhältnissen Englands angepaßt und nur in seltenen Fällen vertieft und weitergeführt. In Newmans Schriften verräth jede Seite das individuelle Gepräge, die Geistesart und Originalität des Verfassers und was von andern entlehnt ist, erhält durch Newman nicht nur eine neue Fassung, sondern auch weit tiefere Bedeutung. Manche Schriften Mannings sind für die Leser, für welche sie abgefaßt wurden, weit geeigneter, als die Schriften Newmans, die jedoch weit tiefer sind. Newman, den man zutreffend Pilger der Ewigkeit genannt hat, zieht empor zu den lichten idealen Höhen. Manning steht mitten im Kampfgewühle und erstrebt das praktisch Erreichbare. Newman dringt unter die Oberfläche und verfolgt die letzten Prinzipien, Manning der überhaupt Optimist im guten Sinne des Wortes ist, verweilt weit mehr bei den guten Eigenschaften, der guten Seite von Charakteren; ist daher in seinem Urtheil über Anglikaner und Nonconformisten weit nachsichtiger als Newman, der zu den schärfsten Satirikern zählen würde, wenn der Unwille über die Verkehrtheiten,

Digitized by Google

welche er geißelt, nicht gemildert wäre durch tiefe Wehmuth und Mitleiden. An Inhalt und Form werden die Schriften Mannings weit durch die Newmans überragt, der seinen Schriften seinen großen Einfluß und die Achtung der Nation verdankt. Newman wird durch seine Schriften und die Heiligkeit seines Lebens im Andenken der Nachwelt fortleben, Manning durch seine Thaten, die der Ausfluß eines edlen Charakters sind, und seine tiefe Religiosität.

Zwischen Gladstone und Manning besteht eine weit größere Geistesverwandtschaft als zwischen Newmann und Manning. Beide sind Optimisten, beide rechnen mit wirklichen Faktoren, beiden ist gemeinsam das tiefe Mitleid mit den Armen und Gedrückten, beiden die Zähigkeit in Durchführung des Beschlossenen, bei beiden ist Schriftstellerei nur Nebensache, ein Mittel zu Verwirklichung ihrer Projekte, beide haben beharrlich die Erhöhung ihrer Kirche angestrebt; aber wie verschieden sind hier die von beiden erzielten Resultate, wie wenig Dankbarkeit hat der eine geerntet, wie sehr hat den andern der Beifall seiner Glaubensgenossen ermuthigt? Der der Staatskirche mit ganzer Seele ergebene Gladstone hat dieselbe reformiren und reinigen, statt eines durch die enge Verbindung mit dem Staate erlangten Einflußes, ihr die Herrschaft über die Gemüther erobern wollen, in der That dieselbe der äußeren Stützen beraubt, ohne ihr inneren Halt geben zu können. Weil der Staatskirche nicht zu helfen war, weil sie ihr ganzes Ansehen vom Staat herleitet, haben Gladstone und andere, welche dieselbe als freie Tochter und nicht als Sklavin betrachteten, ihr mehr geschadet als genützt. Gladstone's Triumphe sind auf dem socialen und politischen Gebiete zu suchen, nicht auf dem religiösen, Manning's aber auf dem religiösen und sozialen, denn mit Politik hat er sich ex professo nicht befaßt. Die Nation hat die Vorzüge beider erkannt und ihre Laufbahn weit richtiger beurtheilt als manche, von deren Bildung und Kenntniß der Welt man Besseres erwarten könnte.

Der Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts wird die tiefe Bedeutung des Kardinals im Einzelnen nachzuweisen haben; in einer Lebensskizze, welche unter dem Eindrucke der jüngsten Ereignisse abgefaßt ist, müssen einige Andeutungen genügen. In allen Ländern, in denen man Englisch spricht, ist die Arbeiterbevölkerung der christlichen Religion entfremdet, nur die Katholiken verstehen es die Massen anzuziehen. Während die Vorgänger Mannings sich darauf beschränkten auf ihre Glaubensgenossen einzuwirken, hat dieser

Digitized by Google

auch die niederen Klassen unter den Anglikanern und Nonconformisten angezogen und ihnen klar gemacht, daß die katholische Kirche die wahre Freundin der arbeitenden Bevölkerung sei. Der Bann des Vorurtheils ist gebrochen. Protestanten haben gelernt in den katholischen Priestern und Bischöfen wahre Hirten zu erblicken, an das Verhalten ihrer Prediger den richtigen Maßstab anzulegen, manche Einrichtungen der katholischen Kirche, z. B. den Cölibat, die Klöster, besser zu würdigen als zuvor. Männer, wie der Mäßigkeitsapostel Father Mathew, Staatsmänner, wie Gladstone haben für den Kardinal die Wege geebnet, namentlich hatte der letztere, der bekanntlich der Abgott der Nonconformisten ist, durch seine irische Politik seine Anhänger gelehrt, die Katholiken als Mitbürger zu den gleichen Rechten und Privilegien zuzulassen, welche andere Konfessionen längst besessen. Es wird die Aufgabe seiner Nachfolger sein, die freundlichen Beziehungen zu Andersgläubigen zu hegen und zu pflegen.

Die tüchtigsten Männer Englands haben alles, was in ihren Kräften stand, aufgeboten, um aus der Nation den durch Schmeichler eingepflanzten Eigendünkel und die Verachtung alles Fremden auszurotten. Manning nahm an diesen Bestrebungen schon frühe den regsten Antheil und zeigte durch Wort und Beispiel, daß man ein wahrer Patriot sein und doch die Vorzüge anderer Nationen anerkennen könne. Der Protestantismus hatte diese Schranke des nationalen Vorurtheils aufgerichtet, damit der protestantische Engländer das katholische Leben auf dem Kontinente nicht unbefangen beurtheilen könne; Manning dagegen suchte diese Schranken niederzureißen und fand mächtige Bundesgenossen an Carlyle, Gladstone, Church, Creighton und so vielen andern, die alle freilich aus ganz verschiedenen Beweggründen, die Nation mit der Literatur und Geschichte der katholischen Nationen bekannt zu machen suchten.

Er ist wahrhaft bewundernswerth, mit welchem Geschick der Kardinal alles, was der katholischen Kirche frommen konnte, benützte, mit welchem Fleiße er die neuere Literatur studirte, wie er auf wichtige Werke hinwies. Die treffliche Papstgeschichte Creighton's (seither zum Bischof von Peterborough erwählt) wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, von dem Erzbischof zuerst in der Dublin Review recensirt. Kaum ein Katholik war so gut bekannt mit der Strömung in der neueren Literatur Englands wie er. Theologie, Geschichte, Philosophie und Sozialpolitik, alles zog er in den Bereich seiner Studien, in allen Fächern war er beschlagen. Er hat vielleicht noch mehr aus dem Verkehr

Digitized by Google

mit den bedeutendsten Männern aller Richtungen gelernt, als aus dem Studium der Literatur, deswegen sind seine Rathschläge und Ermahnungen immer so zeitgemäß und praktisch.

Einem so frommen Christen wie Manning war das Leben eine Vorbereitung auf den Tod, jeder Dienst, jede Arbeit, die er verrichtete, ein Gottesdienst. Wenn er sich einerseits nach dem Tode sehnte, so war er anderseits bereit zu bleiben, wenn er der Kirche und den Armen dienen konnte. Nach kurzem Unwohlsein kam die letzte Stunde für den treuen Diener Christi. Am 14. Januar verschied der Kardinal nach Empfang der Sterbesakramente, nachdem er noch einmal feierlich sein Glaubensbekenntniß abgelegt, sanft im Herrn.

Von allen den großen Männern aus der Zeit des Traktarianismus ist nur noch einer übrig — Gladstone —; alle übrigen sind von dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit abgetreten. Die Bewegung hat reiche Früchte getragen und der katholischen Kirche Englands neue Kräfte zugeführt; die von Kardinal Manning geleitete Bewegung zu Gunsten des Volkes wird voraussichtlich weitere Kreise ziehen als der Traktarianismus, und was letzterer für die Gebildeten geleistet, für die Massen leisten.

Digitized by Google

Verlag von A. Foesser Nachfolger
Frankfurt a. M.

Zur Beurtheilung und Würdigung Martin Luthers.

I. Luthers Selbstbekenntnisse über sich und sein Werk.
II. Protestantische Zeugnisse über Luthers Ansehen in Deutschland im ersten Halbjahrhundert nach seinem Tode.
Von Dr. **Siegmund Altenrath.**
II. Auflage, 6. bis 8. Tausend. Preis M. 0.50. 12 je zu M. 3.

Für und wider Martin Luther sind seit seinem ersten öffentlichen Auftreten unzählig viele große und kleine Schriften erschienen aber es fehlt uns noch immer an einem Buche, welches den Lesern die Möglichkeit bietet, lediglich aus Luthers eigenen Aeßerungen ein bestimmtes Urtheil zu gewinnen über ihn und sein Werk. Erst durch ein solches Buch wird es recht verständlich werden, weßhalb Luther gegen seine Freunde sich dahin aussprach: „Ich lasse die Gedanken nimmermehr fahren, daß ich wünsche und wollte, daß ich diese Sache nie angefangen hätte."

Preisherabsetzung.

Um die Anschaffung nachstehenden **Prachtwerkes:**

Leben der hl. Elisabeth v. Thüringen

in Wort und Bild. Herausgegeben von Inspector **Joh. Diefenbach,** dem größeren Publikum zu erleichtern, haben wir den Preis des elegant gebundenen Exemplares von **M. 15 auf nur M. 9** ermäßigt.

Dos hübsch ausgestattete Werk empfehlen wir zur **Anschaffung allen, welche den Namen der großen Heiligen tragen,** wie dasselbe sich auch als **Weihnachts- u Neujahrs-,** sowie als **Braut-Geschenk** ganz besonders eignet. Die **gesammte katholische Presse** hat sich seiner Zeit auf's lobendste über das Werk und seine Ausstattung ausgesprochen.

Gedichtsammlungen

von P. **Leo Fischer** O. S. B.

1. **Auf der Höhe.** Lieder und Balladen. **Neu!**
2. **Blumen aus dem Klostergarten.**
3. **Ecclesia Militans.** Ein Cyclus historischer Gedichte.
4. **Dichtergrüße aus den Alpen.**

Jedes Bändchen elegant gebunden à M. 2.50, alle zusammen zu nur M. 7.50.

Für alle jene, welche Sinn und Verständniß für die Dichtkunst haben, bietet uns hier ein Benediktinerpater, Leo Fischer, einen wahrhaft wohlriechenden Blumenstrauß. Ein Vergleich mit dem sonst üblichen Reimgeklingel über Liebe, Treue oder Untreue können wir selbstverständlich nicht machen. Der Benediktiner hat und besingt edlere Ideale. Viele seiner Gedichte beschäftigen sich mit religiösen Thematen, „geistliche Gesänge" nennt er sie, doch fehlen auch in anderes Genre einschlagende Motive nicht. Naturbilder und Geschichte sind durch anspruchslose und doch bezaubernde Perlen vertreten.

Digitized by Google

Haffner, Dr. Paulus Leopold,

Sammlung zeitgemäßer Broschüren mit dem Bilde des Hochw. Herrn Verfassers. 362 S. 8°. Preis 3 M.

„Die Stimmen aus Maria-Laach schreiben: Die interessante Sammlung ist ein überaus schönes Andenken an die verdienstvolle Thätigkeit, welche der hohe Verfasser durch lange Jahre als Herausgeber der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren entwickelt hat. Unermüdlich legte er dabei selbst Hand mit an und gab in der treffenden Wahl des Stoffes, der meisterlichen Behandlung und populären Ausführung allen Mitarbeitern das anregendste Beispiel. Drei dieser geistigen Essays zeichnen den großen Geisterkampf der Gegenwart in seinen wichtigsten Grundlinien, den Atheismus als europäische Großmacht, die Bacillen des socialen Körpers; den modernen Material'smus; vier andere üben eine vorzügliche Kritik an den drei mächtigsten Vätern und Stimmführern der modernen Bildung; die moderne Naturforschung erhält ihre Beleuchtung in dem „Ignoramus und Ignorabimus", die Geschichtsforschung in den „Randzeichnungen" zu Janssens Geschichte, die psychologische Studie über die Gräfin Hahn-Hahn zeigt den Weg einer begnadigten Seele aus dem Ideenwirrwarr der modernen Welt heraus in die glücklichen Regionen des Glaubens; eine Studie endlich über „Schlaf und Träume" berührt in sehr belehrender Weise die Frage über Spiritismus und Hypnotismus.

Aus dem deutschen Universitätsleben des 16. Jahrhunderts.

Von **Johannes Janssen.** 8°. 31 S. 50 Pfg.

Ein kleiner Ausschnitt aus den zahlreichen Nachrichten über den Verfall des deutschen Universitätslebens in Folge der religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts. Wenn die sittliche und intellectuelle Verrohung an den Hochstätten der Cultur so einriß, wollen wir uns über die Frucht wundern, welche im nächsten Jahrhundert zur Vollreife gelangen sollte? So klein die Broschüre ist, so bringt sie schon übergenug und farbenreiche Belege über die oben berührte Thatsache. Welche Sammlung traurigen Inhaltes aber würde erst erwachsen, wenn man all' die Dokumente über die Verwilderung des Universitätslebens seit der Reformation zusammenstellte!

Die Pflicht der kirchlichen Trauung.

Beherzigung für Brautleute Von **Joh. Delaspée,** Kaplan. Preis 20 Pfg. (10 Ex. M. 1.50.)

Wie wird der moderne Verfall der Ehe aufgehalten? Vor allen Dingen durch den Unterricht. Viele aber vergessen das Gehörte und beim Ansturm, der so zahlreichen Feinde des christlichen Familienlebens, welche die Ehe zu entchristlichen suchen, werden sie allmählich namentlich in der Zeit des Verlobungsstandes mehr oder weniger von dem Zeitgeiste angesteckt. Sie verzichten auf die Gnaden des Christenthums, kündigen der Kirche den Gehorsam und bilden eine rein natürliche Familie; es kann deßhalb obiges Schriftchen, die Pflicht der kirchlichen Trauung, nichtgenug zur Verbreitung empfohlen werden; die Preßstimmen über dasselbe sind durchaus günstig und es ist ganz geeignet, Segen und christliche Gesinnung in die zu gründenden Familien weithin zu tragen.

Digitized by Google

Religion oder Litteratur
als
Centrum des Volksschulunterrichts?

Beitrag zum gegenwärtigen Schulkampf in Preußen

von

Joseph Pötsch, Volksschullehrer.

Vorwort.

Die Schulfrage steht in unseren Tagen wieder im Vordergrunde der Discussion. Die Säle der Parlamente hallen wieder von Schulkampfsdebatten. In sämmtlichen Volkskreisen wird die Schulfrage erörtert. Die hohe Bedeutsamkeit der Volksschule, dieser Hilfsanstalt der Erziehung von Familie, Staat und Kirche, erklärt vollauf das ihr zugewandte Interesse. „Die Schulstube ist das Schlachtfeld, auf dem entschieden werden muß, ob die Gesellschaft ihren christlichen Charakter bewahren soll", sagt unser glorreich regierender Papst, Leo XIII. Für die christliche, die confessionelle Volksschule kämpfen, heißt für das Christenthum kämpfen. „Die Schulfrage ist für das Christenthum eine Frage auf Leben und Tod." (Leo XIII.) Der christliche Charakter der Volksschule ist aber nur dann garantiert, wenn der Kirche, dieser Hüterin und Lehrerin der Wahrheit, der nothwendige, ihr geschichtlich rechtmäßig zustehende Einfluß gestattet wird. Wie wahr dies ist, zeigt ein Blick auf die moderne Pädagogik, die sich immer mehr von dem geoffenbarten Christenthum zu emancipiren sucht. „Trennung der Schule von der Kirche", Einführung eines „confessionslosen" Religionsunterrichtes oder einer „natürlichen" Morallehre oder gänzlicher Ausschluß eines Religionsunterrichtes aus der Volksschule — das sind ständig wiederkehrende Forderungen derselben. Auf nachfolgenden Blättern haben wir zur Charakterisirung der modernen Pädagogik und ihrer Bestrebungen das Thema: „Religion oder Litteratur als Centrum des Volksschulunterrichtes" einer Beleuchtung unterzogen.

Digitized by Google

Es ist gegenwärtig auf geistigem Gebiete ein Kampf entbrannt, so mächtig und tief die höchsten Lebensfragen berührend, wie die Geschichte deren nicht viele aufweist. Es handelt sich heute nicht mehr um die eine oder andere christliche Lehre, nicht um irgend ein Dogma, eine Specialcontroverse, der Kampf hat sich vielmehr dahin zugespitzt: Wer soll herrschen, der Glaube oder der Unglaube? Es hat Zeiten gegeben, in denen sich der menschliche Aberwitz mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf die christlichen Dogmen warf, es gab hinwiederum Zeiten, welche sich als angemessenes Kampfesobjekt die christliche Ethik auserkoren, in der unsrigen bekämpft man gleichzeitig beides. Gott ist in Frage gestellt, das Christenthum ist in Frage gestellt, die Kirche ist in Frage gestellt, die Wahrheit ist in Frage gestellt, alles ist in Frage gestellt. Nichts als Fragen beherrschen unsere Zeit. Hinweg mit allem Uebernatürlichen, hinweg mit allem, was nicht greifbar und durch das Experiment zu beweisen ist, hinweg mit allem, was nicht in der Retorte Stand hält — das ist die Losung unserer Zeit. Das Christenthum mit seinen übernatürlichen Fragen und Gesichtspunkten gilt vielen nur noch als eine unvollkommene Uebergangsperiode, als eine überlebte Cultur-Entwickelung des menschlichen Geistes und man rühmt sich laut, endlich aus diesem verworrenen Fiebertraum erwacht zu sein. Wir stehen vor einer Revolution des Glaubens und Denkens. Man wähne aber ja nicht, wir redeten von einem Kampfe, der sich nur in den oberen Regionen abspiele.[1]) Was in den oberen Regionen gesäet wurde, das blüht und wuchert nun auch in den unteren, in der Hütte und in der Werkstätte. Man rede uns nicht vom künftigen Leben, man spreche uns nicht von dem Himmel! Die Wissenschaft hat bewiesen, daß beide Traum und Lüge sind; wir wollen nichts davon wissen, wir wollen die Hölle, wir wollen das Nichts, und zuerst wollen wir alle die Genüsse, die dem Nichts vorangehen — so argumentirt der Sozialismus, der Unglaube im Arbeiterkittel.

Kein Wunder, daß es der Unglaube auch auf die Schule abgesehen hat. Einen Beitrag zu diesem Kampfe bilden die am 1. Dezember 1888 und am 7. Januar und 9. Februar 1889 gepflogenen Be-

[1]) „Es ist keine Schulweisheit so hoch und fein, daß sie nicht durch alle Gesellschaftsschichten bis hinunter in die letzte Hütte der Armuth dränge, wenn sie sich überhaupt einmal bei den Gebildeten der Nation festgesetzt hat. Die Ausbreitung einer falschen Doktrin hat hier eine fatale Aehnlichkeit mit dem Weltgang der Seuchen." Riehl, Ueber die Familie.

Digitized by Google

rathungen im „Verein Hamburger Volksschullehrer“ über das Thema: „Religion oder Litteratur als Centrum des Volksschulunterrichts?“, womit wir uns im Nachfolgenden befassen wollen.[1])

Daß man von einem Unterrichts-Centrum sprechen kann und darf, ist für denjenigen keinen Augenblick zweifelhaft, der die Hauptaufgabe des Unterrichts nicht in der Aufspeicherung eines größeren oder geringeren Maßes von Wissensstoff erblickt, sondern dem der Unterricht als das vorzüglichste Mittel der Erziehung gilt. Heute sind wir in der Pädagogik ja auch auf den Grundsatz gekommen, daß wir jeden Unterricht verwerfen, der nicht erziehlich wirkt. Der Unterricht hat sich also dem Erziehungszwecke unterzuordnen. Ein Vorrang vor allen Unterrichtsstoffen gebührt folgerichtig demjenigen, der uns über Zweck und Wesen des Menschenlebens, sowie über Mittel und Wege zur Realisirung des Zweckes Aufschluß gibt. Das Ziel der Schulerziehung erhält Norm und Richtung von dem Endziele des Menschen. Aus letzterem ist es abzuleiten.

Nun ist Gott das Endziel jeder Kreatur. Zu ihm strebt alles hin, vom Staub-Atom bis zum Seraph.[2]) Er ist der Schöpfer, wir sind seine Geschöpfe. Während nun die unvernünftigen Geschöpfe auf unfreiwillige Weise durch das in sie gelegte Naturgesetz ihrem Schöpfer dienen, soll es die vernünftige Kreatur mit Freiheit thun. Wie wir aber Gott auf wohlgefällige Weise dienen sollen, um zu ihm zu gelangen, und welche Mittel wir zu diesem Zwecke anzuwenden haben, lehrt uns die göttliche Offenbarung. Wie nun die göttliche Heilslehre die Norm für den Lebenswandel des Menschen abgeben muß, so muß sie auch im Mittelpunkte der Schulerziehung stehen. Jeder Unterricht wirkt also nur insofern wahrhaft erziehlich, als in ihm bildende Momente liegen, welche den Menschen zur Erreichung seines wahren Zieles befähigen.

Von einer Discussion über das Unterrichtscentrum kann also nur da gesprochen werden, wo man sich über das Ziel der Erziehung

[1]) Dasselbe Thema war dem „Deutschen Lehrerverein“ als Gegenstand der Berathung für das Jahr 1892 vorgeschlagen. Der Ausschluß des Religionsunterrichts aus dem Lehrplan der Volksschule und die Ersetzung desselben durch eine „Morallehre“ oder eine „Religion unserer Dichter“ ist ein ständiges Thema der modernen Lehrerpresse. Ich weise nur hin auf „Päd Zeitung“, „Pädagogium“, „Freie päd. Blätter“, „Päd. Reform“, „Preuß. Lehrerzeitung“ ꝛc.

[2]) „Für Dich, o Gott, hast Du uns erschaffen, und unruhig ist unser Herz bis es einst ruhet in Dir.“ St. Augustinus.

Digitized by Google

nicht im Klaren ist, denn nicht vom Standpunkte der Unterrichtspraxis aus, sondern von der Auffassung des ganzen Erziehungszweckes läßt sich das Unterrichtscentrum bestimmen. So weit wir die Geschichte der Pädagogik zu überblicken im Stande sind, hat man in der christlichen Aera mit verschwindend wenigen Ausnahmen bis in unsere Zeit hinein als Centrum des Unterrichts die Religion angesehen. „Aus Gottes Wort wird das Erziehungsziel abgeleitet; die Religion soll Unterricht und Erziehung, wie ein Färbestoff das Wasser, durchdringen." [1]) „Der Religionsunterricht steht mit Recht oben an. Er gibt das Ziel für die ganze Schulbildung und in ihm muß sich am Ende alles vereinigen." [2]) Minister von Puttkammer äußerte im Jahre 1879 in einer Versammlung von Schulmännern: „Der Religionsunterricht muß das Centrum der ganzen Volkserziehung sein." Und selbst der berüchtigte Freigeist Diderot sagt: „Die Religion muß die erste Lektion und die Lektion aller Tage sein." „Es gibt gar keine Erziehung ohne Religion", bekennt der liberale Staatsmann und Protestant Guizot. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, hiervon abweichende Ansichten zu vertreten und ihre Realisirung gebieterisch zu fordern. Bald offen, bald versteckt, treten von Seiten der modernen Pädagogik gegen die bevorzugte Stellung einer übernatürlichen Religion im Erziehungsplane, wie überhaupt gegen die Religion gerichtete Strömungen ans Tageslicht.

Ich bezeichne diese Strömungen insofern als versteckte, als man mancherseits zwar noch mit phrasenhaften Worten von Religion und religiös, Christenthum und christlicher Erziehung spricht, obgleich man längst jeden positiven Glauben über Bord geworfen hat und mit diesen Worten ganz andere Gedanken und Anschauungen verbindet, als der gläubige Christ. Hierher rechne ich sämmtliche unberufenen Rufer nach dem „Christenthum Christi", sämmtliche „Richter", die da zu unterscheiden wissen, zwischen „Kirchenglauben" und „Bibelglauben". Denn wer z. B. die Erbsünde als menschlichen Aberglauben, den Wunderglauben als eine geistige Verirrung, Christus nur als vorzüglichen Lehrer und Philosophen, das Christenthum als eines der vielen philosophischen Systeme betrachtet, wer von Trinität, Transsubstantiation, göttlicher Gnade ꝛc. nichts wissen will, wer dem Menschen das Recht zuspricht, sich eine ihm eigenthümliche, aus eigener Ueberzeugung ge-

[1]) Kellner, Lebensblätter, S. 267.
[2]) Denzel, die Volksschule, S. 109.

Digitized by Google

schöpfte Ansicht in religiösen Dingen zu bilden, wer erklärt, in „Betreff des Fürwahrhaltens und folglich auch des Glaubens gibt es kein Müssen und kein Sollen, von der Pflicht des Führwahrhaltens kann keine Rede sein", der hat offenbar kein Recht mehr, auf den Namen eines Christen Anspruch zu erheben, noch weniger aber, von christlicher Erziehung zu sprechen. Und doch stehen alle, welche auf Diesterweg, Dittes und Geistesverwandte schwören, auf diesem Standpunkte[1]).

Es verdient deshalb insofern Anerkennung, als die Hamburger nicht mehr länger auf diese Art und Weise mit Worten Taschenspielerkünste treiben, sondern offen bekennen: Wir sind keine Christen mehr, wie dies Strauß gethan. Das Resultat der durch mehrere Sitzungen gepflogenen Verhandlungen war nämlich die Annahme der These:

„Der dogmatische Religionsunterricht mit allen Voraussetzungen und Consequenzen ist aus der Volksschule zu beseitigen" — mit 59 gegen 54 Stimmen. Die nothwendige Folge der Annahme dieser

---

[1]) „Es ist", schreibt Diesterweg im „Wegweiser" (I. Thl., IV. Kap.), „im Grunde die Rede von dem Zustande, in welchem die Menschenkinder geboren werden. Das kirchliche Dogma bezeichnet ihn als angeborenes Verderben, „Erbsünde" genannt. Dem einen ist sie untrügliche Fundamentallehre, dem anderen Irrthum und Wahn und darum ein rechter Stein des Anstoßes." Auch für Diesterweg war sie ein solcher. In seiner Schrift: „Kirchenlehre und Pädagogik" nennt er die Lehre von der Erbsünde „ein unbegreifliches Dogma". Später schreibt er: „Die Pädagogik weiß von einem ursprünglich sittlichen Verderben des Menschen nichts, weder durch äußere Gründe, noch durch innere Erfahrung." An einer anderen Stelle (S. 100) heißt es: „Die Vernunft erkennt in jenem Dogma den Grund der Vernunftwidrigkeit der Kirchenlehre." „Wir halten das Wirken der Kirche für unpädagogisch", ruft er aus (Kirchenlehre oder Pädagogik), „noch mehr, wir stimmen ihren Lehren, ihren Bekenntnissen, ihren Dogmen, ihren symbolischen Büchern nicht mehr bei; wir sind also sowohl in materieller, wie in formaler Hinsicht ihre Gegner; wir verwerfen einen großen Theil ihres Lehrinhaltes, und wir verwerfen total ihre Lehrweise." „Die Lehre Jesu", sagt er, „ist eine Blüthe menschlicher Entwickelung." „Der Protestantismus bezeichnet anerkanntermaßen einen höheren Grad der Vernünftigkeit, der Civilisation und Kultur überhaupt, als der römische Katholizismus" (Rheinische Blätter 1865). Ebenso leugnet er die Gottheit Christi, die Erlösung, die Wunder u. s. w.

In demselben Gedankenkreise bewegt sich Dittes, das zweite Haupt der deutschen modernen Pädagogik, der durch seine Rede in Berlin hinlänglich bekannt ist. Vergl. des Verfassers Schriftchen: „Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik." Verl. von A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

These ist dann die Aufnahme der Litteratur als Centrum des Volksschulunterrichts.

Den Vortrag hatte der Lehrer Otto Ernst Schmidt übernommen.[1])

Wie schon das Thema selbst angibt, enthält der erste Theil desselben eine Verdammung der Religion und des Religionsunterrichts und der zweite eine Verhimmelung der Litteratur.

Schmidt hält den Augenblick für gekommen, „endlich einmal offen und unverblümt die Frage nach dem Nutzen des Religionsunterrichts zu beantworten; wollte man angesichts der neuerlichen Angriffe der Kirche, die Schule in ihren Schoß, soll eigentlich heißen: in ihren „guten Magen" zurückzuführen, der Erörterung dieser Frage ausweichen, so wäre das offenkundige Feigheit." Auch wir schrecken vor Erörterung dieser Frage nicht zurück, bitten aber vor allem um Wahrheit. Unredlich ist aber die Kampfesweise, welche dem Gegner Begriffe unterschiebt, die diesem fremd sind; das thut aber Schmidt, denn das, was er als Religion bekämpft, ist eher alles, als Religion und das, was er als Religionsunterricht bekämpft, ist eher alles als Religionsunterricht. Daß Schmidt, sitzend am Herde moderner Wissenschaft, namentlich moderner Religionswissenschaft, sich als treuer Sohn moderner Aufklärung erweisen werde, war von vorneherein zu erwarten. Echt modern ist es, wenn er sagt:

„Jeglicher Glaube ist das Resultat subjectiver Entschließung. Jeder von uns ist mit Bezug auf seine religiöse Entwickelung eine Waise, kein liebender Vater reicht ihm die führende Hand: er ist — und darin liegt der unendliche Reiz des Daseins — ganz auf sich angewiesen." [2]) „Die Religion, fährt Schmidt fort, erwächst dem Herzen, dem Gemüthe. Die Religion ist Sache des Gemüthes, das Wissen Sache des Verstandes. Gemüth und Verstand sind aber nicht durch ein Zwerchfell von einander getrennt. Der Verstand hat deshalb eine

[1]) Derselbe ist abgedruckt in Nr. 51, 52 und 53 der „Päd. Reform", XII. Jahrgang; die Verhandlungen in Nr. 3 bis 11 derselben Zeitung, XIII. Jahrgang.

[2]) Treffend wird diese Art Religion in des Knaben Wunderhorn (II. 388) charakterisirt:

„Ein jeder schnitzt sich nach Belieben
Jetzt selber seine Religion;
Der Teufel, heißt es, ist vertrieben,
Und Christus ist nicht Gottessohn,
Und nichts gilt mehr Dreieinigkeit
In dieser aufgeklärten Zeit."

Digitized by Google

Sonderung und Scheidung unter den Regungen des Gefühles und den durch sie veranlaßten Bildungen der Phantasie vorzunehmen." Schmidt will es allerdings nicht wagen, „mit brutaler Selbstüberhebung dem Gefühl und der Phantasie eine Grenze zu ziehen", er will für das „andächtig Schwärmen" einen Laufpaß geben, verbittet sich aber, diese Regungen des Gefühles als Wahrheit aufzufassen. Was sich nicht vor der Vernunft legitimiren kann, ist Lug und Trug. Die Trinität, die Erlösung, die Transsubstantiation ꝛc. entziehen sich aber durchaus dem menschlichen Fassungsvermögen — folglich . . . . Vor der Phantasie und dem Gefühle mögen solche Anschauungen allenfalls Gnade finden, nicht aber vor der Vernunft. Unwillkürlich wird man bei diesen Erörterungen an folgende Worte Tindal's erinnert: „Für alles wirklich Religiöse sind die Gefühle und das Gemüth die richtige Instanz; denn die Religion ist Herzenssache. Allein sie sind nicht der rechte Gerichtshof, der beurtheilen könnte, ob einzelne Darstellungen von physikalischen Thatsachen glaubhaft sind oder nicht. Diese Thatsachen können einzig und allein im Lichte des trockenen Verstandes erwogen werden." [1])

Wir haben hier nichts anderes als ein Verflüchtigen der Religion in's rein Subjective. Nicht zu verwundern ist dies allerdings bei den Vorarbeiten eines Schleiermacher, Hase, Schenkel ꝛc. Sagt doch Schleiermacher, daß man von einem evangelischen Theologen nur verlangen könne, „daß er wenigstens im Bilden einer eigenen Ueberzeugung begriffen sei." Schmidt redet nur mit Schleiermacher, wenn er die Religion als einen „Idealismus" bezeichnet.[2]) Wir fragen, ist das der historische Begriff von Religion?

Mit Recht sagt Weiß in seiner Apologie: „Nicht alles, was Religion heißt, ist Religion. Religion ist kein Schwören auf einige unverstandene Glaubenswahrheiten oder philosophische Redensarten, Religion ist nicht das Festhalten an einigen Uebungen, die man von Kindheit auf gewöhnt ist, Religion ist nicht das sentimentale Seufzen über die Erhabenheit der Natur, nicht das Entzücken über das Miserere von Palestrina",[3]) sie besteht nicht in kaltem Wissen, in unbestimmten Gefühlen, frommen Wünschen, leeren Phantasieen. Religion besagt die Verbindung des Menschen mit Gott und Gottes mit den

[1]) Fragmente aus den Naturwissenschaften. 1874. S. 56.

[2]) Vgl. Hettinger, Die Krisis des Christenthums. Freiburg 1881. Stöckl, Geschichte der neueren Philosophie. Mainz 1883. Bd. II., S. 193 ff.

[3]) Band III, S. 362.

Digitized by Google

Menschen. „Die Religion ist nicht nur, wie viele glauben, und wie sich Cicero in der oberflächlichen Redeweise des Heidenthums ausdrückte: „Der Cultus und die Huldigung, welche wir der Gottheit darbringen, superioris naturae cultus caeremoniaque“ Wenn sie weiter nichts wäre, wenn alles vom Menschen ausginge und von Gott nichts, dann wäre fürwahr die Religion das unnöthigste aller Hirngespinnste.[1])

Die Religion begreift ein Doppeltes in sich: eine objective und eine subjective Seite. Die Vereinigung des Menschen mit Gott muß nämlich in erster Linie von Gott vollzogen werden. Gott muß sich zu dem Menschen herablassen, um ihn an sich zu ziehen und mit sich zu verbinden, denn Gott ist es, welcher den Menschen erschaffen und zur Vereinigung mit sich bestimmt hat. Dann erst kann und muß der Mensch diese von oben gesetzte Vereinigung mit freier Selbstbestimmung eingehen und sie seinerseits realisiren. Nach der objectiven Seite ist die Religion von Gott gesetzt, Gottes Werk, objective religiöse Ordnung und schließt in sich die Gesammtheit aller religiösen Wahrheiten und Gesetze, welche Gott dem Menschen zur Erkenntniß bringen muß, um ihm die Vereinigung mit sich zu ermöglichen, sowie die Gesammtheit aller religiösen Institutionen, welche von Gott angeordnet sind, um dem Menschen die Vereinigung mit ihm lebendig zu vermitteln. Nach ihrer subjectiven Seite, nach welcher die Religion vom Menschen zu vollziehen ist, ist sie Leistung alles dessen von Seiten des Menschen, was Gott kraft der Gesetze der objectiven Religion gebührt. Das ist aber in erster Linie der religiöse Cultus und in zweiter Linie die Befolgung aller jener Gesetze, welche Gott dem Menschen für sein religiös-sittliches Leben überhaupt auferlegt hat. Dieser philosophische Begriff der Religion steht in vollem Einklange mit dem Standpunkte, welchen die übernatürliche Religion, das Christenthum, einnimmt. Mit Recht sagt Bougaud: „Eine Religion, welche sich als bloßer Monolog darstellt, ist keine Religion.“ [2])

Somit protestiren wir zunächst gegen die falsche Begriffsauffassung der Religion seitens des Herrn Schmidt. Was er gegen die Religion vorbringt, berührt die christliche Religion ganz und gar nicht.

Eine weitere Waffe gegen die christliche Religion entlehnt Schmidt den angeblichen Resultaten der modernsten Wissenschaft über den Ursprung und die Fortentwickelung des religiösen Gedankens in

[1]) Religion und Irreligion von Bougaud, S. 103.
[2]) A. a. O., S. 106.

der Menschheit. „Was nicht zur Vollendung ausgereift, das unterliegt den Gesetzen der Entwickelung. Die Wissenschaft hat untrüglich nachgewiesen, daß die Religion davon keine Ausnahme macht. Der historische Rückblick auf die religiösen Vorstellungen früherer Jahrtausende und die ethnologische Umschau nach den gleichartigen Vorstellungen jetzt lebender uncivilisirter Völker reden eine nicht mißzuverstehende Sprache. Die Religion muß es sich gefallen lassen, aus ebenso primitiven Anfängen hervorgegangen zu sein wie jedes andere Culturelement, und diejenigen Theisten, die das Dasein Gottes jetzt schon beweisen wollen, haben den Schmerz erleben müssen, endlich auch den naiven Beweis e consensu gentium fallen zu sehen, da es sich herausgestellt hat, daß keineswegs alle Völker eine Gottvorstellung haben. (?) Und so wenig es bis heute das übrige Geistesleben der Menschheit zu einem befriedigenden Abschluß gebracht hat, so wenig ist das mit Bezug auf die religiöse Ideensphäre der Fall. Die Priester, die dennoch behaupten, daß in den bestehenden dogmatischen Lehrgebäuden aller Weisheit Anfang und Ende beschlossen sei, sind natürlich keine berufeneren Vertreter als wir anderen Menschen auch . . . . Und hier ist endlich der Ort, es rund herauszusagen, daß die christliche und neben ihr die jüdische Glaubenslehre im schreiendsten Gegensatze zu unserer gesammten heutigen Denk- und Empfindungsweise steht, und daß der moderne menschliche Geist, wofern er nicht hinter dem Zeitgeiste zurückgeblieben ist, die seltsamen religiösen Erzeugnisse längst überwundener Culturepochen nie und nimmer zu assimiliren vermag."

Die ganze Ausführung beruht auf dem pantheistischen Wahngebilde von einer „unendlichen Entwickelung". in der das All, Gott und die Welt, fort und fort begriffen sind. Sie erhält deshalb auch ihre Beleuchtung durch die eine Frage: „Gibt es eine Wahrheit oder gibt es keine? Gibt es keine, dann ist das Schicksal des Glaubens und der Religion besiegelt. Gibt es aber eine Wahrheit, eine Wahrheit, die sich nicht nach der Willkür der Menschen ändert, eine Wahrheit, die nicht der Mensch durch sein Dafürhalten in's Leben ruft, eine Wahrheit, die nicht nach dem Fortschritt seiner Erkenntniß immer neue Gestalten annimmt, eine Wahrheit, die sich nicht nach den Zeiten richtet, sondern Bestand hat, ob einer sie falsch oder richtig oder gar nicht anerkennt, eine Wahrheit mit einem Worte, die über dem Menschen und über der Menschheit steht, dann muß es auch Glauben geben. Denn glauben heißt nichts anderes als an-

Digitized by Google

erkennen, daß es eine Wahrheit gibt, die uns überlegen ist." [1]) Um diese Frage beantworten zu können, ist es nothwendig, auf die Quelle der Wahrheit zurückzugehen. Die moderne, von Gott abgefallene Wissenschaft lehrt: Die alleinige Quelle der Wahrheit ist die menschliche Vernunft. Der Vater dieses Gedankens ist Carteſius; der ihn aber erst recht mundgerecht machte, war Kant. In der Vorrede zu der Kritik der reinen Vernunft schreibt er:

„Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten . . . . Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntniß a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll." Also der menschliche Geist empfängt die Wahrheit nicht von den Dingen, sondern theilt ihnen dieselbe mit oder zu. Das heißt aber die menschliche Vernunft zur göttlichen machen. Sie wird dadurch zur höchsten und letzten Quelle der Wahrheit, die aus sich alle Wahrheit schöpft. Ist aber der menschliche Geist die Quelle der Wahrheit, dann ist er auch die alleinige Quelle für Moral, Recht und Gesetz. Wahr, gut und recht ist etwas nur deßhalb, weil es der Mensch so denkt; objective Gründe sind nicht maßgebend. Auf diesem Standpunkte kann es allerdings keine unabänderliche und bleibende Wahrheit geben, die Wahrheit ist dann in einem steten Fluß und Werden begriffen. Jede Wahrheit ist nur dazu da, um von der folgenden aufgehoben und als Irrthum erklärt zu werden. Feststehende Lehren, Dogmen ꝛc. müssen von einem solchen Standpunkte als Unsinn erklärt werden. So spricht denn auch Schmidt mit Ibsen:

„Es gibt Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen sind, daß sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden. Ja, ja, ihr möget mir glauben oder nicht; aber die Wahrheiten sind nicht so zählebige Methusalems, wie die Menschen sich einbilden. Eine normale Wahrheit lebt — nun sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre, selten länger."

Führwahr, gut gebrüllt! Nächstens ist zweimal zwei fünf und der Esel zum Philosophen geworden.

[1]) Weiß, a. a. O. S. 254.

Digitized by Google

Es gibt natürliche Wahrheiten, deren Existenz von der Erkenntniß des Menschen vollkommen unabhängig ist. „Ob einer das Einmaleins, den pythagoräischen Lehrsatz oder das Gesetz der Fallgeschwindigkeit kennt oder nicht, deßhalb ändert sich die Wahrheit derselben nicht. Wer nicht im Stande ist, in sie einzudringen und ihre Gründe zu erreichen, dem bleibt nichts übrig, als zu glauben. Er kann den Glauben daran verweigern. Deßhalb hören diese Gesetze nicht auf, wahr zu sein. Aber er hat, indem er ihnen den Glauben versagte, die Wahrheit verleugnet, soweit es auf ihn ankommt.“ [1]) Gerade so gibt es auch übernatürliche Wahrheiten, die gleichfalls existiren, wenn auch der Mensch sie nicht begreift und deßhalb nicht glaubt. Ihnen gegenüber bleibt der Mensch stets auf der Stufe der Abhängigkeit. Sie sind für ihn unbegreiflich, deßhalb aber nicht unvernünftig. Der Mensch kann sie leugnen, das steht in seiner Macht, aber deßhalb hören sie nicht auf, Wahrheit zu bleiben. Wie Gott die Quelle dieser übernatürlichen Wahrheiten ist, so ist er auch die Quelle der natürlichen. Von ihm strömt die Wahrheit aus in das nach seinen Ideen geschaffene Universum. Weil die Dinge verwirklichte Ideen Gottes sind, darum vermag der Menschengeist, der Gottes Geist ähnlich ist, die Gedanken Gottes aus den Dingen herauszudenken. Auf diese Weise gehen die Gedanken Gottes in den Menschen über und derselbe erlangt dadurch die Wahrheit. Deßhalb haben sich die Dinge nicht nach dem Menschen zu richten, sondern das Denken hat sich nach den Dingen zu richten. Mit Recht sagt Trendelenburg:

„Wenn das göttliche Denken schafft, so verhält sich das menschliche nur nachschaffend. Als nachschaffend setzt es das Sein voraus und die Wahrnehmung desselben und es bleibt leer und unfruchtbar, wenn es nicht von der Anschauung empfängt.“ [2])

Die moderne Wissenschaft hat sich über diese Lehren hinweggesetzt, hat Gott vom Throne gestürzt und die menschliche Vernunft daraufgesetzt, aber sie hat damit auch Religion, Glauben und Wahrheit eingebüßt.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf das moderne Zauberwort „Kulturfortschritt“. Lessing, Kant, Herder, Schelling, Hegel u. a. haben das ihrige gethan, um die Lehre vom „steten“, vom „unendlichen Fortschritt“ populär zu machen. Trotz aller Aus-

[1]) Weiß, a. a. O. S. 254.

[2]) Logische Untersuchungen Bd. I., S. 99.

Digitized by Google

einandersetzungen über den „Fortschritt", herrscht aber doch noch ein entsetzlicher Wirrwarr. Fortschritt ist zunächst Bewegung und zwar von einer Stelle zur anderen. Niemand wird aber behaupten wollen, daß eine Bewegung um die eigene Achse einen Fortschritt bedeute. Der Fortschritt setzt ein Ziel voraus, dem man zuschreitet. Die Annäherung an dieses Ziel ist Fortschritt. Das Schreiten auf Um- und Abwegen oder die Rückwärtsbewegung ist kein Fortschritt. Gleichfalls leuchtet es ein, daß es unsinnig ist von einem unendlichen Fortschritt zu reden. Das, was fortschreitet, geht doch seiner Vollendung entgegen. Kann aber, was unendlich fortschreitet, je vollendet werden? Was ist denn das für ein Weg, der ohne Anfang und ohne Ende, rückwärts und vorwärts in unendliche Nacht gehüllt, durch alle Ewigkeit dahinläuft, ohne je sein Ziel zu erreichen? Was ist das für ein Wesen, das immer vollkommener sich entfaltet, ohne je zu seinem eigenen Selbst, zur Vollendung seiner Natur, zur Verwirklichung seines Wesens zu gelangen? Was ist das für ein Fortschritt, der seinem Ziele immer näher kommt und immer gleich unendlich fern bleibt. Unendlicher Fortschritt sind materialistische und pantheistische Träumereien. Nur die christliche Lehre von der endlichen Erreichung eines ganz bestimmten Zieles, eines ganz bestimmten Zustandes der Menschheit ist vernünftig und denkbar. Er, der dem Meere gesagt: „Bis hierher und nicht weiter", er hat auch dem Menschen ein Ziel gesetzt und wacht darüber, daß er dasselbe nicht überschreite. Und daß der menschliche Fortschritt nicht ein allzu großer werde, dafür sorgen die Menschen schon selbst.

Daß dem modernen Menschen das Dogma als eine wahre Tyrannei erscheinen muß, leuchtet ein. „Um eine entsetzliche, thierische Dummheit der großen Volksmasse" zu erzeugen, ist das Dogma der beste Gegenstand. „Durch das Dogma kataplegisirt man die Menge." Selbst die zehn Gebote finden vor den Hamburgern keine Gnade. Wie wäre das auch anders denkbar, wenn jede Wahrheit schon nach zwanzig Jahren an Altersschwäche stirbt!

„Das 9. und 10. Gebot", sagt Schmidt, „sind eine unnütze und verworrene Wiederholung des 6. und 7. Es bleibt dabei, daß die Lüge in den zehn Geboten nicht vorgesehen ist. Wollen Sie ferner leugnen, daß das 4. Gebot mit einem platten Eudämonismus schließt: ‚Auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden.' Aus *diesem* Grunde ehre ich meinen Vater und meine Mutter nicht. Glauben Sie, wir wären zu dem Gebote: Du sollst nicht tödten!

nicht auch ohne Moses und die Bibel gekommen?" . . . . „Wir sind", sagt er an einer anderen Stelle, „glücklich zu dem Grundsatze gekommen, daß für unsere Kinder nur das Beste genug sei; wir bezeichnen es mit Recht als ein pädagogisches Verbrechen, den Schülern offenkundige Irrthümer zu übermitteln, ... aber auf dem Felde der Religion überschütten wir unsere Schüler mit grauen Irrthümern, sättigen wir sie, oder besser: verstopfen wir ihnen den Mund mit Worten und Gedanken, die für sie absolut sinnlos sind."

Abgesehen von den sachlichen „grauen Irrthümern", die in diesen ins Abgeschmackteste gehenden Ausführungen liegen, beschuldigt Schmidt die christliche Schule, sie erblicke alles Heil des Religionsunterrichtes im Einpauken der Glaubenslehren. Aber welcher Pädagoge, müssen wir wieder fragen, sieht im Anfüllen des Gedächtnisses mit religiösen Wahrheiten das Hauptziel und die Hauptaufgabe des Religionsunterrichtes? Gewiß, diese sollen geistiges Eigenthum der Kinder werden, wenn sie auch die Geheimnisse unserer heil. Religion nicht begreifen, ebenso wenig wie wir selbst, weil es eben Geheimnisse sind, und wenn auch nur zu dem einzigen Zwecke, damit das Kind lernt, daß es noch etwas Höheres gibt als Menschenweisheit und daß es lernt in Demuth zu sagen: Credo. Aber, ich muß es wiederholen, Schmidt bekämpft wieder ein Hirngespinst. Ist denn die Religion nur Verstandessache und nicht auch Wärme für das Gemüth? Das Wort Religion besagt doch die Verbindung des ganzen Menschen mit Gott und nicht etwa blos seines Verstandes und seines Gedächtnisses, also vorzüglich auch des freien Willens. Nicht das Wissen der Religionswahrheit ist das höchste Ziel des Religionsunterrichtes, sondern die religiöse Gesinnung und das darin wurzelnde religiöse Leben. „Durch den Unterricht sollen wir zum Glauben gelangen, durch den Glauben zur Hoffnung und durch die Hoffnung zur Liebe", sagt schon der hl. Augustinus. Kein Mensch denkt daran, unsere Kinder zu kleinen Theologe zu machen. „Wenn ich die Sprache der Engel und Menschen redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie tönendes Erz und eine klingende Schelle . . . . und alles nützte mir nichts." Das ist ein Ausspruch, der auch für uns Lehrer gilt. „Oder", fragt die „Nachfolge Christi", „was soll es denn nützen, tief und gelehrt über die hl. Dreifaltigkeit sprechen zu können, wenn ich die Demuth nicht habe, sodaß ich der Dreifaltigkeit mißfalle." Drei Theile hatte der Tempel zu Jerusalem, bemerkt Bischof Ketteler von Mainz, den Vorhof, das Heilige und das Aller-

Digitized by Google

heiligste. Drei Stufen hat auch der Weg, auf dem der Religionsunterricht das Kind zu Gott führt. Die Stufe des Auswendiglernens ist wichtig, allein es ist nur der Vorhof; das Verstehen der Wahrheiten, die Gott geoffenbart hat, ist noch viel wichtiger, aber dadurch allein ist die Seele noch nicht bei Gott, — es ist das Heilige, das zum Allerheiligsten führt. Und das Allerheiligste ist die Hingabe des Willens an Gott durch die Liebe. „Der Religionsunterricht", sagt mit Recht Provinzialschulrath Heiland, „wenn er rechter Art ist, wenn er nicht, wie leider in vielen Fällen geschieht, nur den Kopf und das Gedächtniß in Anspruch nimmt, sondern wenn er von Herzen kommt und zu Herzen dringt, bildet den Höhepunkt des Unterrichts und die Krone aller Schulbildung."

Woher weiß übrigens Schmidt die verderblichen Wirkungen der Dogmen? In seinem Codex stehen doch keine.

Wenn Schmidt nun weiter sagt, daß die Bibel ein Wasser sei, das vor anderen Gewässern nichts voraus habe, und daß das Gefühls- und Willensleben durch einen biblischen Geschichtsunterricht keinen höheren, durch das ganze Leben fortwirkenden Impuls erhalte ꝛc., so verspüre ich keine Lust, ihn hierüber eines Besseren zu belehren.

An Stelle des Religionsunterrichtes wollen die Herren aus Hamburg die Litteratur gesetzt haben. Man halte sich bei unseren weiteren Ausführungen stets gegenwärtig, daß es sich um die schwerwiegende Frage handelt an Stelle der christlichen Weltauffassung eine Weltanschauung, entwachsen dem Boden der klassischen Litteratur, zu substituiren.

Unsere Urtheile beziehen sich also nicht auf einen einzelnen Dichter, ein einzelnes litterarisches Werk, sondern auf die unsere klassische Litteratur durchwehende Weltanschauung.

Wenn Schmidt sich brüstet, durch eigenes Nachdenken zu seinen Reformvorschlägen gekommen zu sein, so müssen wir ihm bemerken, daß schon längst vor ihm David Strauß dieses Kolumbusei entdeckt hat. In seinem Werke: „Der alte und der neue Glaube" schreibt er: „Als ob man sich nur in einer Kirche sammeln, nur in einer Predigt erbauen könnte! In einer Zeit und bei einem Bildungsstande, wo so viele andere ergiebigeren Quellen der geistigen Anregung und sittlichen Kräftigung fließen, warum da festhalten an einer alten abgelebten Form? . . . Man sollte doch nicht meinen, daß Lessing's Nathan der Weise und Goethe's Hermann und Doro-

Digitized by Google

thea schwerer zu verstehen seien und weniger Heilswahrheiten, auch weniger goldene Sprüche enthalten, als ein Paulinischer Brief und eine Johanneische Christusrede. . . Die rechte und volle Erbauung quillt uns in unseren Dichtern, den Vätern und Großvätern unserer heutigen Geistes- und Gemüthsbildung, deren weisen und holden Gesängen dankbar zu lauschen, wir billig kein Ende finden."[1])

Und hat man nicht in der Zeit des Humanismus ähnlichen Ideen gehuldigt? Wollte man nicht gleichfalls an Stelle der christlichen Weltauffassung eine heidnische setzen?

Was weiß Schmidt nun zu Gunsten der Litteratur zu berichten?

Der Litteratur, führt er aus, gebührt jene hervorragende Stellung, „weil in den unendlichen (!) Räumen dieses Pandämonions alle guten und bösen Geister der Menschenbrust zum Kampfe erscheinen", weil „nur der Dichter alle Farben auf seiner Palette hat, die zu einem ganzen Menschenbilde gehören", weil „sie in dem Genießenden eine unvergleichliche Klarheit, Feinheit und Schärfe der sittlichen Begriffe erzeugt", weil „sie mit anderen Worten eine moralphilosophische Propädeutik sondergleichen ist." „Schlage man diesen Orbis pictus des inneren Geschehens vor den Augen der Kinder auf, und eine Freude des Anschauens wird erglühen, eine Flamme des Glückes und der Tugend auflodern, wie man es in den Tagen des unfruchtbaren Dogmas nicht gesehen. Wohl der Schule und Wohl der Menschheit, wenn wir Lehrer nach Jahren, auf die Schaar zu unseren Füßen hinblickend, uns sagen dürfen:

Aus der Kirche ehrwürdiger Nacht
Sind sie all ans Licht gebracht."

Fürwahr herrliche Zeiten, wenn die Kirchen zu Theatern umgestaltet und die Schauspieler die wahren Lehrer der Völker sein werden.

Prüfen wir nun ohne Voreingenommenheit den Reformgedanken von Strauß und Schmidt. Wir fragen: Ist die Poesie in der That eine Quelle geistiger Anregung und sittlicher Kräftigung, und ist sie es auch dann, wenn sie sich von den Wahrheiten der Religion lossagt? Kann eine solche Poesie für die sittliche, religiöse Bildung, welche uns die christliche Kirche bietet, einen Ersatz gewähren?

Wir verkennen keineswegs die hohe Bedeutsamkeit wahrer Poesie für die sittliche Bildung. „Die Geschichte bezeugt, daß die Poeten nächst den Priestern die ältesten Lehrer der Völker waren, die frühesten und populärsten Philosophen, die treuesten Dolmetscher des allgemeinen

[1]) Vergl. auch Noiré, Päd. Skizzenbuch, S. 289.

Digitized by Google

Volksbewußtseins und wie einer, der beides war, Dichter und Denker, Plato sie bezeichnet, „Söhne und Propheten der Götter, Väter und Führer der Weisheit.“ Denn was spätere Büchergelehrten zuweilen behauptet haben, der Dichter wolle nur ergötzen, nicht belehren, dem haben Einsichtsvollere stets widersprochen und die Poesie eine erste Philosophie genannt, eine Vorschule zur Philosophie, die uns in der Jugend zuerst einführe in's Leben und uns zuerst belehre, wie wir unsere Gefühle zu regeln haben, welche Gesetze unser inneres und äußeres Leben bestimmen sollen.“ [1]) Indem wir uns zu diesen Worten bekennen, kann uns nicht der Vorwurf treffen, wir unterschätzten die Poesie. Diese geschilderte Bedeutung für die Erziehung kann aber nur die Poesie haben, die wahrhaft sittlichen Gehaltes ist, die also nicht ihre Aufgabe darin sieht, das Laster zu schildern, zu ergötzen, sondern die das ewige Sittengesetz darstellt und verherrlicht in ihren Bildern und Gestalten. Nun hat aber die sittliche Idee ihre Heimstätte auf religiösem Boden. Mag man von einer von der Religion unabhängigen Moral noch so schöne Worte machen, die Geschichte hat hinlänglich dargethan, daß ein Abfall von der Religion auch zugleich einen Abfall von der sittlichen Idee bedeutet. Die wahrhaft klassischen Werke der Poesie aller Völker und aller Zeiten sind dem religiösen Boden erwachsen. Dichter und Priester standen mit Recht bei den Alten nebeneinander. Somit stehen wahrhaft bildende Poesieen und Religion nicht in einem Gegensatze — nein, die Poesie ist ein Kind der Religion. Den religiösen Unterricht durch die Litteratur ersetzen wollen, bedeutet, um mit Dr. Haffner zu reden, in der Morgen- und Abendröthe einen Ersatz des Sonnenlichtes suchen. Wie Morgen- und Abendröthe ihre Farbenpracht der Sonne, also verdankt die Poesie ihren Glanz der Religion. Um so erhabener steht also die Poesie da und um so bildender ist ihr Gehalt, je mehr sie aus der Urquelle aller Wahrheit und Schönheit geschöpft hat. „Alle Poesie,“ sagt deßhalb Haffner, „hat soviel Gehalt, als sie sittlichen Gehalt hat, und sie hat soviel sittlichen Gehalt als sie religiösen Gehalt hat, und sie hat soviel religiösen Gehalt als sie der Quelle nahesteht, aus welcher das Menschengeschlecht von seinem Ursprung bis zur Gegenwart die wahre, sichere und lebenskräftige Erkenntniß Gottes schöpft.“ [2])

Wir sind daher berechtigt und verpflichtet den sittlichen Gehalt

[1]) Lasaulx, Philosophie der schönen Künste, S. 166.

[2]) Sammlung zeitg. Broschüren, S. 80.

der Litteratur nach ihrem Verhältnisse zur Religion zu bestimmen. Ganz besonders tritt diese Pflicht dann an uns heran, wenn es sich um eine Auswahl aus derselben für unsere Jugend handelt. Wir thun und verlangen dadurch nichts weiter, als was die Heiden verlangten. „Wir müssen," sagt Sokrates, „über die Dichter genaue Aufsicht führen und wenn sie etwas Gutes liefern, dieses auswählen, alles dagegen, was nicht gut ist, verwerfen." [1]) Denselben Grundsatz vertritt der römische Rhetor Quintilian. Sokrates läßt uns aber darüber nicht im Stich, was er für gut hält. „Was der Mensch," fährt er fort, „in seiner Jugend in sich aufnimmt, das pflegt sich unauslöschlich seinem Herzen einzuprägen und seine Anschauungen für das ganze Leben zu bestimmen. Darum liegt alles daran, daß die Werke der Poesie, mit denen er sich in jener Zeit befaßt, vollkommen und in jeder Rücksicht allen Anforderungen der Religion sowohl als der Sittlichkeit entsprechen." Ich sage deßhalb, wir verlangen nichts weiter, als was schon die Heiden verlangten, wenn wir fordern, daß der Jugend keine Poesieen geboten werden, welche mit der Religion in Feindschaft treten. „Wo ein Dichter," sagt Sokrates, „unwürdige Dinge von den Göttern vorbringt, da werden wir uns energisch gegen ihn erheben und sein Werk zurückweisen und wir werden um keinen Preis gestatten, daß die Lehrer beim Unterricht sich eines solchen Werkes bedienen, wenn uns anders daran gelegen ist, daß unsere Kinder die Götter ehren und fürchten lernen und soweit es den Menschen möglich ist, ihnen ähnlich zu werden trachten." Dieser erste von Sokrates betonte Grundsatz will also das dem Menschen Heiligste und Höchste, die Religion schützen. Dichtungen, welche danach angethan sind, die religiöse Erkenntniß zu fälschen, das religiöse Gefühl zu schwächen, müssen von der Jugend ferne gehalten werden.

Verderblich für die Jugend sind weiter jene Erzeugnisse der Litteratur, in denen falsche sittliche Grundsätze entweder offen ausgesprochen oder stillschweigend vorausgesetzt und dadurch um so wirksamer verbreitet werden.

„Derjenige," sagt Sokrates, „der solche Werke liest, wird daraus lernen, seinen eigenen Verkehrtheiten gegenüber volle Nachsicht zu üben, da er sich ja überzeugt hat, daß Menschen, die ihm von den Meistern der Kunst zur Bewunderung und als Muster der Tugend vorgeführt werden, von den gleichen Verkehrtheiten nicht frei sein durften.

[1]) Platon de republ. 2. ed. Bip. vol. 6. p. 247.

Digitized by Google

Dichtungen dieser Art also müssen wir wegschaffen, wenn sie unseren jungen Leuten nicht die unfehlbare Veranlassung werden sollen zum sittlichen Ruin."

Prüfen wir nun die Erzeugnisse unserer „klassischen Litteratur" auf diese beiden Grundsätze hin und zwar zunächst auf den ersten. Am kürzesten charakterisirt Gervinus unsere Litteratur nach dieser Rücksicht mit folgenden Worten: „Kein Mann von Bedeutung erscheint in unserer Litteratur, der nicht die Fessel der positiven Religion abgeschüttelt hätte." [1]) Bekanntlich galt die positive Religion, als die deutsche Litteratur die Höhe der Classicität erstieg, vielen als abgethane Sache. Als Ersatz dafür hatte man die Religion der Humanität erfunden, in welcher der Mensch keine höhere Autorität über sich anerkennt, weil er selbst göttlicher Natur ist; gleichfalls ist er sich selbst Princip des Handelns. „Was sagen Sie dazu," schrieb im Jahre 1806 Karl Ritter, der Begründer der allgemeinen vergleichenden Erdkunde, an seinen Stiefvater, „daß unsere ausgezeichneten Genies, ein Goethe und — Voß, selbst Voß, der christliche Dichter, keine Christen sind, daß sie die Religion nicht befriedigt, nicht überzeugt? Sind sie auf dem Wege, aus griechischen Mythen und den Classikern eine neue aufzubauen oder nicht, das weiß ich nicht." [2]) Der erste, der mit dem Christenthum in Kampf trat, war Lessing. Er ist, wie Baumgartner sagt, „der Theologe, der die ganze Theologie des Christenthums aus dem Boden der Offenbarung reißt, um sie als materia vilis philosophischer Experimente allegorisch zu deuten, zu rationalisiren, zu verflüchtigen; der Exeget, der ehrfurchtslos das Schwert der destructiven Kritik an die Bibel legt, ihre Autorität vernichtet, ihren Inhalt der Willkür der Philologen und Historiker preisgibt; der Kirchenhistoriker, der die Geschichte des Christenthums in phantastischen, traumhaften Hypothesen aufgehen läßt, dessen göttlichen Stifter zu einem jüdischen Philosophen, dessen Kirche zu einem ungesetzlichen Geheimbund herabsetzt ..... der Dichter und Kunstrichter, der die Kunst als Selbstzweck anstrebt, ihre Thätigkeit von der Religion emanzipirt, dem heidnischen Kunstideal nicht nur in seinen untergeordneten Formen, sondern auch in seiner Weltanschauung huldigt." [3])

[1]) Neuere Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen. 2. S. 329.

[2]) Kramer, Karl Ritter nach seinem handschriftlichen Nachlaß. Halle. Bd. I. S. 148.

[3]) Lessings religiöser Entwicklungsgang, S. 165.

Digitized by Google

In gleichem rationalistischen Geiste wirkte Herder.[1]) Goethes Verhältniß zum Christenthum wird hinlänglich charakterisirt durch folgendes Epigramm:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks Wanzen und Knoblauch und Kreuz.

Bezeichnend sind auch folgende Worte Goethes: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichsam eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich bete in ihr das Licht an und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind."

Die Religion, wie sie in unseren Classikern im besten Falle zur Darstellung kommt, reducirt sich auf drei Dinge: auf den Glauben an Gott, die Tugend und die Fortdauer nach dem Tode. Der Gott unserer Dichter ist, wie Beda Weber sich ausdrückt, ungefähr ein freundlicher, morgenländischer Emir, aus dessen Barte beständig die Thränen der Rührung träufeln, mit einem Schäferstock von grünem Schilfrohr, damit er ja niemand wehe thun kann, oder die „allschaffende Natur" oder nach Schillers Ausdruck „die unerreichbare große Natur."

„Der Celt' und Griech' und Hottentot
Verehren kindlich einen Gott."

(Voß.)

„Und bet', o heilige Natur,
Dich an mit Zeno, Epikur,
Pythagoras und Sokrates,
Und Plato und Diogenes:
Dich Weltgeist, hehr und unbekannt,
Den Weisen minder nur, genannt
Jehovah, Jupiter und Thot,
Zeus, Oromazes, Tien, Gott."

(Voß im Pensieroso.)

Die Tugend ist unsern Dichtern „naturgemäßes Leben." Die Fortdauer nach dem Tode ist ein „Zurückkehren in das ewig lebende und schaffende All."

[1]) Vgl. Gervinus a. a. O., S. 327, 328.

Digitized by Google

Unsere klassische Litteratur basirt auf zwei Grundsätzen, welche danach angethan sind, den ganzen Bau des Christenthums zu zertrümmern; der erste lautet: der Mensch ist autonom, er ist sich selbst Herr und Richter, der zweite: der Mensch genügt sich selbst, er ist von Natur gut. Die Degradation des Menschen durch die erste Sünde ist unserer Litteratur ein Märchen, deßhalb eine Erhebung vom Falle unsinnig, eine Erlösung durch den Sohn Gottes Unnatur; von einer Heilsanstalt, einer Gnadenwirkung, einer Vergeltung nach dem Tode, deßhalb auch von einer Bekämpfung der niederen Leidenschaften und Begierden weiß unsere Litteratur nichts. Wo das Christenthum in die Dichtkunst hereingezogen wird, geschieht es aus ästhetischen Rücksichten.

Was nun den zweiten von Sokrates angeführten Grundsatz anlangt, so brauchen wir darüber eigentlich nur wenige Worte zu verlieren. Von vielen Werken unserer Dichter läßt sich sagen:

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sie befördert zu seh'n."

Wie wäre es auch anders denkbar! Wenn es für den modernen Humanitätsmenschen unehrenhaft ist, sich einer fremden Autorität zu beugen, so hat ihm niemand Gesetze zu geben außer er selbst. Den obersten Grundsatz dieser autonomen Sittlichkeit drückt Spinoza folgendermaßen aus: „Erlaubt ist alles, was man kann, und sittlich gut alles, was angenehm ist." Und Goethe sagt: „Eine gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine Metaphysik, sie braucht auch keine Gottheit und keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten."

Der zur Verfügung stehende Raum gestattet es nicht, Einzelfälle namhaft zu machen, in denen die Dichter von der Moral abgewichen sind; das würde zu weit führen. Es ist noch lange nicht das Schlimmste in unserer Litteratur, wenn beispielsweise im „Don Carlos" der Held des Stückes ein nach dem Naturrecht unerlaubtes Verhältniß mit seiner Stiefmutter unterhält, oder wenn in „Wallensteins Tod" die letzte That und die letzten Worte der „Gräfin Terzky" eine Verherrlichung des Selbstmordes enthalten, oder wenn die Leiden des „jungen Werther" mit Selbstmord ihren Abschluß finden, oder wenn Adelheid von Walldorf und Franz im „Götz von Berlichingen" ein unsittliches Liebesverhältniß unterhalten; das Schlimmste ist die einschmeichelnde verführerische Sprache, mit welcher das Lüsterne und Sündhafte geschildert, der Reiz, mit dem das Böse umgeben

Digitized by Google

wird. Eine solche Lectüre zerstört das an und für sich zarte Gewissen der Jugend und führt zur Gewissenlosigkeit. Wolfgang Menzel hat Recht, wenn er von Goethe schreibt:

„Er besitzt das Talent, den Leser zu seinem Mitschuldigen zu machen, ihm ein billigendes Gefühl abzuzwingen. In seiner Hand ist der Talisman, der alle Herzen lenkt. Er ist überall und immer gefällig, überredend. Wir können uns der süßen Lust nicht erwehren, mit der er unser Wesen befängt, uns selbst zum Gegentheil von alle dem verführt, was wir sonst geglaubt und gefühlt. Sehen wir auch die Sünde, die Gemeinheit klar vor Augen, er zwingt uns, mitzusündigen, mit gemein zu werden, und wir entkommen ihm nicht ohne die Scham, uns einen Augenblick vergessen zu haben."

Und nun erst eine unerfahrene Jugend! Man nehme hinzu, daß in unserer Litteratur fast kein Erzeugniß ist, in dem nicht die geschlechtliche Liebe eine Hauptrolle spielt. Wie leicht aber in dieser Hinsicht ein einziger Funke in den Herzen unserer Jugend ein Feuer der Leidenschaft entzünden kann, das den ganzen Menschen aufzehrt, ist dem erfahrenen Erzieher bekannt. Daß hierzu aber gerade unsere neuere Litteratur geeignet ist, wer will es leugnen?

Wir können unsere Litteratur auf Grund obiger Erörterungen nicht als eine leitende Bildungsquelle für unsere Jugend anerkennen. Wir stellen uns auf den Standpunkt Goethe's:

„Jüngling, merke Dir bei Zeiten,
Wo sich Herz und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht."

Was sollte erst aus unserer Jugend werden, wenn sie an den Born unserer neueren Litteratur geführt würde? Emancipation des Fleisches und Revolution gegen göttliches und menschliches Gesetz sind ihre einzigen Ideale. „Alle Verhältnisse der Pietät in grellem Cynismus mit Füßen zu treten, das ist die Art und Weise, wie die meisten unserer modernen Dichter Effect zu machen suchen."[1])

„Das Leben winkt, genieße ohne Rast,
Was du versäumt, beut es dir niemals wieder",

singt Träger.

„Glaubst du, daß im Jenseits auch
Uns ein Rückerinnern bliebe?
Nicht an ew'ges Leben, Kind,
Glaub' ich, nur an ew'ge Liebe." Heyse.

---

[1]) Gottschall, Litteraturgesch., letzter Bd., S. 287.

Digitized by Google

Diese Liebe aber ist bei Heyse nackter Sinnentaumel: „Lachen, toll sein und sich küssen."

Das fehlte noch, unsere Jugend mit solcher Kost zu sättigen. Fürwahr, die Socialdemokraten würden sehr dankbar sein. Nein, im Centrum des Volksschulunterrichtes muß ein Unterrichtsfach stehen, das sich nicht einseitig an den Geist wendet, sondern den ganzen Menschen mit seinem Denken, Wollen und Handeln erfaßt. Und das thut die Religion. Sie ist das wundervolle Band, welches die Geschöpfe mit dem Schöpfer, welches die Menschen mit Gott, welches die Erde mit dem Himmel, welches die Zeit mit der Ewigkeit verbindet, welche infolgedessen schon im Schulkinde das gegenwärtige Leben zum künftigen, ewigen Leben in Verbindung bringt. Die Religion ist die einzige und alleinige Macht auf Erden, welche dem Schulkinde zum Bewußtsein bringt, daß über ihm Gott selbst als unendlich weiser Gesetzgeber wacht, welcher das Recht und die Gnade hat, seine Gedanken und Wünsche, seine Worte und Werke zu reguliren, und daß über ihm Gott selbst als allwissender und höchst gerechter Richter steht, welcher mit allgegenwärtigem Auge das Thun und Lassen des Menschen überschaut und ihm dafür Lohn oder Strafe nach Verdienst zumißt in der Zeit und in der Ewigkeit. Allein, sie ist nicht nur eine göttliche Polizei, sie erhebt und kräftigt auch den schwachen Muth des Schulkindes mit ihren übernatürlichen Gnadengaben, die Fehler seines Alters zu verabscheuen und die edlen Tugenden der Schamhaftigkeit, des Gehorsams, der Selbstverleugnung, der Geduld, der Freundschaft, der Dienstfertigkeit zu üben.

Ueberdies ist die Religion nicht nur ein Band, das den Menschen mit Gott vereinigt, sie ist auch ein Band, das den Menschen mit dem Menschen verbindet. „Sobald der Mensch aufhört, der übernatürlichen Ordnung zu glauben und zu leben, wird Unordnung in das Innere und in die Gesellschaften der Menschen eindringen", sagt der ehemalige protestantische französische Unterrichtsminister Fr. Guizot. Der Fall der Autorität in der übernatürlichen Ordnung zieht nothwendig auch den Fall der Autorität in der socialen Ordnung nach sich. Der Mensch hat dann kein Recht mehr über den Menschen, denn alle Gewalt kommt von Gott, und wenn er seines Gleichen beherrscht, so ist es dann nur noch durch tyrannische Gewalt möglich. Jeder Vorzug und jede höhere Stellung, die Ungleichheit der Stände und Reichthümer verlieren den inneren Grund ihrer Existenz, da sie nicht mehr durch die Ordnung der Vorsehung geheiligt und gerecht-

Digitized by Google

fertigt werden. Wahr und treffend sagt der Dichter von „Dreizehnlinden“:

„Glück zur Brut! Die Kreuzzerbrecher
Brechen auch die Königskronen,
Und der Rauch verkohlter Tempel
Wirbelt auf verbrannten Thronen.“

Hieraus erklärt sich auch der Haß der Socialdemokratie gegen das Christenthum. Zunächst muß der Mensch das Bewußtsein seiner erhabenen Stellung im Reiche Gottes, seiner ewigen Bestimmung, zu welcher Gott ihn geschaffen, die christliche Bedeutung der Arbeit, den Glauben, daß die Erde nur die Stätte der Prüfung und der Vorbereitung zur Erlangung der ewigen Heimath im Jenseits ist, wo kein Unterschied der Person vor Gott gilt, also die Hoffnung auf besseres Loos nach dem Tode aufgegeben und verloren haben, um dann bei der Reflexion über sich selbst und seine Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft sich als „arm“ und „enterbt“ zu fühlen. Wo der Glaube an die Belohnung des Guten im Jenseits zerstört ist, da sind zugleich die wichtigsten Triebfedern aller socialen Tugenden zerstört, da „reißen alle Bande frommer Scheu.“ Die Geschichte hat hinlänglich diese Wahrheit dargethan. Dem Abfalle von der religiösen Idee verdanken Griechen und Römer ihren Untergang. Und durch die Kinder derselben Zeitrichtung, welche im vorigen Jahrhundert in Frankreich an Stelle Gottes eine feile Dirne setzten, fiel auch das königliche Haupt.

Wenn die Worte des greisen Kaisers Wilhelm I.: „Ich will, daß meinem Volke die Religion erhalten bleibe!“ Wahrheit werden sollen, dann darf die Schule nicht zurückbleiben; ihre Mitwirkung ist unentbehrlich. Ueber die Art und Weise, wie dies zu geschehen hat, wollen wir noch ein paar Zeugnisse vernehmen: „Der moralisch-religiösen Ausbildung“, sagt Guizot, müssen sich alle anderen Unterrichtsgegenstände unterordnen. Der besondere Unterricht in der Religion genügt keineswegs. . . . . Wenn sich nicht erst der gesammte Unterricht in der Volksschule auf Moral und Unterricht stützt, so werden Sie das Ziel, das Sie in Aussicht genommen, mit dem Primär-Unterricht niemals erreichen . . . . Die rein intellectuelle Entwickelung, nur auf sich gestellt und ohne Zusammenhang mit der Religion und Moral, wird zum bösen Princip und führt zu ungemessenem Hochmuthe, zur Auflehnung, zum Ungehorsam, zur Selbstsucht und daher auch zur eclatanten Gefahr für die menschliche Ge-

Digitized by Google

schaft." Der englische Staatsmann Disraeli sagt: „Ich halte dafür, daß ein System nationaler Erziehung, das nicht auf der Kenntniß der Religion beruht, ein nationales Unglück herbeiführen wird, noch unheilvoller für den Staat als die Kirche." „Jedes Erziehungssystem, welches die Religion in die zweite Linie verweist, ist ein verderbnißvolles", sagt Gladstone. Wir schließen mit den Worten Puttkamer's:

„Der Religionsunterricht muß das Centrum der ganzen Volkserziehung sein. Der christliche Charakter der Volksschule ist das Palladium unseres Culturlebens."

* * *

Es ist System in der Sache! Der Kampf um den Bestand des christlichen Charakters der Volksschule, der sich bis jetzt vorzüglich in der pädagogischen Presse unter Fachleuten abspielte, ist nun auf einmal zu einem großen, öffentlichen Schulkampfe geworden, der seine Kreise durch alle Volksklassen hindurchzieht. Wir sagen absichtlich: es ist ein Kampf um dieselbe Frage, denn auch in diesem Kampfe ist die Parole: Hie Christenthum, hie Unglaube. „Christenthum oder Atheismus?", lautet das ernste Schlagwort Caprivi's.

Veranlassung des heftig entbrannten Schulkampfes ist der von dem preußischen Cultusminister, Graf von Zedlitz, bearbeitete und dem Abgeordnetenhause vorgelegte „Entwurf eines Volksschulgesetzes". Mehr noch durch die zur Vertheidigung des Entwurfes gehaltenen Reden als durch den Entwurf selbst hat die preußische Regierung vor aller Welt documentirt, daß sie den unsere Zeit bewegenden Kampf des Unglaubens gegen den Glauben erkannt hat, und daß sie gesonnen ist, das Panier des christlichen Glaubens hoch zu halten.

Aber gerade dieser Umstand ist es, der den Ansturm des vereinigten Liberalismus heraufbeschworen hat. Um den Kampf in seiner ganzen Tragweite recht auffassen und beurtheilen zu können, wollen wir kurz folgende Fragen beantworten:

1. Welches ist die rechtliche Stellung der Volksschule zu den übrigen Erziehungsfaktoren?
2. Was bestimmen die preußische Verfassung und der „Entwurf" des Grafen von Zedlitz bezüglich dieser Stellung?

Die Irrungen und Verwirrungen im Schulstreite haben zu einem großen Theile ihren Grund in der falschen Auffassung der Stellung und Aufgabe der Volksschule. Da hören wir Reden, nach denen die Volksschule eine Culturanstalt, ein selbstthätig mitschaffender

Digitized by Google

Träger der Cultur sein soll. Das sind Phrasen. Die Volksschule ist kein selbständiger, unabhängiger Erziehungsfaktor, sondern eine Hilfsanstalt von Familie, Staat und Kirche. Die Erziehung der Kinder liegt in erster Linie den Eltern ob, sie ist ihre heiligste Pflicht. „Nach katholischer Lehre geht auf Eltern und Gebieter die Autorität des himmlischen Vaters über, die daher von ihm nicht nur ihren Ursprung und ihre Kraft, sondern auch nothwendig ihre Natur und Eigenschaften empfängt. Daher mahnt der Apostel die Kinder, ihren Eltern zu gehorchen im Herrn, Vater und Mutter zu ehren, welches das erste Gebot ist mit einer Verheißung. Den Eltern aber gebietet er: Und ihr, Väter, erbittert eure Kinder nicht, sondern erziehet sie in der Lehre und Furcht des Herrn." Diese natürliche Erziehungspflicht der Eltern begründet andererseits auch das Recht der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder. Dieses Erziehungsrecht hat auch der Staat zu respektiren. Er darf auf die Erziehung der Kinder keinen Einfluß ausüben, der mit dem Rechte der Eltern im Widerspruche steht. Nur dort hat er einzugreifen, wo die Eltern ihre Pflicht verabsäumen. Da ist es seine Pflicht, die schwache Kindheit in ihrem natürlichen Rechte auf Entwickelung ihrer Anlagen zu schützen.

Auch die Kirche hat das Erziehungsrecht der Eltern zu berücksichtigen, wenngleich sie von Gott selbst zur Erzieherin der Menschheit bestimmt ist. Das Recht der Eltern auf die Erziehung der Kinder ist aber kein absolutes; es wurzelt eben in der Pflicht, das Kind für seine von Gott gesetzte Bestimmung zu erziehen. Ueber diese Bestimmung aber authentisch zu belehren und die Mittel zur Erreichung desselben zu bieten, hat der göttliche Heiland die Kirche gesetzt. Darum muß das Erziehungsrecht der Eltern im engsten Anschlusse an die Kirche ausgeübt werden, was natürlich auch von der Schule gilt, die ja an Stelle der Eltern das Erziehungsgeschäft besorgt. „Das aber ist eine große und unselige Verirrung, wenn man die Kirche, die Gott selbst gegründet hat, verhindern will, ihren Einfluß auf das Leben geltend zu machen, besonders auf den Unterricht der Jugend und auf die häusliche Gesellschaft." [2])

Auch der Staat hat an der Erziehung seiner Bürger ein großes Interesse. „Das geordnete Staatsleben beruht auf einer

1) Leo XIII. in s Rundschr. vom 28. Decbr. 1878.
2) Rundschr. des hl. Vaters vom 1. November 1885.

Digitized by Google

guten Erziehung der Jugend; die intellectuelle, religiöse und moralische Ausbildung der Kinder ist eine Grundbedingung des socialen Wohles; deshalb kann dem Staate das Erziehungswesen überhaupt und die Schulerziehung insbesondere nicht gleichgiltig sein. Er handelt daher in seinem Interesse, wenn er die Gesetzgebung auch auf das Schulwesen ausdehnt und die Erziehung der Kinder möglichst zu befördern sucht; nur darf er durch seine Gesetzgebung die Rechte der anderen Erziehungsfaktoren nicht schädigen." [1] Dieser natürlichen und rechtlichen Stellung der Volksschule entsprechend muß es als ein zu erstrebendes Ideal betrachtet werden, daß Familie (Gemeinde), Staat und Kirche in der Schulfrage Hand in Hand gehen und mit vereinten Kräften an der Heranbildung der jungen Gesellschaft arbeiten. Herrlich und herzlich zugleich sind nachfolgende Worte Kellners:

„Die Verbindung der Kirche und des kirchlichen Lebens mit der Schule und den staatlichen Einrichtungen ist ein großer Gedanke, der ein edles Herz begeistern und erfrischen kann, ein Gedanke, der mehr Erwärmendes bietet, als die nüchterne Vorstellung von einer Trennung dessen, was Gott einmal verbunden hat. Niemand wird ernstlich in Abrede stellen, daß eine Vereinigung dieser Faktoren in Kraft und Liebe immer ungleich mehr Segen für die Menschheit bringen muß, als schroffe Scheidung." [2]

Ihrer Stellung gemäß ist es Aufgabe der Schule, die Jugend für das bürgerliche wie für das religiöse Leben zu erziehen und mit den nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten. „Es muß", wie der hochw. Herr Fürstbischof von Breslau in seinem vorigjährigen Hirtenbrief erklärt, „dem Kinde frühzeitig Liebe zur Kirche wie zum Vaterlande eingeflößt werden; es muß sein innerstes Bewußtsein werden, daß es seine Lebensaufgabe nur lösen kann im engen Verbande mit der Kirche und dem Vaterlande, daß sein Wohlergehen mit der Blüthe des religiösen Lebens und Sinnens, aber auch mit der staatlichen Wohlfahrt innig verknüpft ist. Es muß aber der Schulunterricht die religiös-sittliche Ausbildung des Kindes zum Hauptziele haben und auf dieses Ziel nach allen Seiten hin sich einrichten." Gegen diese sachliche Auseinandersetzung wird Niemand etwas einzuwenden vermögen, der noch auf gläubigem Standpunkte steht.

Gehen wir nun zur zweiten Frage über: „Der Entwurf des Grafen von Zedlitz überliefert die Schule der Kirche", so schallt es

[1] Baumgartner, Leitfaden der Erziehungslehre, S. 47.

[2] Aphorismen, S 124.

in allen Tonarten aus dem liberalen Heerlager. Prüfen wir! An dem staatlichen Schulverwaltungs- und Aufsichtsrecht ändert der Entwurf gar nichts. Der Staat bleibt also nach wie vor oberster Herr in der Schule. Selbst an der Kreisschulinspectionsfrage ändert der Entwurf nichts. Bei Besetzung der Kreisschulinspectionsstellen soll eine principielle Rücksichtnahme auf die Confession nicht stattfinden. Wir möchten wünschen, daß hier eine Aenderung eintrete, denn es dürfte bekannt sein, wie sehr die Katholiken gerade hierbei im Nachtheile sind. An geeigneten katholischen Schulmännern zur Verwaltung dieses Amtes ist kein Mangel. Wenn wir sämmtliche Unterrichtsfächer der Volksschule in weltliche und religiöse theilen, so hat bezüglich ersterer die Kirche rein nichts zu sagen. Wem kommt es aber nun zu, etwas über den Religionsunterricht zu bestimmen? Doch nur der Kirche. Mit Recht bemerkte daher der Reichskanzler in der vierten Sitzung des Abgeordnetenhauses am 22. Januar:

„Braucht die Schule die Religion, so wird für die überwiegende Mehrheit aller Preußen keine Frage sein, daß sie das Christenthum braucht; braucht sie das Christenthum, so kann sie es nicht greifen und fassen ohne Confession. Braucht sie die Confession, so braucht sie auch einen Zusammenhang mit den Kirchen, in denen sie vertreten ist. Das ist eine Schlußfolgerung, gegen die gar nichts einzuwenden ist."

Da die Kirche ausschließlich die Religionslehrerin für alle Völker ist, da ihr das depositum fidei, das Kleinod des Glaubens, anvertraut ist, folgt, daß niemand zur Ertheilung des Religionsunterrichtes berechtigt ist, als wer von ihr die Sendung dazu erhalten hat. Das gilt nicht nur für den geistlichen, sondern auch für den weltlichen Lehrer. Und wie man dem Staate das Recht zuerkennen muß, darüber zu wachen, daß keine gegen den Staat gerichteten feindlichen Lehren in der Schule vorgetragen werden, so muß man auch der Kirche das Recht zusprechen, darüber zu wachen, daß der Lehrer conform dem Lehrinhalte der Kirche lehrt. Das sind wahrlich so einfache, selbstverständliche Sätze, daß man nicht weiß, was man sagen soll, daß dieselben einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören konnten.

Aber auch in Fragen des Religionsunterrichtes behält sich der Staat die letzte Entscheidung vor.

Die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 bestimmt in Artikel 24: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind

Digitized by Google

die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. Die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule steht der Gemeinde zu. Der Staat stellt, unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden, aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschulen an."

Was nun den Religionsunterricht im Einzelnen betrifft, kommen in Betracht: 1) Lehrplan und Lehrbücher, 2) Lehrpersonen, 3) Lehrinhalt und 4) Ausbildung der Lehrpersonen.

1) Lehrplan und Lehrbücher.

Hierüber bestimmt der Zedlitz'sche Entwurf § 6:

„Die Einführung neuer Lehrpläne und Schulbücher für den Religionsunterricht erfolgt im Einvernehmen mit den kirchlichen Oberbehörden, beziehungsweise den zuständigen Organen der betreffenden Religionsgesellschaft." Das letzte Wort bleibt also dem Staate vorbehalten.

2) Lehrpersonen.

§ 18 Absatz 1 bestimmt:

„Den Religionsunterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. Mit Ertheilung des Religionsunterrichtes dürfen nur solche Lehrer beauftragt werden, welche sich im Besitz eines die Befähigung zur Ertheilung des Religionsunterrichtes aussprechenden Lehramtszeugnisses befinden."

Diese Bestimmung ist doch so selbstverständlich als möglich. Wer Religionsunterricht ertheilen will, der muß doch selbst die Religion kennen. Die Hauptsache ist natürlich: daß er Religion hat.

3) Lehrinhalt.

§ 18: „Der von den betreffenden Religionsgesellschaften mit der Leitung des Regierungsunterrichts beauftragte Geistliche oder Religionsdiener hat das Recht, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen, durch Fragen sich von der sachgemäßen Ertheilung desselben und von den Fortschritten der Kinder zu überzeugen, den Lehrer nach Schluß des Unterrichts sachlich zu berichtigen, sowie dementsprechend mit Weisungen zu versehen.

Die kirchliche Oberbehörde ist befugt, im Einvernehmen mit dem Regierungspräsidenten einen Ortsgeistlichen ganz oder theilweise mit der Ertheilung des Religionsunterrichtes zu beauftragen. Kosten

Digitized by Google

dürfen den verpflichteten Gemeinden (Gutsbezirken, Schulverbänden) hierdurch nicht entstehen.

Für den evangelischen und katholischen Religionsunterricht gilt, falls von den kirchlichen Oberbehörden eine andere Bezeichnung nicht erfolgt, der Pfarrer, und wenn mehrere Pfarrer vorhanden sind, der erste Pfarrer als gesetzlich beauftragt zur Leitung des Religionsunterrichtes für die innerhalb seiner Pfarrei belegenen Volksschulen.

Eine Zurückweisung des mit der Leitung des Religionsunterrichts Beauftragten vom Besuche der Volksschule ist zulässig, wenn derselbe die Ordnung der Schule gestört hat.

Die Zurückweisung erfolgt durch Beschluß des Regierungspräsidenten nach Benehmen mit den kirchlichen Oberbehörden, beziehungsweise mit den zuständigen Organen der betreffenden Religionsgesellschaften.

In dem Beschlusse sind die Thatsachen anzugeben, welche die Maßregel begründen."

4) Ausbildung der Lehrpersonen.

§ 109: „Die mit der Ertheilung des Religionsunterrichts zu beauftragenden Lehrer (Lehrerinnen) sind vorher den kirchlichen Oberbehörden namhaft zu machen behufs Aeußerung, ob gegen Lehre und Wandel derselben Einwendungen zu erheben sind. Letztere sind durch Thatsachen zu begründen."

§ 110. „Die kirchlichen Oberbehörden sind befugt, jederzeit von dem Religionsunterricht an den Seminarien durch einen Commissarius nach vorhergegangener rechtzeitiger Benachrichtigung des zuständigen Provinzial-Schulcollegiums Kenntniß zu nehmen und etwa vorgefundene Mängel dem Provinzial-Schulcollegium mitzutheilen."

§ 112: „Als Lehrer oder Lehrerin an öffentlichen Volksschulen kann nur angestellt werden, wer die vorgeschriebene Prüfung bestanden hat. Die kirchlichen Oberbehörden sind befugt, sich durch einen Beauftragten mit Stimmrecht an der Prüfung zu betheiligen. Erhebt derselbe wegen ungenügender Leistungen eines Examinanden in der Religion im Gegensatz zu der Mehrheit der Prüfungscommission Widerspruch gegen die Ertheilung des Befähigungszeugnisses, so ist an den Oberpräsidenten als Vorsitzenden des Provinzial-Schulcollegiums zu berichten, welcher im Einvernehmen mit der kirchlichen Oberbehörde zu entscheiden hat. Ist ein Einvernehmen nicht zu erzielen, so ist dem Lehrer das Lehramtszeugniß mit Ausschluß der Befähigung für den Religionsunterricht zu ertheilen."

Digitized by Google

Bezüglich des letzten Punktes ging die Prüfungsordnung vom 15. October 1872 weiter. Nach derselben kann ein Lehramtsbewerber, welcher in der Religion nicht besteht, überhaupt kein Befähigungszeugniß erhalten, was uns auch als das richtigere erscheint. Mit Bezug auf die angeführten Bestimmungen schreibt die „Kath. Schulzeitung für Norddeutschland" in No. 7 vom 12. Februar:

„Wer da glaubt, daß das Priesterthum von Gott selbst eingesetzt und mit der nothwendigen Lehrautorität ausgestattet ist, der wird hinsichtlich desselben (Verhältniß der Kirche zum Religionsunterricht) nicht in erster Linie an „hierarchische Tendenzen" (Pr. Schulztg. Nr. 28) denken, auch nicht über das „anathema esto" (a. a. O. Nr. 29) spötteln, der wird vielmehr in allen Fragen des religiösen Glaubens und der Sitten eben diesem Priesterthum (der Hierarchie) die Entscheidung zuerkennen. Das ist katholischer Standpunkt, über einen anderen reden wir nicht. Wenn die kirchlichen Organe über die Qualifikation des Lehrers zum Religionsunterricht befinden, so wird nach katholischen Begriffen der Lehrer noch lange nicht „ein zum gesinnungslosen Heloten des Geistlichen herabgedrückter Lehr-Miethling" („Pos. Lehrer-Zeitung Nr. 6). Wir Katholiken können die Entscheidung weltlicher Behörden in religiösen Dingen nicht vertragen! — Uebrigens ist durch das Zusammenwirken von geistlichen und weltlichen Behörden der Mißbrauch erschwert; man wird sich auf allen Seiten wohl hüten, es um nichtiger Dinge willen zu Streitpunkten kommen zu lassen. Aber ganz abgesehen davon, liegt es ja im eigensten Interesse der Kirche, möglichst viele und tüchtige Religionslehrer zu bekommen und zu behalten. Man muß sich doch nicht auf einen so thörichten Standpunkt stellen, zu glauben, von dem Augenblick an, da der von Zedlitz'sche Entwurf Gesetz werde, würde man auf katholischer Seite beginnen, einem Lehrer nach dem anderen die missio canonica zu entziehen! Zu einer solchen Maßregel würde man doch überhaupt nur im äußersten Nothfalle greifen, wenn jeder mildere Weg unmöglich geworden wäre."

Wir mögen den Entwurf des Grafen von Zedlitz prüfen, wie wir wollen, von einer Auslieferung der Schule an die Kirche können wir nichts merken. Zu diesem Urtheile wird und muß jeder kommen, der den Entwurf vorurtheilslos prüft.

Wir müssen noch den Einwand beleuchten, der Zedlitz'sche Entwurf liefere nicht nur die Schule an die Kirche aus, sondern bedeute

auch einen Bruch mit den „altpreußischen Traditionen." Im Anschlusse an eine Arbeit des Universitäts-Professors Dr. A. König in Breslau in der „Kath. Schulztg. für Norddeutschland" 1892, Nr. 9 und 10 weisen wir zunächst darauf hin, daß durch Urtheil des deutschen Reichsgerichtes vom 12. December 1881 die missio canonica als eine Einrichtung der katholischen Kirche ausdrücklich anerkannt ist, d. h. als etwas, was in deren ganzem Wesen so begründet ist, daß es auch staatlicherseits nach Lage der Gesetzgebung respektirt und geschützt werden muß.[1]) Desgleichen hat das preußische Oberverwaltungsgericht entschieden: „Mag man auch (bei Uebung der Religion) zwischen eigentlich religiösen Akten und dem Religionsunterrichte unterscheiden können, so ist doch beides — nach der überzeugenden Ausführung des Cultusministers in der Herrenhaussitzung vom 9. April 1859 — unauflöslich mit einander verknüpft; ein Gebet ist nicht möglich ohne religiöse Meinung, und es ist bei allen Religionsgesellschaften mit der Andacht auch die Predigt, die Belehrung der Erwachsenen, oder der Vortrag von religiösen Lehren und Meinungen für die Kinder — wie die sog. Kindergottesdienste zeigen — nothwendig verbunden. Ein Unterricht in der Religion ist daher ein begriffsmäßig unerläßlicher und deshalb selbstverständlicher Bestandtheil der gemeinsamen Religionsübung. Und insoweit er dies ist, bildet seine Regelung nicht einen Theil der staatlichen Ordnung des Unterrichtswesens, sondern in den Beziehungen des Staates zu den religiösen Ueberzeugungen seiner Unterthanen einen Theil der inneren Ordnung der Kirchen oder sonstigen Religionsgesellschaften." Mit Recht konnte deshalb der Unterrichtsminister hervorheben, der Entwurf lege nur die altpreußischen Traditionen fest. Erst durch Minister Falk sollten diese Traditionen durchbrochen werden.[2]) Wenn sich unsere Gegner auf Friedrich den Großen berufen, so genügt es nachfolgende Stelle aus dem „katholischen Schulreglement für Schlesien" vom 3. November 1765 entgegen zu halten: „Wir schreiben nichts in Absicht auf dasjenige vor, was und wie Pfarrer sowohl, als die, welche deren Stellen vertreten, in der christlichen Lehre die Jugend theils selbst, theils durch den Schulmeister unterrichten sollen.

[1]) Laemmer, Institutionen des kath. Kirchenrechts. 2. Aufl. Freiburg 1892. S. 230.

[2]) Vgl. den juristischen Nachweis im „Katholik" 1992 I S. 233 ff.

Digitized by Google

Wir verweisen in diesem Stücke auf die Anordnung, welche hierunter der General-Vikarius der Breslau'schen Diözes bekannt machen wird." Was heißt das anders, als der Kirche volle Freiheit in Sachen des Religionsunterrichtes belassen? Das Preuß. Allgemeine Landrecht (5. Februar 1794) anerkennt Theil II. Tit. 11, § 120: „Ohne Zuthun und Approbation des Bischofs der Diözes, oder dessen Vikarien, soll Niemand zum Priester angenommen, zu einem geistlichen Amte befördert, oder auch nur zu einem öffentlichen Lehrvortrage in einer Kirchengemeinde zugelassen werden." Und ferner Theil II., Tit. 12, § 12: „Gemeine Schulen, die dem ersten Unterricht der Jugend gewidmet sind, stehen unter der Direction der Gerichtsobrigkeit jeden Orts, welche dabei die Geistlichen der Gemeinde, zu welcher die Schule gehört, zuziehen muß." Auch die folgenden §§ 13—17 sprechen fortwährend von der „Obrigkeit und dem Geistlichen" als den Vorgesetzten der Schule; § 25 heißt es endlich: „Es muß also jeder neu anzunehmende Schullehrer dem Kreisinspector (der bekanntlich stets ein Geistlicher war) oder Erzpriester angezeigt, und wenn er noch mit keinem Zeugniß seiner Thätigkeit versehen ist, demselben zur Prüfung vorgestellt werden." — Das war das Verhältniß der Kirche zur Schule in Preußen bis zur Falk'schen Culturkampfszeit. Daß aber die Wirksamkeit dieser Schulen dem Staate nicht zum Nachtheil gereichte, das haben die Jahre 1866 und 1870 und 1871 bewiesen.

„Christlich oder atheistisch!"

„Christlich oder atheistisch", dieses ernste Schlagwort Caprivi's bezeichnet die wahre Signatur des Schulkampfes. Nicht um einige oder einzelne Paragraphen des Entwurfes handelt es sich, sondern um das in dem Entwurfe durchgeführte Prinzip, um die Grundlage des ganzen Entwurfes. Christliche und moderne Weltauffassung stehen sich hier gegenüber. Die moderne Wissenschaft hat Gott vom Throne gestürzt und den souveränen Menschen darauf gesetzt. Inconsequenterweise redet diese Wissenschaft noch von Religion und Christenthum, während ihr dasselbe als überwundener Standpunkt, das Confessionelle als menschliche Satzung gilt. Man verwirft jede Autorität, und wirft sich selbst zum Richter in Religionssachen auf. Die Vertreter dieser Wissenschaft sind es hauptsächlich, die dem Entwurfe feindlich gegen-

überstehen. Es ist interessant, das Professorenthum und den gesammten Liberalismus Arm in Arm mit der Socialdemokratie marschiren zu sehen. Die Socialdemokraten mögen wohl herzlich lachen, so mächtige Bundesgenossen bekommen zu haben, trotzdem sie offen und ehrlich bekennen, daß sie die religionslose Schule wollen.

Ihr zunächst steht der „Freisinn" mit seiner natürlichen Moral [1])

Sodann folgen die Hintermänner der „Köln. Zeitung". Diese Helden geberden sich als treue Schüler eines Dittes und des abgefallenen Frohschammer. Gleich ihren geistigen Vätern sind sie Feinde des Confessionellen; „die Religion — der Schule, die Confession — der Kirche"! so lautet ihre Parole. [2]) Ein „katholischer" Lehrer, sicherlich das „Musterexemplar" der „Köln. Ztg.", schreibt in Nr. 33 der „Pr. Lehrerztg.": „Je mehr die dogmatische Seite des kirchlichen Christenthums mit ihrem Glaubenshochmuth, mit ihrer Lieblosigkeit und ihrem verfolgungssüchtigen Fanatismus in den Hintergrund gedrängt wird, desto mehr kann sich der ethische Charakter und die gottinnige Gesinnung, die das Christenthum Christi bilden, zur Geltung bringen." In der „Preuß. Schulztg." (Nr. 29) des protestantischen Pfarrers Seyffarth-Liegnitz lesen wir: „Die Confession ist nichts Göttliches, sondern etwas menschlich Gewordenes." In Nr. 28 heißt es: „Die Schulen sollen in erster Linie Menschen an sich bilden." Wir möchten fragen, ob dies Aeußerungen des Glaubens oder des Unglaubens sind.

Doch sehen wir zum Ueberflusse einmal zu, wie sich ein Unterricht, der nur das den Confessionen Gemeinsame betont, in der Praxis gestaltet. Wie steht es zunächst mit den Schulgebeten? Das „Kreuzzeichen" und das „Ave Maria" müssen verbannt werden, denn sie gehören nicht zu dem Gemeinsamen. Wie steht's mit dem Vater unser? Soll „Unser Vater" oder „Vater unser" gebetet werden? Wie steht es mit der religiösen Gewöhnung? Gehört endlich das Crucifix, das Sinnbild der Erlösung, in die Schule? Aus mehreren Simultanschulen wurde es entfernt. So ließen sich unendliche Fragen stellen. Am Ende müßte jeder Lehrer sich eine neue Confession bilden.

[1]) Frei folgt die freie Moral den Trieben,
Die gehen ihr für Gottes Lehr';
Was Gottes Wort uns vorgeschrieben,
Das ist nur Fabel, ist zu schwer,
Für Pöbel gut, doch wer gescheidt,
Hält's mit der aufgeklärten Zeit.

[2]) Die Taufe, das Communiciren
Ist für die aufgeklärte Welt
Nur Thorheit, wie das Copuliren,
Und bringet nur den Priestern Geld.
Der Kluge nimmt ein Weib und freit
Nach Art der aufgeklärten Zeit.
Aus des Knaben Wunderhorn.

Digitized by Google

Es leuchtet ein, daß die Anschläge des Liberalismus dahin führen, wo der Hamburger Lehrer Schmidt angekommen ist, nämlich zum Unglauben und zur Socialdemokratie. Liberalismus und moderne Pädagogik sind Geschwister; sie sind Kinder der modernen Wissenschaft und führen beide zur Religionslosigkeit. Das ist auch das Programm der Freimaurer. Gegen das großartige Rundschreiben des hl. Vaters über die Pflichten des christlichen Staatsbürgers erschien in Leipzig eine Broschüre, betitelt: „Die Papstkirche und die Freimaurerei, eine Antwort auf die päpstliche Encyklika", in welcher in Bezug auf die Schule folgendes Programm aufgestellt wird:

1. Zertrümmerung der kirchlichen Autorität.

2. Vollständige Trennung der Kirche von der Schule.

Den Geistlichen ist jede Einmischung in der Schule zu entziehen. Sie sind auszuschließen von den Lehrstellen, vom Ortsschulrath, von der Schulinspection. Religiöse Orden, männliche und weibliche, sind von den Lehrstellen zu entfernen, wo es geht; und wo es vorderhand nicht möglich ist, ist ihnen der Zutritt möglichst zu erschweren. Sämmtliche Schulen müssen in die Hände von freisinnigen Lehrkräften kommen, die mit der Geistlichkeit keinen Verkehr haben.

3. Abschaffung jedes Religionsunterrichts.

In erster Linie (S. 28 und 29) ist der vulgäre Religionsunterricht abzuschaffen... Der Religionsunterricht trägt sittliche Verwirrung in die jungen Gemüther des Volkes und ballt Nebelmassen um die kindliche Intelligenz zusammen... Der Religionsunterricht corrumpirt, verthiert... Die Entwickelung der freien menschlichen Gedanken ist geknickt, der Schwung der Gefühle verwirrt. Darum confessionslose Schulen, confessionslose Bücher, keine biblische Geschichte und keine Religionslehrer. [1])

Man hat in der liberalen Presse versucht, katholische Lehrer als Gegner des Entwurfes auszuspielen. Wer den preußischen katholischen Lehrerstand kennt und die Taktik der liberalen Presse, der weiß auch, was von solchen Manövern zu halten ist. Der katholische Lehrerstand steht mit verschwindenden Ausnahmen auf dem Boden des Entwurfes. Daß er noch Wünsche betreffs einzelner Materien des Entwurfes hat, namentlich was die materielle Stellung anlangt, soll nicht geleugnet werden; darauf aber kommt es hier nicht an.

[1]) Eingehend wird das Kapitel Freimaurerei und Schule behandelt in der sehr interessanten Schrift: Der Schlachtengewinner Dittes und sein Generalstab von Fr. Staurarz. Wien 1889. Verlag der „Austria".

Der Entwurf hat alle jene zu Gegnern, die nicht mehr auf dem Boden ihres religiösen Bekenntnisses stehen, und deren gibt es im katholischen Lehrerstand Gott sei Dank nur wenige.

Wir erfüllen aber nicht nur eine religiöse, sondern auch eine patriotische Pflicht, wenn wir mit aller Energie die confessionelle Schule fordern, denn nur diese allein schenkt dem Staate gottesfürchtige Soldaten, gottesfürchtige Männer. Gewichtige und höchst unparteiische Stimmen sollen diese Wahrheit bestätigen. Ein militärisches Fachblatt Oesterreichs, „Die Reichswehr", schreibt:

„Es ist ein schwerer Fehler unseres Volksschulgesetzes, daß dasselbe die naturgemäße confessionelle Scheidung der Schulkinder dem leidigen Prinzipe der Gleichheit zuliebe verwirft, daß es die Religion als einen Lehrgegenstand wie jeden anderen behandelt und hierdurch den religiös erziehlichen Zweck der Volksschule fast gänzlich illusorisch macht. Hätte man im Taumel des Liberalitätsrausches diesen einen Fehler nicht begangen, hätte man in der Volksschule der Kirche belassen, was der Kirche ist, es wäre nie möglich gewesen, daß eine tief in das Volk eingreifende Bewegung gegen die confessionslose, das heißt religionsleere Volksschule entsteht, von welcher Bewegung getragen, die Oberhirten der streitbaren Kirche nun auch nach dem greifen, was in der Volksschule zweifellos des Staates ist und bleiben muß.[1]) Der Soldat braucht Religion. Er muß auf seinen Herrgott trauen und vertrauen; er muß unerschütterlich glauben an ihn, wenn er jene moralische Stütze finden soll, deren er nicht blos inmitten der Gefahren und Schrecken des Krieges, sondern auch im Frieden, in der Ausübung seines Berufes dringend bedarf, der mehr als jeder andere Beruf Entbehrungen auferlegt, Entsagung fordert und Demuth und Unterordnung erheischt. Je religiöser unsere Rekruten sind, das heißt, je mehr die Volksschule ihnen an religiösem Fond mitgab, desto kräftiger wird das moralische Rückgrat des Heeres. Die Freigeister mögen in der Gelehrtenstube am Platze sein, in Reih' und Glied aber, im ehernen Rahmen eines Standes, der stumm und willig das Leben an seine Pflicht setzt, braucht man glaubensstarke Männer, denn der ist nur ein halber Soldat, dem der beste Theil des kriegerischen Muthes, das Gottvertrauen, fehlt und der an seinen Gott erst zu glauben beginnt, wenn im blutigen Ringen am Schlacht-

[1]) Dieses Urtheil ist nicht richtig, denn die hochw. Bischöfe verlangen nur die Sicherstellung der confessionellen Volksschule.

Digitized by Google

felde die ernste Todesmahnung an sein Herz pocht." [1]) In demselben Sinne äußert sich ein österreichischer Offizier im „Vaterland" 1889, Nr. 100 und 102. Dort heißt es unter Anderem: „Wir müssen ein Bildungssystem verurtheilen, das gerade auf dem Gebiete der Erziehung überaus bedenkliche Erscheinungen heranreift und wir können vor allem nicht unbesorgt zusehen, daß eine angeblich „interconfessionelle", wirklich aber glaubenslose Schule die Jugend heranbilde, die später im Heere Aufgaben zu erfüllen hat, denen ein glaubensloses Geschlecht nicht gewachsen wäre."

Wer noch an eine übernatürliche Religion glaubt und es wohl mit der Societät meint, muß für den Entwurf des Grafen Zedlitz, der gesetzlich die confessionelle Schule festlegt, eintreten und die Gegner bekämpfen. Für die christliche Schule — und eine solche ist nur die confessionelle — kämpfen, heißt für das Christenthum, heißt für die Kirche, heißt für das Vaterland kämpfen. „Die Schulstube ist das Schlachtfeld, auf dem entschieden werden muß, ob die Gesellschaft ihren christlichen Charakter bewahren soll. Die Schulfrage ist daher für das Christenthum eine Frage auf Leben und Tod," wie Papst Leo XIII. dem Bischof von Luisiana seiner Zeit erklärte.

Inzwischen ist der Zedlitz'sche Gesetzentwurf zum Falle gebracht worden. Das Antichristenthum hat auch in Preußen einen großen Sieg errungen. Es ist das Unerhörte geschehen, daß ein Staatsmann, der eine Vorlage im Einklang mit den Traditionen des Staates und im Einklang mit dem Willen des Staatsoberhauptes glänzend vertheidigt und die entschiedene Majorität der Volksvertretung für sich gewonnen hatte — das Feld räumen mußte. Es fehlt jetzt nur noch, daß man diesen Wechsel der Dinge auch in der Schulpraxis zur Geltung bringe, in der Volksschule den in den oberen Regionen herrschenden Atheismus populariſiren lasse — dann wäre der Beweis erbracht, daß die grundstürzenden Ideen der Socialdemokratie keine leeren Phantome sind, sondern mit Recht auch im deutschen Reiche auf Verwirklichung hoffen können. Das möge Gott verhüten!

[1]) Citirt in „Christlich-pädagogische Blätter" Wien 1890 Nr. 8.

Zum vierten Centenarium

der

Entdeckung Amerikas.

Von

Philipp Wasserburg.

Der Mittelpunkt aller Weltgeschichte ist die Erlösungsthat auf Golgatha und um die Wichtigkeit weltgeschichtlicher Ereignisse zu bemessen, gibt es keinen andern Maßstab, als die nähere oder entferntere Beziehung zu diesem Ereignisse; um eine That segensreich oder verhängnißvoll zu nennen, gibt es keinen anderen Prüfstein als die Innigkeit oder Gegensätzlichkeit der Stellung, welche dieselbe diesem Ereigniß gegenüber einnimmt.

Wenn wir von diesem einzig richtigen Standpunkt aus die Entdeckung Amerikas betrachten, so gibt es nach Tendenz und Folgen kaum ein wichtigeres Ereigniß als dieses. Es hat das Reich Christi über die ganze Erde verbreitet und das Evangelium, das beinahe der Hälfte der Menschen verschlossen war, dieser Hälfte zugänglich gemacht. Sie greift aber auch in profaner Beziehung in ihren Folgen weit über alles Dasjenige hinaus, was wir als Weltgeschichte zu bezeichnen pflegen. Was sind alle Kriege, was sind alle Territorialänderungen gegen die Auffindung dieser ungeheueren Länderstrecken? Sie hat selbst auf die europäischen Verhältnisse ihren Rückschlag geäußert, sie hat für Jahrhunderte hindurch das Scepter Europas von Spanien auf England übergehen lassen.

Und mit welchen unendlichen Schwierigkeiten war die Ausführung dieser That verknüpft, Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten erhoben, Schwierigkeiten, die in der Ungeheuerlichkeit des Unternehmens an sich begründet waren, Schwierigkeiten des Aberglaubens, Schwierigkeiten der Politik, Schwierigkeiten des einfachen Menschenverstandes, Schwierigkeiten der Wissenschaft; wohin immer man blickte, überall Schwierigkeiten und selbst unmittelbar vor der

Digitized by Google

Entdeckung machte das Seevolk Schwierigkeiten, welche fast den Erfolg vereitelt hätten und dem kühnen Führer den Tod drohten.

Wohl ist es darum nicht nur von Interesse, es ist auch eine Pflicht der Dankbarkeit, mit kurzen Umrissen der Lebensschicksale des Mannes zu gedenken, der vor vierhundert Jahren alle diese Hindernisse überwand. Er ist der Sohn des Volkes, des armen Volkes, der Sohn eines Wollenwebers, Domenico Colombo, der ein Häuschen in einer Vorstadt von Genua besaß. Das Häuschen vermiethete er später und zog nach Genua, um dem Stadtviertel näher zu sein, wo seine Geschäftsgenossen wohnten. Er hatte vier Söhne, Cristoforo, Bartolomeo, Pellegrino und Giacomo. Von diesen vier Söhnen starb Pellegrino, der seinem Vater beim Geschäfte half, im Jünglingsalter. Er hatte auch eine Tochter, von der man nur weiß, daß sie einen Metzger heirathen wollte, sonst nichts.

Trotz dieser Umgebung, dieser Beschäftigung, dieser Lebensweise, welche ganz die des Volkes war, steht es ziemlich sicher, daß die Familie des Columbus von adliger Herkunft war. Es existirte das Adelsgeschlecht der Colombi in der Lombardei und in Piemont, ein Zweig desselben, eben der unsrige soll nach Ligurien gegangen und sich dort dem Handel und der Schifffahrt gewidmet haben. Man kennt noch das Wappen dieser Colombi, es waren drei silberne Tauben mit der Umschrift: fides, spes, charitas. Es ist historisch sehr wahrscheinlich, daß unser Columbus mit diesen Colombi zusammenhing; aber was da immer das Resultat historischer Forschung wäre, ein Mann, den die Vorsehung zu solchem Werke beruft, bedarf nach treuer Ausführung seiner Mission für seinen Ruhm keines pergamentenen Sockels mehr.

Der junge Christoph ging frühzeitig auf die See und zwar in der bescheidenen und harten Stellung eines Schiffsjungen. Als solcher hat er das ganze Mittelmeer befahren, und damals drohten außer den Fährlichkeiten des Meeres die Fährlichkeiten der Piraterie, die heute so zu sagen unbekannt sind. Auch auf Kauffahrern war der Matrose Soldat, der Schiff, Ladung und Leben zu vertheidigen jeden Tag bereit sein mußte. Aus dieser harten Vorbereitungszeit des künftigen Seehelden ist nur bekannt, daß er in einem Kampfe eine schwere Wunde empfing, die ihm noch in späteren Jahren viel zu schaffen machte.

Als er wieder auftauchte, hatte er sich bereits durch seine Tüchtigkeit eine Stellung errungen. Er war Seeoffizier im Dienste

des Königs René von Neapel; Commandant der Flotte war ein Colombo, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Großonkel unseres Christoph gewesen ist.

Später befand er sich auf einem Schiff, das in der Nähe der portugiesischen Küste in Brand gerieth; als nichts mehr zu retten war, sprang Columbus über Bord, um die Küste schwimmend zu erreichen. Das wäre ihm ohne Zuhilfenahme eines auf dem Meere treibenden großen Galeerenruders bei der weit in's Meer hinausreichenden Brandung kaum gelungen.

Hier hatte der Sohn des Königs Joan I., der Infant Don Henrique, allen Schiffswissenschaften mit Eifer ergeben, einen großen Stab tüchtiger Seeleute, Schiffsbauer, Mathematiker u. s. w. um sich versammelt, mit der Absicht die Portugiesen zur ersten seefahrenden Nation zu machen. Unter diesen befand sich auch der Pilot [1]) Bartholomäus Columbus, der älteste Bruder unseres Helden, und nachdem der Tod des Infanten diesen Plänen Halt geboten, waren viele der so Berufenen in Lissabon zurückgeblieben. So auch Bartholomäus und in dessen Haus fand der schiffbrüchige Christoph einstweilen ein Unterkommen.

Er lebte hier unscheinbar; um seinem Bruder nicht zur Last zu fallen, ernährte er sich mit Abschreiben von Büchern, er copirte Pläne und Risse, er kaufte Manuscripte — denn die Buchdruckereien waren damals noch sehr selten — um billigen Preis und nachdem er sie gelesen, suchte er sie an Liebhaber um höheren Preis abzusetzen.

So brachte er sich mühsam und ehrlich durch, aber daneben studirte er mit eisernem Fleiße das reiche seewissenschaftliche Material, das der verstorbene Infant in Portugal zusammengehäuft. Er bewegte sich fortwährend im Kreise der kühnsten und erfahrensten Seefahrer und ohne Zweifel ist hier der erste Gedanke seiner weltumwälzenden Fahrten zu Stande gekommen. Allmälig bildete sich in seinem Innern ein weitaussehender fester Plan, der von da ab der Stern seines Lebens war, den er aber natürlich nur insoweit durchzuführen vermochte, als es in die Pläne der göttlichen Vorsehung paßte. Es wird gut sein, diesen Plan, der sich wohl erst stufenweise und allmälig entwickelte, hier in seinem Zusammenhange dar-

[1]) Als Pilot bezeichnete man jeden Schiffsoffizier, der nicht Schiffscommandant war.

Digitized by Google

zustellen; denn er ist zur Beurtheilung des Charakters und der Tendenz unseres Helden ausschlaggebend.

Vor allem müssen wir annehmen, daß die Idee Amerika zu entdecken nicht so vom Himmel herunter kam. Man hatte verschiedene Anhaltspunkte für die Meinung, weit im Westen liege ein Continent, oder mindestens große Inseln. Ebenso wenig zog Columbus abenteuernd in die Welt hinaus, um einmal zu sehen, wohin Wind und Wellen ihn trügen. Unter den Seefahrern und Geographen war die Kugelgestalt der Erde kein Geheimniß mehr, und es folgte daraus mit zwingender Logik, daß wenn man immer nach Westen segelte, man schließlich von Osten heimkehren müsse. Wie lang dieser Weg sei, davon hatte man allerdings keinen rechten Begriff, aber im Allgemeinen schätzte man ihn kürzer, als er sich thatsächlich erwies. Auf diesem Wege lag das durch seinen ungeheueren Reichthum hervorragende Reich Japan; das Reich Zipangu, wie es Marco Polo nannte; diesen Reichthum schätzte man um so höher, je mythenhafter die unklaren verschwommenen Nachrichten waren, die man von seiner Existenz erhielt; auf diesem Wege lag das schon etwas bekanntere Indien, dessen unerschöpfliche Reichthümer hoch gerühmt wurden, und thatsächlich stand auf der Tagesordnung der damaligen Zeit, einen Seeweg nach Indien zu entdecken, der in der That wenige Jahre nach der Entdeckung Amerikas durch Vasco de Gama entdeckt wurde; zunächst war der Gedanke des Columbus Indien auf diesem Wege zu erreichen.

Aber mancherlei Anzeichen sprachen auch dafür, daß auf diesem Wege noch unbekannte Länder liegen würden. Man hatte nicht nur die Sage der großen Insel Atlantis, sondern man hatte noch andere Sagen, die sich von Generation zu Generation, allerdings immer unbestimmter fortgeschleppt hatten. Normannische Seefahrer waren von Island aus nach Westen gefahren, theils auch von Stürmen dahin verschlagen worden und hatten Land gefunden. Es steht heute fest, daß im zehnten Jahrhundert eine normannische Niederlassung auf der Westküste von Grönland bestand, die zwei Städte und über hundert Weiler zählte und ein eigenes Bisthum bildete. Es steht weiter fest, daß im elften Jahrhundert in der Gegend des heutigen New-York Ansiedelungen bestanden. Das ging später alles zu Grunde; aber in jener Zeit verloren sich die Traditionen nicht so rasch wie heute.

Dazu kam dann noch, daß Treibholz unbekannter Baumarten

durch östliche Meeresströmungen an den Westküsten der Azoren und selbst Portugals angeschwemmt wurde. Einmal kam ein Canoe auf diesem Wege, ein von Menschenhand ausgehöhlter und bearbeiteter Baumstamm. Das konnte wohl den Schluß rechtfertigen, daß wenn man westwärts segelte, man nicht blos Japan und Indien erreichen würde, sondern auch auf dem Wege dahin Länder, welche bis jetzt noch vollständig unbekannt waren. Das war der weitere, dem Zuge des Columbus zu Grunde liegende Gedanke.

Mit ihm verband sich auf das Engste ein anderer, der an sittlicher Erhabenheit sich ebenbürtig neben die schönsten und größten Gedanken des frommen Mittelalters stellt. Columbus war von Kindheit an tief religiös und dieser religiöse Sinn verließ ihn nicht bis an sein Ende. Er war Mitglied des dritten Ordens des heiligen Franziskus und das Ordenskleid war seinem ausdrücklichen Verlangen gemäß sein Sterbegewand. Dieser tief religiöse Zug, der bei allen seinen Entdeckungsfahrten manchmal in einer Weise, die uns heute sonderbar vorkommt, hervortritt, darf niemals übersehen werden. Wenn das auch eine gewisse Wissenschaft, welche alles Große für ihren Unglauben in Beschlag nimmt, genirt, so wird dadurch die Thatsache nicht weggeschafft. Zum Beweise dieser Thatsache möge folgender Vorgang dienen. Als man an die Ausrüstung der kleinen Flotille ging, erzählte der Aberglaube die sonderbarsten Märchen über die unbekannten Meere. Da sollte der Vogel Roch hausen, der ein ganzes Schiff in seinen Klauen zu seinem Neste trage. In diesen Meeren sollte Satan hausen, dessen schwarze Hand die Schiffe, welche sich dahin wagten, in die Tiefe zöge und was dergleichen sinnlose Ausgeburten der Phantasie mehr waren. Und als sie nun auf diesen unbekannten Meeren schifften, erschien plötzlich eine ungeheure Wassersäule, die von dem Meere bis zu den Wolken ragte; die Naturerscheinung einer Wasserhose war dem damaligen Schiffsvolke vollständig unbekannt und man hielt dieselbe für Satanswerk. Christoph Columbus beschwor diese Wasserhose mit der heiligen Schrift in der Hand und machte mit dem Schwerte das Zeichen des Kreuzes gegen sie. Heute, wo wir die Naturerscheinung kennen, kann man diese Handlungsweise mit kritischem Auge betrachten; aber man wird nicht bestreiten können, daß sie von einer tiefen Gläubigkeit und Religiosität Zeugniß ablegt. Als sich Columbus einer dämonischen Macht gegenüber glaubte, nahm er seine Zuflucht zu Gott und dem Kreuze.

Digitized by Google

Dieser tief religiöse Sinn ließ es ihn schmerzlich fühlen, daß alle diese noch unbekannten Länder der Segnungen des Christenthums entbehrten, und ihnen diese Segnungen zu bringen, das wurde sein Gedanke bei Tag und Nacht. Schien es ihm ja doch, als ob bereits sein Name Christophorus, Christusträger, Christusbringer, vorbedeutend für diese Aufgabe seines Lebens sei.

Und damit verband sich noch ein zweiter Gedanke, der allerdings etwas abenteuerlicher Natur war. Ungeheuere Schätze mußten ihm bei dem vorausgesetzten Reichthum der entdeckten Länder zufallen. Diese Gelder beanspruchte er nicht für sich; für seine Person hatte er wenig Bedürfnisse und seine Lebensweise war bis zu seinem Tode sehr einfach. Aber mit diesen Schätzen gedachte er, wenn nicht ganz Palästina, so doch wenigstens denjenigen Theil, welcher die für die Erlösung merkwürdigsten Stätten umfaßt, dem Sultan abzukaufen und dem päpstlichen Stuhle zum Eigenthum zu übergeben. Sollte sich der Sultan auf diesen Verkauf nicht einlassen, dann wollte er mit diesen Schätzen ein Heer werben und das heilige Land mit Gewalt erobern.

Es war nicht daran zu denken, daß dieser Plan zur Ausführung kommen könnte, selbst dann nicht, wenn sich alles nach den Wünschen und Erwartungen des Columbus erfüllt hätte. Der Halbmond war immer noch im Steigen begriffen und wenn ganz Europa zwei Jahrhunderte unter günstigeren Umständen, um den Besitz des Heiligen Grabes rang, und denselben schließlich aufgeben mußte, so war es wenigstens menschlicher Voraussicht nach unmöglich, anzunehmen, daß Columbus diesen Plan wirklich durchzuführen vermöge. Daß er gefaßt wurde, dient zur Charakterisirung unseres Helden und außerdem erklärt er, warum Columbus bei den Bedingungen, die er stellte, sich eine fast königliche Stellung vorbehielt, während er thatsächlich niemals aus dem Kreise eines bescheidenen loyalen Unterthans herausgetreten ist.

Zunächst hatte er es aber nur mit der Entdeckung, aller Voraussicht nach, reicher Länder zu thun. Seinen ganzen Plan enthüllte er um diese Zeit wohl Niemanden, als dem Papste, von welchem er in Privataudienz empfangen wurde. Was dort verhandelt worden, ist unbekannt geblieben; wir wissen nur, daß der Heilige Vater sein Werk segnete und daß er bei verschiedenen Anlässen ein lebhaftes Interesse für dasselbe an den Tag legte.

Es schien aber nicht, als ob Columbus mit seinen Entdeck-

ungsplänen durchdränge. Er wandte sich zunächst an Genua, woselbst er abgewiesen wurde; das Gleiche widerfuhr ihm in Venedig. Columbus war im Begriff den ganzen Plan aufzugeben. Er ging als Pilot an Bord und wir finden ihn auf einer Reise in die Polargegenden, hundert Meilen nördlich von Island.

Endlich kehrte er wiederum nach Lissabon zurück; woselbst er sich während seines vorigen Aufenthaltes verheirathet hatte. Es gelang ihm hier den König Joan II. für die Entdeckung zu interessiren. Aber die Forderungen, welche Columbus stellte, erschienen für einen Menschen, der sich mit Kartenzeichnen und Büchercopiren in Lissabon ernährte, zu exorbitant. Hätte er zu den Großen des Reiches gehört, so hätte man es natürlicher gefunden, wenn er die Person des Königs und dessen Regierung in den Ländern vertreten wollte, welche er entdeckte und welche die Krone nicht ihm, sondern er der Krone gab.

Man fand deshalb am königlichen Hofe zu Lissabon einen andern Ausweg. Als Columbus dem Könige seinen Plan auseinandersetzte, hatte er zur Unterstützung desselben ein reiches Material an Karten, die er entworfen, und an Notizen, die er auf seinen verschiedenen Seereisen und im Verkehr mit Seeleuten gesammelt, dem Könige vorgelegt. Er hatte die Schlüsse aus alledem gezogen und einen genauen Entwurf gefertigt, wie er sich die Entdeckungsfahrt dachte. Der König ließ sich dies gesammte Material geben unter dem Vorwand, daß er dasselbe prüfen lassen wolle. Es wurde heimlich auf das schleunigste copirt und einem königlichen Schiffscommandanten übergeben. Während man Columbus hinhielt, sollte dieser Schiffscommandant auslaufen und seinen Entdeckungsplan durchführen.

So geschah es auch; als aber der Schiffscommandant über das letzte bekannte Land nach Westen segelte, fing nach einigen Tagen die Mannschaft zu murren an, und als gar ein heftiger Sturm losbrach, hatte auch der Capitän genug entdeckt. Er wandte sein Bugspriet wieder heimwärts. Heim gekommen erklärte der Capitän zu seiner eigenen Entschuldigung die ganzen Pläne des Columbus für Schwindel; die Mannschaft aber prahlte mit fabelhaften Abenteuern, die sie bestanden, und so kam die Geschichte zu Tage.

Das war ein schwerer Schlag für Columbus, nicht etwa in seinen materiellen Folgen; denn der König, der hinter die Prahle-

Digitized by Google

reien und die feige Umkehr des Schiffscommandanten gekommen, wollte ihm nun alles gewähren. Aber Columbus weigerte jetzt seine Hand zur Verbindung mit Leuten, die einer solchen Handlungsweise fähig waren. Wie jeden andern edlen Mann, so hatte auch ihn dieser schändliche Vertrauensmißbrauch schwer gekränkt.

Aber er mußte gewaltsamen Zwang fürchten, und so entfloh er mit seinem Söhnchen Diego — seine Frau war inzwischen gestorben — aus Portugal. Das alles geschah im Jahre 1484. Columbus stand jetzt im 38. Lebensjahre.

Zunächst ging er in seine Heimath, sah dort seinen greisen Vater wieder, dessen Segen er empfing, und bot der Republik Genua auf's Neue seine Dienste an. Sie wurden neuerdings abgelehnt, angeblich wegen Geldmangel; doch dürfte dies kaum die Ursache gewesen sein. Man hielt entweder den Entdeckungsplan für chimärisch oder wollte sich nicht in ein weitschichtiges Unternehmen, dessen Folgen nicht vorherzusehen waren, einlassen.

So ging denn Columbus nach Spanien und hier beginnt der zweite Theil seiner Bittgänge um die Erlaubniß, der alten Welt eine neue Welt eröffnen zu dürfen. Jetzt endlich aber traf er einen Verbündeten, einen Mann, der die Tragweite seines Planes erkannte, würdigte und mit voller Seele für dieselbe eintrat.

Der Zufall, wenn man hier von einem Zufall reden darf, führte diese beiden Männer zusammen. Nahe bei dem kleinen Hafen Palos erhebt sich auf schwindelnder Höhe eines Vorgebirges, dessen felsiger Fuß in das Meer taucht, ein der heiligen Jungfrau gewidmetes Kloster: Santa Maria de la Rabida. Erbaut auf den Trümmern eines heidnischen Tempels beherbergte es damals eine Anzahl Franziskanermönche, die unter ihrem Guardian, dem Pater Juan Perez de Marchena, frommen Uebungen und der Seelsorge oblagen. Der Guardian war seiner Zeit in Folge des Rufes seiner Tugenden und seiner Gelehrsamkeit an den Hof der Königin Isabella, der Katholischen, berufen worden; diese zog ihn anfangs bei einigen wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe, später wurde er ihr Beichtvater. Aber das Geräusch des Hofes sagte dem frommen Franziskaner nicht zu. Alle Ehren, mit welchen selbst das Königspaar ihn umgab, vermochte nicht seine bescheidene Zelle ihn vergessen zu machen, und so ließ man denn endlich den am Hofe sich unbehaglich fühlenden Mönch wieder in sein Kloster ziehen.

Dieser Mönch liebte die Astronomie; er hatte sich in La Ra-

bida ein kleines Observatorium eingerichtet und wenn er von dieser erhabenen Stelle die Linie beschaute, wo Meer und Himmel zusammenstießen, hatte er sich oft die Frage vorgelegt, was hinter dieser Linie sei. Er sah hinter derselben Länder, von Menschen bewohnt, und seine Frömmigkeit sagte auch ihm, daß diese Menschen von Christus und seiner welterlösenden That nichts wüßten. Und gerade an die Pforten dieses Klosters klopfte im Jahre 1485 Christoph Columbus, der Mann, der diese Länder entdecken und ihnen Christus bringen wollte, um für seinen Sohn, der hungrig und durstig war, etwas Brod und Wasser zu fordern. Und diesem Zusammentreffen verdankt es die Welt, daß Columbus Amerika entdeckte.

Es hätte ja sein können, daß Columbus auch ohne dies Zusammentreffen Amerika entdeckt hätte, aber nach den Erfahrungen, die er bis jetzt gemacht hatte und noch in Spanien machte, ist dies wenig wahrscheinlich. Im Laufe der Zeit wäre Amerika gewiß auch ohne Columbus entdeckt worden; dann wäre die Welt eben einem Andern zum Danke verpflichtet; aber diese Erwägung darf den Dank nicht schmälern, den wir heute Columbus schulden und dem so wenig bekannten Guardian des Franziskanerklosters de la Rabida.

Die beiden Männer sahen sich, fühlten sich zu einander hingezogen und bald verband sie eine auf Hochachtung gegründete Freundschaft sowie das hohe Ziel, das sie von nun ab gemeinsam zu erreichen suchten. Pater Juan Perez vermittelte die Aufnahme des Columbus am Hofe. Er warb seinem Unternehmer Gönner, er weckte das Interesse der Königin Isabella, der Katholischen, für den Plan; er ließ sich durch all die Hindernisse nicht schrecken, die demselben entgegengethürmt wurden.

Und diese Hindernisse waren nicht gering. Der Stolz und namentlich der Nationalstolz ist eine hervorragende Eigenschaft des spanischen Volkes, und dieser Nationalstolz empörte sich dagegen, daß ein Genueſe an die Spitze einer von Spanien ausgerüsteten Expedition treten und die Lorbeeren ernten sollte, während die spanischen Seehelden in zweiter Reihe standen. Der Gedanke an den Fremdling ließ die spanischen Höflinge alles versuchen, damit er nicht reussire.

Dazu kamen dann noch die Maurenkriege. Noch unbezwungen stand der maurische Thron in Granada und Columbus selbst nahm an der Belagerung der Hauptstadt theil. Es waren da in der

Digitized by Google

That vielfach drängendere Sorgen vorhanden und die Finanzmänner brauchten nur mit Kriegsforderungen zu kommen, so mußten selbst die verhältnißmäßig unbedeutenden Forderungen zurückstehen, die zur Ausrüstung einer Entdeckungsexpedition gestellt wurden.

Auch die Gelehrsamkeit hatte sich in den Dienst des Nationalstolzes gestellt; in Salamanca kam die Blüthe der spanischen Wissenschaft zusammen, vor welcher Columbus sein Project erörterte. In dem erstatteten Gutachten hat man den Einwurf niedergelegt, daß es wohl möglich sei, immer nach Westen zu segeln; aber bei der Kugelgestalt der Erde würde die Bahn immer abschüssiger werden, und man falle zuletzt in's Bodenlose. Wenn man aber selbst früher umkehren wolle, so würde es auch mit dem günstigsten Winde nicht möglich sein, das Schiff den Wasserberg hinaufzutreiben, den es herabgeglitten war. Die Gesetze der Attraction und Gravitation waren eben noch unbekannt, und man konnte sich keine Vorstellung davon machen, wie sich bei der Kugelgestalt der Erde, die Verhältnisse bei den Antipoden entwickelt hätten. Mit solchen Anschauungen, mit solchen Einwürfen — und Hindernissen hatte Columbus zu kämpfen. Und das währte in Spanien nächst acht Jahre; war der eine Einwurf besiegt, so erhob sich ein anderer, was Wunder, wenn Columbus mehr als einmal nicht nur am Verstand, sondern auch am guten Willen der Menschen verzweifelte, und dann war es stets das Kloster Santa Maria de la Rabida, wohin er sich zurückzog, um in einsamer Betrachtung Kraft zu schöpfen; es war stets der Guardian Juan Perez, der seinen Muth immer wieder aufrichtete, der immer neue Gönner warb und der unerschöpflich war in Auffindung von Mitteln, um die sich aufthürmenden Hindernisse immer wieder zu beseitigen.

Endlich war aber selbst die Geduld eines Columbus erschöpft. Er gab die Hoffnung auf, den spanischen Hof zu bestimmen, daß er ihn an die Spitze eines Entdeckungsgeschwaders stelle, und sandte seinen Bruder nach Frankreich und England, um dort zu sondiren, in wie weit man geneigt sei, auf sein Project einzugehen. Er selber beabsichtigte alsbald seinem Bruder zu folgen, vorher aber ging er nach dem Kloster de la Rabida, um sich von den Mönchen zu verabschieden, in deren Kreis seine niedergebeugte Seele so oft aufgerichtet worden war.

Und wiederum war es der Pater Juan Perez de Marchena, welcher den gesunkenen Muth aufrichtete. Er schrieb an die Königin

Isabella in der entschiedenen Weise, die er sich als Beichtvater gestatten durfte. Die nächste Folge dieses Briefes war seine Berufung an den königlichen Hof, welcher sich damals im Feldlager vor Granada befand.

In den letzten Monaten war Columbus mit dem Herzoge von Medina-Celi bekannt geworden und dieser war keineswegs abgeneigt, eine Expedition auf eigene Rechnung auszurüsten. Columbus war bereits recht hoffnungsfreudig, als ihn die Mittheilung niederschlug, daß dem Herzog das Bedenken gekommen, ob die Königin nicht durch ein solches Vorgehen sich verletzt fühle und daß er deßhalb um die Ermächtigung zur Expedition nachgesucht.

Das Schreiben des Herzogs von Medina-Celi mußte die Königin zu einem Entschlusse drängen. Sie konnte dem Herzog die ohnehin nur aus Gründen der Courtoisie nachgesuchte Ermächtigung nicht verweigern, wenn sie nicht selber die Expedition unternahm. Darüber mußte sie sich jetzt entscheiden. Entweder ging Columbus als der Commandant ihrer Schiffe oder als der Commandant der Schiffe des Herzogs. Die eindringlichen Vorstellungen des Guardians Juan Perez bestimmten die Königin sich für das Erstere zu entscheiden, und die Expedition wurde im Princip definitiv beschlossen.

Man hatte nun wieder mit Columbus über die näheren Bedingungen zu verhandeln.

Als die von der Königin gesandten Commissare die Forderungen des Columbus hörten, glaubten sie ihren Ohren nicht trauen zu dürfen. Er verlangte die nach dem Rechte der Erstgeburt erbliche Würde eines Vicekönigs und eines Generalgouverneurs aller von ihm entdeckten Länder; er verlangte für sich ferner den Rang eines Großadmirals des Oceans und den Bezug des königlichen Zehntens.

Diese Bedingungen waren keineswegs der Ausfluß einer unmäßigen Ehr- und Habgier, sondern hingen eben mit dem ungeheueren Plane zusammen, den er in Bezug auf das heilige Grab gefaßt hatte. Ohne eine solche Stellung, ohne solche Hilfsmittel wäre ja die Durchführung dieses Planes unmöglich gewesen. Daß es sich in der That nicht um persönliche Zwecke gehandelt, bewies der weitere Verlauf, in welchem er, obwohl vollständig Herr der Situation, seine Hände in Treue gegen den Souverän freiwillig den Fesseln bot, womit ein gemeiner Abenteuerer, das Ansehen der Königin mißbrauchend, ihn belastete.

Digitized by Google

Die Commissarien hatten aber weder von diesem Plane, noch von der Größe des Columbus eine Ahnung. Er war ihnen ein Italiener, ein Fremder, ein Mann, der sich bittstellernd in den Vorzimmern herumtrieb, der von jedem Hidalgo über die Achseln angeschaut wurde, ein Mann, der so vermögenslos war, daß man seine Dürftigkeit am Rocke zu erkennen vermochte, der aufzuleben hatte, wenn die Sonne des königlichen Antlitzes seine Armuth beschien, und dieser Mann verlangte nichts Geringeres, als Vicekönig, Generalgouverneur und Großadmiral des Oceans zu werden! Die Sache schien sich nochmals an diesen Forderungen zu zerschlagen, den Commissarien schien das exorbitant und Columbus ließ nicht mit sich handeln.

Selbst die Königin zweifelte, ob der Werth der Entdeckung einem solchen Lohne entspräche, und die Sache kam nochmals zum Bruch: Columbus bereitete sich zur Abreise nach Frankreich, von dessen König er ein Schreiben erhalten hatte.

In diesem letzten Augenblick erschien vor der Königin Luis de Santangel, der Verwalter der Kirchensteuer in Arragon, und stellte ihr mit einem edeln Freimuthe vor, was alles die Folge sein würde, wenn unter anderer Aegide die Forschungsreise unternommen und von Erfolg begleitet sei. Mit ihm vereinigte sich ein anderer spanischer Edelmann, Alonzo de Quintanilla, und unterstützte eindringlich dessen Worte. Pater Juan Perez hatte die ganze Zeit über den Hof nicht verlassen und war fortwährend im Sinne des Columbus thätig. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Audienz dieser beiden spanischen Edeln auf sein Betreiben zurückführen; denn während der Audienz lag er in der königlichen Kapelle auf den Knieen und betete inbrünstig um den Erfolg derselben.

Dieser Erfolg trat denn auch ein; die Königin hörte auf nichts mehr, nicht einmal auf ihren Gemahl, Ferdinand von Arragonien, dessen Worte ihr sonst Gesetz waren und der seine Zweifel über den Erfolg der Expedition nicht zurückhielt. Als man ihr die Ebbe im königlichen Schatze vorstellte, antwortete sie, sie werde ihre Juwelen verpfänden oder verkaufen.

Columbus wurde sofort berufen. Er hatte bereits vor einer Stunde sein Maulthier bestiegen und war die Straße nach Cordoba geritten, tief traurig, daß er Spanien, das ihm zum zweiten Vaterlande geworden, verlassen sollte. Ein Palastoffizier wurde ihm auf flüchtigem Rosse nachgesandt, derselbe holte ihn zwei Meilen von

Granada bei der Brücke von Pinos ein und brachte ihn zurück. Bei der Ankunft wurde Columbus mit außergewöhnlichen Ehren empfangen und alle seine Forderungen wurden genehmigt. Nur hielt Ferdinand von Arragonien darauf zu constatiren, daß das ganze Unternehmen eine Sache der Krone Castiliens sei, und er nichts damit zu thun habe. Allerdings unterschrieb er die betreffenden Decrete, aber das geschah kraft der zwischen Ferdinand und Isabella bei Abschluß ihrer Ehe getroffenen Verabredungen; zur Sache selbst machte Ferdinand sich nicht verbindlich.

Nunmehr ging es an die Ausrüstung der Expedition, welche in dem kleinen Hafen von Palos unmittelbar in der Nähe des Klosters Santa Maria de la Rabida stattfand. Columbus nahm in dem Kloster Wohnung und es war wiederum der Guardian, welcher auch hier der Expedition unschätzbare Dienste leistete. Er, der in der seemännischen Bevölkerung von Palos vollständig bekannt war, vermittelte die Bekanntschaft mit drei überaus tüchtigen Seeoffizieren, den Brüdern Pinzon. In den ersten Tagen war überhaupt die Seebevölkerung für die Expedition sehr eingenommen; da hörte man von neuen Entdeckungen, bei welchen sich Reichthum erwerben ließ, und Jedermann wollte mitmachen. Diese Stimmung schlug jedoch sehr bald gewaltig um, als man Näheres über den Reiseplan hörte. Die Fahrt sollte ja durch das von allen Seeleuten gefürchtete finstere Meer (mare tenebrosum) gehen, das zwar außer dem Seefahrer Sindbad in den Märchen der Tausend und eine Nacht noch Niemand gesehen, von dem aber Jedermann gehört hatte. Alle längst vergessenen Fabeln tauchten auf, und was man lange nicht mehr geglaubt hatte, das glaubte man auf's Neue. In der Bekämpfung dieses Aberglaubens entwickelte der Franziskaner Guardian seine Größe. Er war unermüdlich, den Seeleuten das Ungereimte ihrer Befürchtungen nachzuweisen, er ermuthigte sie und unterstützt von einigen scharfen Rescripten der Königin gelang es ihm wenigstens die Mannschaft bei den Schiffen zusammenzuhalten und im Anfang August 1492 war die Expedition seefertig.

Sie bestand aus drei Caravellen und man hat sich darin vielfach gefallen die Dürftigkeit dieser Ausrüstung hervorzuheben. Und gewiß, für eine so weitaussehende Expedition bildeten die drei Schiffe ein ärmliches Material — nach unseren Begriffen. Aber es wäre Unrecht, wenn wir unsere Begriffe als Maßstab für die damalige Ausrüstung anlegen wollten. Die drei Schiffe waren ge-

Digitized by Google

nau so, wie sie Columbus nach reiflicher Ueberlegung aller Eventualitäten gefordert hatte, und da Columbus sein Leben ihrem Bord anvertraute, da er besser als jeder Andere die Anforderungen zu beurtheilen verstand, denen die Schiffe genügen mußten, so folgt von selbst daraus, daß so weit damals die Technik reichte, nichts versäumt wurde, um die Schiffe tüchtig zu machen.

Columbus hatte drei Caravellen verlangt, zwei größere und eine keinere, aber auch die kleinere (La Nina) war so groß, daß sie 24 Mann an Bord hatte und zwei Masten führte. Von den größeren hatte Santa Maria 70 Mann und die andere La Pinta, ein vorzüglicher Segler unter dem Aeltesten der Brüder Pinzon 30 Mann an Bord. Das waren Schiffe mit je vier Masten, und wenn man gemeint hat, das seien offene Barken gewesen, so befand man sich im Irrthum. Sie hatten ein Vorder- und Hintercastell, in welchem sie Kanonen führten, und für die Reise waren sie mit Verdeck ausgerüstet worden. Die Expedition hatte Aerzte bei sich, sie war mit Lebensmitteln vorzüglich versehen, sie hatte Instrumente, sie hatte alles, was man auf langen Fahrten brauchte, die Schraube freilich war damals noch unbekannt.

Die Expedition, welche nach der Absicht des Columbus in erster Linie einen religiösen Zweck, die Ausbreitung des Reiches Christi, verfolgte, sollte nicht in See gehen, ohne daß man sich in der Weise gläubiger Christen auf die unter allen Umständen lange und ungewisse Reise vorbereitete.

Alle Theilnehmer der Expedition begaben sich in Prozession nach dem Kloster Santa Maria de la Rabida, um dort den göttlichen Beistand zu erflehen und sich unter den besonderen Schutz der heiligen Jungfrau zu stellen. Dann hörten alle die heilige Messe und empfingen den Leib Christi, den ihnen Pater Juan Perez reichte. Darauf kehrte man zu den Schiffen zurück. Alles war fertig und Columbus wartete im Kloster de la Rabida nur bis der Wind aufsprang, um sich dann an Bord zu begeben. Er nahm Abschied von seinem Sohne Diego, den er im Kloster la Rabida zurückließ, mit dem Auftrage ihn seiner Mutter zuzusenden, denn Columbus hatte sich in der Zwischenzeit zum zweiten Male vermählt.

In der Nacht des 3. August wurde Columbus durch das Rauschen der Pinien im Klosterhofe geweckt: die so heiß ersehnte Brise war da.

Columbus sprang auf. Er weckte den Guardian, da er vor dem Abgang nochmals eine heilige Messe hören und die heilige Communion empfangen wollte. Auf den Schiffen hatte man gewahrt, wie die Kapelle des Klosters sich beleuchtete, und als Columbus des Morgens um drei Uhr mit dem Guardian am Ufer des Meeres erschien, fand er das große Boot der Santa Maria bereit, ihn aufzunehmen und an Bord zu bringen.

Er wurde mit den Ehren eines Großadmirals empfangen, man ließ das königliche Banner hissen, ein Banner, das den Zweck der Expedition klar legte: denn es zeigte den gekreuzigten Christus. Die beiden andern Schiffe hißten die Banner der Expedition, ein weißes Kreuz in grünem Felde und mit weithin schallender Stimme erscholl das Commando des Großadmirals, im Namen Jesu Christi die Segel zu entfalten. Die drei Schiffe verließen, den Bug nach Westen gerichtet, den Hafen.

Mit dem Auslaufen der Caravellen waren die Schwierigkeiten noch keineswegs beendet. Man befand sich kaum drei Tage in See, als die Pinta steuerlos wurde. Die einzelnen Theile des Ruders gingen auseinander. Columbus schöpfte den Verdacht, daß ein Theil der Mannschaft, erschreckt über das Ungewisse der Unternehmung, die Beschädigung selber veranlaßt habe, um die Weiterfahrt unmöglich zu machen. Er ließ die einzelnen Theile mit Stricken zusammenschnüren und erreichte so die canarischen Inseln, woselbst er die Pinta durch ein anderes Schiff zu ersetzen suchte, und als solches nicht thunlich war, dieselbe ausbessern ließ. Das nahm einige Wochen in Anspruch, dann brach man wieder auf.

Inzwischen hatte man in Portugal das Auslaufen der Expedition mit großem Unbehagen bemerkt. Nachdem die Entdeckung auf eigene Rechnung fehlgeschlagen, hätte man sehr gern Columbus gewonnen; aber dieser hatte, wie der Leser weiß, Portugal heimlich verlassen. Den Spaniern wollte man auf keinen Fall die Früchte der Energie des Columbus in den Schooß fallen lassen. Auf den Bericht, welchen der Gouverneur der kanarischen Inseln in Lissabon erstattete und worin er mittheilte, daß Columbus vor Anker liege, um die Pinta zu ersetzen oder auszubessern, wurden auf's Schleunigste drei wohlbewaffnete Caravellen von Lissabon abgesandt, welche hinter Ferro, der letzten der kanarischen Inseln, kreuzten, um Columbus aufzufangen und der Expedition auf offener See den

Digitized by Google

Garaus zu machen. Man rechnete darauf, daß die drei Caravellen des Columbus dann als verschollen gelten würden.

Der Capitän eines einlaufenden Fahrzeuges, der die drei Caravellen gesehen und von dem Commandanten über die Expedition des Columbus angerufen worden war, verständigte diesen über die Sache. So gewarnt entging Columbus den ihm auflauernden Fahrzeugen und eine ziemlich starke Brise trug ihn dem unbekannten Westen entgegen, wohin man ihm nicht zu folgen getraute, zumal man wußte, daß der spanische Großadmiral des Oceans weit, sehr weit in unbekannte Regionen hinein zu segeln gedachte.

Jetzt befand man sich auf vollständig unbekannten Wellen. Er kam aber kein Vogel Roch und auch kein schreckliches Meergespenst tauchte auf, wohl aber begann sich der gestirnte Himmel zu ändern; altgewohnte Sternbilder verschwanden, andere zogen herauf und plötzlich bemerkte Columbus zu seinem Schrecken, daß die Magnetnadel nicht mehr nach dem Polarstern deutete, sondern eine geringe Abweichung machte. Heute weiß jeder Seemann, wie es sich damit verhält. Damals war das Abweichen der Magnetnadel noch nicht beobachtet worden.

Nichts destoweniger segelte Columbus weiter, indem er sich immer in der einmal eingeschlagenen Richtung hielt.

Mehrere Wochen hatte bereits die Fahrt gedauert. Die Mannschaft begann ängstlich zu werden. Wie weit sollte das noch gehen? Die Aengstlichkeit steigerte sich, als auch die Offiziere die von Columbus sorgfältig geheimgehaltene Abweichung der Magnetnadel beobachteten. Wenn diese Schwankungen stärker wurden, verlor man jede Richtung und wie wollte man auf der unendlichen Wasserwüste dann den Rückweg finden?

Mehrere Ereignisse kamen Columbus zu Hilfe, um den Muth der Seinigen zu erhöhen. Es kamen drei Vögel, die sich auf dem Admiralsschiffe niederließen, und so müde waren, daß man einen derselben mit der Hand fing. Man schloß daraus, daß das Land nicht allzuweit entfernt sein konnte. Einmal lagerte sich ein feiner Nebel über das Meer und daraus schloß Columbus ebenfalls aus physikalischen Gründen auf Land in der Nähe. Man fing in treibendem Seetang eine lebendige Hummer, ein Thier, das nach gemachten Erfahrungen nie weiter als achtzig, höchstens hundert Seemeilen vom Lande vorkommt. Columbus war überzeugt, daß Inseln in der Nähe seien, doch wollte er sich mit Kreuzen nicht aufhalten.

Immer Vorwärts!

Jetzt erschien das Meer wie eine unendliche Prairie. Die Schiffe fuhren durch ungeheuere Grasflächen und konnten sich nur sehr schwer Bahn brechen. Der Schiffer kennt heute genau diese Flächen, welche auf Seekarten unter dem Namen „Grasmeer" verzeichnet sind, und denen er sorgfältig auszuweichen sucht; aber das Geschwader des Columbus hatte keine Ahnung davon, wie das enden werde. Was Wunder, wenn das Seevolk endlich zusammentrat und die Frage erwog, ob man Columbus nicht zwingen solle, den Bug nach den heimathlichen Gestaden zu wenden. Am 3. August hatte man den Hafen von Palos verlassen; jetzt war man bereits in der zweiten Woche des October und abgesehen von der kurzen Zeit, welche man auf der kanarischen Insel verweilte, um die Pinta auszubessern, war man fortwährend westwärts mit einer Neigung nach Süden gesteuert. Die Furcht wäre noch größer gewesen, der Mißmuth hätte sich bereits früher geäußert, wenn nicht Columbus doppelte Logbücher geführt hätte. Für sich trug er die zurückgelegten Entfernungen richtig ein, für seine Offiziere führte er Buch mit geringeren Zahlen, so daß Offiziere und Mannschaften gar nicht einmal wußten, wie weit sie von der spanischen Küste entfernt waren.

Aber schließlich brach sich denn doch die Sorge Bahn, obwohl man endlich das Grasmeer hinter sich hatte und wieder in offenem Wasser schwamm.

Am Abende des 10. October kam die Verschwörung, welcher sich zuletzt auch die am Rande der Verzweiflung stehenden Brüder Pinzon angeschlossen, zum Ausbruch. Die Pinta und die Nina Pinzon nahmen das Admiralschiff in die Mitte und das gezückte Schwert in der Hand forderte man die sofortige Umkehr nach Spanien. Columbus hielt, ein einzelner Mann, der Emeute Stand. Man behauptet, daß er dahin kapitulirt habe, er wolle umkehren, wenn innerhalb dreier Tage kein Land erschien. Andere Forscher bestreiten das und stellen die Sache in der Weise dar, Columbus habe den Empörern Vorwürfe gemacht, habe ihren Klagen und Protesten Schweigen geboten und ihnen schließlich erklärt, er sei ausgelaufen, um nach Indien zu gehen, und er werde seine Reise fortsetzen, bis er mit Gottes Hilfe dahin käme.

Wir lassen den Hergang dahingestellt. In jedem Falle gelang es ihm die Meuterer zu beschwichtigen und zum Gehorsam zurückzuführen; denn die Schiffe setzten ihre Fahrt im Laufe der Nacht fort.

Digitized by Google

Am 11. October bemerkte man mit Tagesanbruch eine große Anzahl Vögel, sogenannte Daminos, bald sah man einen grünen Buchenstengel an der Santa Maria vorübertreiben. Kurz darauf kam ein Schilfrohr geschwommen, endlich wurden zwei Stöcke aufgefischt, von welchen der eine offenbare Spuren von Bearbeitung durch Menschenhand an sich trug. Am Nachmittag ließ der Admiral die Mannschaften antreten und hielt eine Rede, worin er auf den sichtlichen Schutz Gottes, der über der Expedition schwebe, hinwies. Er forderte sie auf, dem auch ferner zu vertrauen, und verkündigte mit einer Bestimmtheit, die gar keinem Zweifel Raum ließ, in der Nacht würden sie Land entdecken. Er hieß die Mannschaft wach bleiben und im Gebete verharren. Dann setzte er fest, daß sofort ein Kanonenschuß gelöst werden solle, wenn das Land entdeckt sei, und demjenigen, der es zuerst erblicken würde, versprach er außer der von der Königin Isabella gesetzten Prämie ein sammtenes Wamms. Dann nahm die Pinta die Spitze und weit hinter ihr folgten die Santa Maria und die Nina.

Abends gegen zehn Uhr stieg Columbus auf die Campanje und glaubte ein Licht zu entdecken. Er traute jedoch seiner Beobachtung nicht, sondern rief einen Offizier herbei, der dasselbe ebenfalls bemerkte. Plötzlich verschwand das Licht; es kam noch zweimal zum Vorschein, einmal größer, wie eine Flamme, dann kleiner. Beide hielten es für ein an einer Küste brennendes Feuer.

Die Schiffe rückten indeß mit gekürzten Segeln langsam vorwärts. Es wurde Morgens zwei Uhr, da zuckte von der vorausfahrenden Pinta ein Blitz, dem der Donner eines Kanonenschusses folgte. Der Matrose Juan Rodriguez Bermeyo hatte Land entdeckt.

Auf das gegebene Signal warf sich Columbus auf die Kniee, während Thränen über sein Antlitz rannen, und stimmte das Te Deum an, in welches die Besatzungen der Schiffe einstimmten. Nachdem man dieser Dankespflicht gegen Gott genügt, begrüßte und beglückwünschte man sich jubelnd.

Columbus war seiner Verantwortlichkeit eingedenk. Er wußte nicht, an welcher Küste er sich befand; der Culturzustand wie der Volkscharakter waren ihm fremd, er gab sofort Befehl, die Segel zu reffen und die Schiffe zum Gefecht klar zu machen. Als am Morgen des 12. October 1492 die Sonne aufging, lag eine Insel vor ihm, die Insel Guanhana, die er San Salvador nannte. Heute heißt dieselbe Watlingsinsel. Vierzehn Tage später war Cuba ent-

Digitized by Google

deckt, jenes herrliche Land, das der Krone Spaniens heute noch als die Perle der Antillen gilt. Die neue Welt war gefunden, um nun nicht mehr aus dem Gedächtnisse der Menschen zu entschwinden.

Das Erste, was Columbus that, als er an's Land stieg, um dasselbe für die Krone Spaniens in Besitz zu nehmen, war die Aufrichtung des heiligen Kreuzes.

Die weiteren denkwürdigen Ereignisse aus dem Leben des Columbus gehören eigentlich nicht mehr der Geschichte der Entdeckung Amerikas, sondern seiner eigenen Geschichte an. Wir wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß Columbus, bevor er zurückkehrte, ein kleines Fort baute und dasselbe besetzte. So wurde äußerlich die Herrschaft Spaniens aufrecht erhalten. Bei seiner Rückkehr hatte er zwei furchtbare Stürme zu überstehen. Der erste zwang ihn die Azoren anzulaufen, der portugiesische Gouverneur wollte sich seiner Person bemächtigen; der zweite Sturm warf ihn an die Mündung des Tajo in die Gewalt Portugals. Man gab dem König den abscheulichen Rath, Columbus ermorden zu lassen, damit die Entdeckung im Dunkel des Schweigens verhüllt bliebe; dann wollte man nach den Logbüchern des Columbus selbst das entdeckte Land aufsuchen und in Besitz nehmen. Der König wies diesen Rath zurück. Er versah ihn mit allem Nothwendigen, um nach dem Hafen Palos zurückzukehren. Dort wurde er und die Seinen jubelnd empfangen, das Königspaar berief ihn nach Barcelona, wo er im Triumphe einzog und mit geradezu königlichen Ehren empfangen wurde.

Columbus führte noch drei Reisen nach Amerika aus, wobei er Jamaika, und später auch das Festland, die Mündung des Orinoco, entdeckte.

Aber seine Entdeckungen hatten nicht die Folge für ihn, die er sich vorgestellt. Nachdem der Weg gefunden und der Beweis geführt war, daß man trotz der Gelehrsamkeit der Junta von Salamanca die Wölbung der Erde nicht blos hinunter, sondern auch wieder herauf fahren könne, regte sich Neid und Eifersucht. Die Bedingungen schienen jetzt wieder viel zu exorbitant und man suchte nach Gründen, welche gestatteten, der Königin vorzuschlagen sie nicht zu halten. Die Hofintrigue erhob ihr Haupt; angeführt und gestützt durch solche Elemente, deren Gewissenlosigkeit in Mißhandlung und Beraubung der Eingeborenen Columbus wehren wollte. Es kam zu Klagen und Verantwortung vor einer Junta, ja es

Digitized by Google

kam so weit, daß seine Feinde, den ihnen ertheilten Auftrag überschreitend, den Admiral in Ketten legten und so nach Spanien führten. Es war nicht mehr die Rede davon, dem Columbus überhaupt etwas zu halten. Man ignorirte vollständig den Vertrag, durch welchen man das Verhältniß des Staates zu ihm und seiner Familie geregelt hatte, und verhandelte bei neuen Expeditionen mit ihm, als ob diese Verträge gar nicht beständen.

Als Columbus von seiner vierten Reise zurückkam, fand er die Königin Isabella, die stets zu ihm gehalten, dem Tode nahe, und von da ab war überhaupt nichts mehr zu machen. Columbus selber wurde in hohem Grade von der Gicht gepeinigt und sah wohl, daß er am Ende seiner Laufbahn sich befinde. Es handelte sich nur noch darum, nach den abgeschlossenen Verträgen, seinen Sohn Don Diego für die ihm zukommenden Aemter und Würden bestätigen zu lassen. Königin Isabella war todt und König Ferdinand gab auf das Gesuch gar keine Antwort. So ließ sich der kranke Columbus zu Hofe tragen, wurde auch von König Ferdinand höflich empfangen und erhielt die Versicherung, daß er sich unbestreitbare Verdienste um die Krone Spaniens erworben hätte.

Bei dieser Versicherung blieb es, und Columbus in dem tiefsten Innern erregt, nicht nur über die Undankbarkeit des Königs, sondern auch über das Loos der Indianer, denen er Christus hatte bringen wollen, fühlte immer deutlicher das Nachlassen seiner Kräfte; immer klarer sah er, daß sein Körper der Auflösung entgegengehe. Er deponirte sein lange schon abgefaßtes Testament bei einem Notar und bereitete sich als frommer Christ auf den Tod vor. Mit dem Gewande des heiligen Franziskus bekleidet, starb er am 21. Mai 1506 in einer armseligen Herberge zu Valladolid. Seine beiden Söhne, einige Franziskanerpatres und einige seiner früheren Offiziere umstanden sein Sterbelager.

Wohl hatte Columbus reichlichen Grund, über das Loos der Indianer besorgt zu sein. Die Stämme, die er auf den Inseln und namentlich auf Cuba fand, waren durchaus nicht so uncivilisirt, als man sie sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Sie hatten ein ausgebildetes Staatswesen und so weit ihr Bedürfniß in Frage kam, verstanden sie anzufertigen, was sie brauchten. Sie hatten Kunstsinn und Geschmack und was Columbus über die Feste ihrer großen Königin Anacoana berichtet, ist von einer geradezu rührenden Poesie durchweht und erinnert an die Schilderungen der Tausend und eine

Digitized by Google

Nacht. Dabei hatten sie den Glauben an die Einheit und Geistigkeit Gottes bewahrt, wie ja heute noch der Indianer Gott als den großen Geist bezeichnet. Und wenn die Traditionen ihren religiösen Anschauungen vieles menschliche Beiwerk zugefügt hatten, so hatte sich doch dieser innerste Kern der Wahrheit besser erhalten, als bei den Völkern der alten Welt.

Der Samen des Christenthums fiel auch keineswegs auf einen ungünstigen Boden und es waren recht schöne Anfänge gemacht, so lange Columbus bei seiner ersten Reise dort verweilte; die Indianer waren zutraulich und es herrschten die freundschaftlichsten Verhältnisse zwischen den Eingeborenen und der Expedition. Erst als Columbus das Land wieder verlassen hatte, um nach Spanien zurückzukehren, vernichteten rohe Gewaltthaten der Habsucht und Sinnlichkeit die Saat, welche Columbus ausgestreut. Als Columbus zurückkehrte, fand er die Insel in Kriegszustand und es kann ihm hier der Vorwurf nicht erspart werden, daß er gegen die Frevler Milde walten ließ, statt den Eingeborenen eine berechtigte Genugthuung zu gewähren und in ihrer Gegenwart ein halbes Dutzend der Frevler aufknüpfen zu lassen. Milde ist eine erhabene Tugend; aber es thut nie gut, sie auf Kosten der Gerechtigkeit zu üben. Es wäre sehr schön gewesen, wenn die Indianer die an ihnen verübten Greuelthaten verziehen hätten; daß aber Columbus diese Greuelthaten verzieh, war durchaus nicht schön und hatte noch vieles Blutvergießen zur Folge.

Indessen ist es schwer, darüber ein Urtheil zu fällen, weil man nicht weiß, welche zwingenden Gründe auf Columbus wirkten. Denn bei der Art und Weise der später gegen Columbus gespielten Intriguen läßt sich heute nicht mehr beurtheilen, ob und welche Größere hinter den abenteuernden und meuternden Mitgliedern der Expedition standen. —

* * *

Vierhundert Jahre sind seit der Wiederauffindung der vollständig verschollen gewesenen neuen Welt verflossen, und was ist im Laufe dieser vierhundert Jahre aus dem neuen Erdtheil geworden? Wo die Bäume des Urwaldes ihre gesenkten Zweige in's Meer tauchten, erheben sich Städte, deren Bewohner nach Hunderttausenden zählen. Eine andere Race ist an die Stelle der dunkelhäutigen Bewohner getreten, Japhet wohnt in Sems Hütten. Eine andere Cultur, eine andere Staatsverfassung hat die Herrschaft der Häuptlinge und Kaziken verdrängt, das neue Amerika steht da, mächtig

Digitized by Google

wie der aufstrebende Adler, der sein Symbol ist, und bereit, den wirthschaftlichen Kampf mit der alten Welt aufzunehmen. Ob dieser Kampf zum Heile ausschlägt?

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, das ist sicher, daß Spanien mit demselben Maße eingemessen wurde, womit es ausmaß. Ueber alle die Verträge, die mit Columbus abgeschlossen waren, setzte es sich hinaus und alle die Erwartungen, die man an den Besitz so ungeheuerer Länderstrecken knüpfte, Länderstrecken, unter welchen sich ja ohne Zweifel das so viel gepriesene und doch von Niemanden erschaute Goldland, El Dorado, befinden mußte, haben sich auf die Dauer nicht erfüllt.

Wohl dehnte Spanien seine Herrschaft aus. Es wurde allmählig zu dem Reiche, in welchem die Sonne nicht unterging, man fand Goldländer in Mexiko und Peru und man scheute nicht die raffinirtesten Grausamkeiten, um sich in den Besitz der Schätze zu setzen. Schwer beladene Gallonen führten die Edelmetalle der neuen Welt nach Spanien. Und was haben sie dort genutzt? Sie haben den abenteuerlichen Sinn bis zur Raserei entflammt, sie haben ein Auswanderungsfieber entzündet, welches in seinen Consequenzen Spanien entvölkerte. Freilich traf das nicht im Handumdrehen ein; solche große Processe entwickeln sich langsam und stetig. Nach dem Machtzuwachs an Gebiet und finanzieller Kraft erhob sich Spanien, das eben seinen sechshundertjährigen Kampf gegen die Mauren beendet hatte, sehr rasch zur ersten Weltmacht; und als gar Spaniens König Deutschlands Kaiserkrone trug, schien die Präponderanz Spaniens für immer gesetzt zu sein.

Und doch lag gerade in jenen überseeischen Gebieten das Uebel, dem diese Größe erlag. Die Entdeckung Amerikas hat Spanien außerordentlich groß gemacht, sie führte es auch wieder auf die Dimensionen zurück, welche dem europäischen Länderbesitz entsprechen. Und dieser Länderbesitz hat sich durch die Entdeckung Amerikas wahrhaftig an Werth nicht gehoben. Spanien war ein Garten und ist heute auf große Strecken hinaus eine Wüste. Es ernährt nicht einmal mehr seine Bewohner, denn die Einfuhr überwiegt um rund hundert Millionen die Ausfuhr.

Die Auffindung der reichen Schätze hat in furchtbarem Maße die Gier nach Reichthum erweckt. Als die Durchkreuzung des Oceans ihre Schrecken verloren hatte, strömte die Bevölkerung massenweise hinüber, um dort rasch und mühelos reich zu werden. Aber Arbeit ist die Quelle des Wohlstandes, nicht Gold und Silber;

Digitized by Google

im Heimathlande fehlten die Hände der Arbeit und jenseits des Oceans zwang man die dem nicht gewachsenen Eingeborenen zu hartem Sklavendienste, so zwar, daß der edle Las Casas, der die Ausbeutung nicht länger mehr ansehen konnte, rieth, eine kräftigere Race einzuführen. Man hat ihm dafür den Schandfleck angehängt, er sei der Begründer der afrikanischen Sklaverei. Wahrlich so, wie dies Institut sich auswuchs, hat es Las Casas ebenso wenig gewollt, als Columbus bei seinem Plane der Entdeckung Amerikas den Indianern das Loos zudachte, das sie später unter der Faust herzloser Abenteurer und Eroberer traf!

Und das war durchaus nicht nothwendig. Wir haben bereits angeführt, daß die Indianerstämme von Columbus keineswegs in einem Zustand vollständiger Wildheit angetroffen wurden, daß sie vielmehr eine allerdings eigenartige, aber den glücklichen klimatischen Verhältnissen vollständig entsprechende Cultur hatten. Allerdings war auch die Menschenfresserei nicht unbekannt. Es gab Inseln, deren Bewohner zu diesem Behufe förmlich auf Menschenraub ausgingen, die Gefangene machten, um sich von ihnen zu nähren. Aber dieses Uebel war nicht allgemein verbreitet, nur einzelne Stämme huldigten demselben und diese Stämme standen in fortwährendem Kriegszustande mit den Bewohnern benachbarter Inseln, welche diese abscheuliche Sitte nicht kannten. Einen analogen Zustand finden wir in den vorigen Jahrhunderten am Mittelländischen Meere; wie die Barbareskenstaaten Menschen raubten, um ihre Kräfte auszunutzen oder ein Lösegeld zu erlangen, so raubten diese Caraiben Menschen, um sie zu verspeisen, und wie man z. B. längs der italienischen Küsten Thürme gebaut hat, deren Trümmer theilweise heute noch vorhanden sind, um sich nähernde Barbareskenschiffe zu signalisiren und den Umwohnern zum sicheren Zufluchtsorte zu dienen, so hatte man auch auf den großen westindischen Inseln Auslugе, welche das Meer beobachteten und die Bevölkerung warnten, wenn eine Caraibenflotte in Sicht kam. Dann sammelte sich die Mannschaft, und Frauen und Kinder flohen in's Innere. Diese Zustände traf Columbus an. Er besuchte selbst solche caraibische Inseln und war bestrebt während seiner Anwesenheit dieser entsetzlichen Sitte zu steuern.

Was die Krone Spaniens zu ihrem und der Amerikaner Heil hätte sein können, das wird eine spätere vorurtheilsfreiere Geschichtschreibung an den Niederlassungen der Jesuiten in Paraguay zu erkennen vermögen. Die wildesten Indianerstämme wurden nicht

Digitized by Google

nur bekehrt, sondern zu civilisirten Menschen gemacht, ohne daß es dazu der Gewaltmaßregeln bedurft hätte. Der Indianer, der von Jagd, Viehzucht und Raub lebte, war zum Ackerbauer geworden, der dem Fleiß seiner Hände die Befriedigung seiner Bedürfnisse verdankte. Die Jesuiten schufen ein Land, in dem es keine Nothleidenden gab. Nicht einen einzigen Bettler! In einer Zeit, wo das Gespenst der socialen Frage so drohend sein blutiges Haupt erhebt, sollte man das bedenken. Hunderttausende von Indianern lebten in geordneten Zuständen und keiner unter diesen Hunderttausenden war, der Noth litt! Und als man die Reductionen mit Gewalt unterdrückte, fand sich unter den erwachsenen Indianern nicht einer, der nicht lesen und schreiben konnte. Als die Indianer hörten, daß man die Reductionen aufheben und die Jesuiten entfernen wollte, griffen sie trotz des dringenden Abrathens der Jesuiten zu den Waffen und vertheidigten auf's Aeußerste die ihnen theuer gewordenen Einrichtungen, bis sie der Uebermacht unterlagen.

Wäre man der Absicht des Columbus, der dem Lande Christus bringen wollte, treu geblieben, statt es zu plündern; wäre man dem im siebzehnten Jahrhundert gegebenen Beispiele der Jesuiten gefolgt, statt sich ihrer vermeintlich aufgehäuften Reichthümer bemächtigen zu wollen, wie anders würde es heute in diesen Gegenden aussehen, die bestimmt zu sein scheinen, nachdem sie sich von Spanien und Portugal emancipirt, aus den Händen eines Abenteuerers in die Hände eines andern überzugehen!

Aber etwas ist doch geblieben. Columbus erwies sich in der That als Christusträger. Der Same des Christenthums ist über diese weiten Strecken ausgestreut, und wenn sein Aufgehen auch durch die überall nistenden geheimen Gesellschaften gehemmt ist, so waren doch die Keime vorhanden, aus welchen sich eine höhere und bessere Cultur entfalten konnte, und bei aller Unstetigkeit der politischen Verhältnisse, entfaltet hat, als diejenige war, die man dereinst dort antraf.

Und noch Eines zeichnet die spanische Colonisation vor der Colonisation der Engländer im nördlichen Amerika aus: die Ureinwohner sind erhalten, während sie im Norden immer weiter zurückgedrängt wurden und dem Aussterben in absehbarer Zeit verfallen sind.

Dagegen hat sich im Norden ein mächtiges Staatswesen gegründet, ein Staatswesen, das, mit allen Errungenschaften der modernen Cultur ausgerüstet, auf der Grundlage der möglichst individuellen Freiheit errichtet, gleichwohl eine Ordnung und Stetig-

Digitized by Google

keit besitzt, deren sich die südamerikanischen Staaten nicht erfreuen. Und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in diesem ungeheueren Reiche, welches noch nicht um ein Zehntel kleiner ist, als ganz Europa, bedarf es eines Heeres von 28,000 Mann.

Was wird unter solchen Umständen die Zukunft bringen?

Heute bereits erscheint Amerika auf dem Weltmarkte als ein gefürchteter Concurrent. Seine Flagge weht auf allen Meeren, die Zahl seiner Handelsschiffe beträgt 21,000, mit einem Tonnengehalt von nächst vier Millionen, darunter 5965 Dampfschiffe mit einem Tonnengehalt von 1,085,000. Bei diesen Zahlen sind Kanalboote und Barken nicht inbegriffen. Die englische Handelsflotte überwiegt die nordamerikanische um nicht mehr als 600 Schiffe; die französische kommt ihr lange nicht gleich, weder an Zahl und noch weniger an Größe der Schiffe. Sie hat nicht ganz eine Million Tonnengehalt; das gesammte deutsche Reich zählt 3504 Seeschiffe mit einem Tonnengehalt von 1,300,000.

Und glauben wir ja nicht, daß unser Seehandel gering ist; die Binnenländer merken ja wenig davon, aber was in Hamburg und Bremen ein- und ausgeladen wird, erfüllt den Beschauer mit ungeheueren Begriffen über den deutschen Seehandel; und was sind diese dreitausendfünfhundert deutsche Schiffe im Vergleiche zu den 21,000, von deren Gaffel das Streifen- und Sternenbanner weht.

Wenn man diese Zahlen bedenkt und dazu die erdrückenden Lasten erwägt, welche die Haltung der europäischen Heere diesem Welttheile aufbürdet, wenn man weiter die Summe von Menschenkraft und Intelligenz in Betracht zieht, welche durch die Fahne in ganz Europa der volkswirthschaftlichen Produktion entzogen wird, lediglich aus dem Grunde, weil die einzelnen Staaten gegenseitig auf der Hut sein müssen, so darf uns vor der Zukunft allerdings bange werden. Nicht insofern bange, als ob die Vereinigten Staaten uns einmal in blutigem Kriegswerke überwinden würden; dazu ist ihre ganze Organisation nicht geeignet. Das wird ebenso wenig geschehen, wie wir im Stande sind, die amerikanischen Staaten zu erobern. Aber wir werden uns in einem volkswirthschaftlichen Kriege mit Amerika befinden, ein Krieg, der bereits ausgebrochen ist und der vor allem sich dahin richten wird, die deutsche Einfuhr von amerikanischem Boden zu verdrängen. Heute sind die Vereinigten Staaaten so weit, daß ihre Einfuhr 3300 Millionen und ihre Ausfuhr 3500 Millionen beträgt. Sie haben also nicht nur eine

Digitized by Google

Vermögenszunahme von dem, was im Lande geschaffen wird und drin-bleibt, sondern sie beziehen bereits 200 Millionen vom Auslande.

In Deutschland ist das Verhältniß umgekehrt. Unsere Einfuhr überwiegt die Ausfuhr, und wenn sich auch in den letzten Jahren unser Handel gehoben hat, so werden wir dennoch von Jahr zu Jahr um eine beträchtliche Summe ärmer, wofür eben die im Innern geschaffenen und bleibenden Werthe aufzukommen haben.

Diese Betrachtung ist nicht angenehm, aber es wäre thöricht, sich dagegen die Augen zu verschließen, daß die Vereinigten Staaten von Amerika dem auffliegenden Adler gleichen, den sie sich als das Bild ihres Staatenbundes gewählt haben.

Mit dem raschen Aufblühen der nordamerikanischen Freistaaten haben sich auch die Schattenseiten entwickelt, welche mit einem solchen plötzlichen Emporschwellen verbunden sind. Wir können uns zwar nicht erinnern, daß in den Vereinigten Staaten ein Proceß wegen Landesverrath, wegen Spionage und Verkauf militärischer Geheimnisse an das Ausland verhandelt worden ist. Dem Auslande gegenüber glauben wir kaum, daß ein Bürger der Vereinigten Staaten die Pflichten gegen sein Vaterland hintansetzen würde. Im Uebrigen ist auch Niemand zu finden, der mit Amerika Krieg führen wollte und welcher daher an allen Arten von Landesverrath ein Interesse hätte. Wenn nun ein gütiges Geschick Amerika von dieser Calamität bewahrt hat, so besitzt es dafür in hohem Grad eine andere Calamität, welche zwar nicht Landesverrath ist, aber mit dem Aermel daran streift, das ist die Art und Weise, wie man zur Mitgliedschaft der höchsten gesetzgebenden Körperschaft gelangt und wie man diese Mitgliedschaft ausbeutet. Die öffentlichen Wahlen verschlingen ungeheuere Geldsummen und diejenigen, welche diese Geldsummen geopfert haben, betrachten das nicht anders als wie jede andere Geschäftsanlage, aus welcher sie Nutzen zu ziehen hoffen. Das thut nicht nur der Candidat, sondern auch Diejenigen, die für seine Wahl Geld geschossen haben. Lieferungen für den Staat, Pensionen, eine Jagd auf Stellen, wozu sich noch das Bestreben gesellt, neue Stellen zu schaffen, sind die Folgen davon. Aber das gilt nicht nur von dem Congreß, sondern das geht herunter bis in alle übrigen Stellen, gleichviel, ob sie wählbar sind oder nicht. Die wählbaren Beamten wechseln mit der Tagesströmung, die decretmäßig angestellten Beamten mit der herrschenden Partei, und bei jeder Präsidentenwahl kann eine andere Partei an's Ruder kommen.

Digitized by Google

So fühlen sich die Beamten nicht sicher in ihren Stellen und eine eigentliche Beamtencarrière ist auf sehr enge Zweige beschränkt. Die Folge davon ist, daß nicht blos die Mitglieder des Congresses, sondern die größere Zahl der Beamten ihre vielleicht nur kurze Amtszeit vielfach zu persönlicher Bereicherung benutzen.

Allerdings hat dies Verfahren auch eine gute Seite. Eine bureaukratische Bevormundung des Volkes ist in einem solchen Beamtenstande nicht möglich und von den decretmäßig angestellten Beamten hütet sich jeder, der Diener des jeweils herrschenden Systems zu sein, weil er dann gewiß wäre, bei einem etwaigen Wechsel des Systems entlassen zu werden.

Was die so vielfach beklagte thatsächlich vorhandene Corruption anlangt, so sind deren sittliche Gebrechen unleugbar; aber der Staat ist in der Lage die finanziellen Schäden leicht ertragen zu können. Die Staatsausgaben betragen im Ganzen 1503 Millionen, während sie bei uns 1260 Millionen betragen. Dabei ist das Budget der einzelnen amerikanischen Staaten um Vieles geringer als bei uns. Bei solchen Summen und bei solch ungeheuerem Bodenreichthum leidet der Staat wenigstens finanziell nicht Noth. Das kennzeichnet schon die Thatsache, daß die Amerikaner trotz der Corruption Schulden bezahlen, während Europa bei seinem im Allgemeinen finanziell integren Beamtenstande fortwährend Schulden macht.

Es leidet Amerika weiter an einem geradezu in's Ungeheure getriebenen Capitalismus. Die Sucht reich zu werden, beherrscht fast die gesammte Bevölkerung. Nicht sowohl durch natürlichen Zuwachs, als vielmehr durch die hoch gesteigerte Einwanderung ist die Bevölkerungszahl der Vereinigten Staaten in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf 62 Millionen gestiegen. In den sechzig Jahren von 1821 bis 1880 sind nicht weniger als fünfzehn Millionen, also 25 Procent der gesammten Bevölkerung eingewandert. Alle diese Leute gehen über das Meer, um ihre Verhältnisse zu verbessern; sie wollen alle reich werden; das muß eine Jagd nach dem Reichthum geben, von welcher der Bewohner des alten Europa sich kaum eine Vorstellung machen kann; und dies Streben nach Reichthum hat zur natürlichen Folge die sofortige Zuhilfenahme des errungenen Capitals zur rücksichtslosen Ausbeutung aller Mitstreber; die hoch entwickelte individuelle Freiheit duldet zu gleicher Zeit keine gesetzliche Schranke, dem zu steuern. Mehr als irgendwo stehen in den großen amerikanischen Städten das ausbeutende Capital und der ausgebeutete

Digitized by Google

Arbeiterstand herzlos und unvermittelt einander gegenüber. Auf den ungeheueren Flächen des flachen Landes ist es in dieser Beziehung um vieles besser. Hier, namentlich an den Grenzen der Civilisation, wo der Mensch auf den Menschen angewiesen ist, bildet der Farmer mit Knechten und Mägden noch eine einzige Familie, die das Haupt des Hauses, von den Landesgesetzen kaum berührt, in patriarchalischer Weise leitet.

Als eine sittliche Macht steht mitten in diesem brausenden Getriebe die Religion. Wie das ganze Staatensystem auf der Grundlage der individuellen Freiheit errichtet ist, so ist auch in erster Linie alle Vorsorge dahin getroffen, daß jede Ueberzeugung, also auch die religiöse sich vollständig frei entwickeln darf. Die Verfassung der Vereinigten Staaten verbietet es, jeden Gesetzvorschlag, welcher sich gegen die Freiheit der Presse richtet, auch nur zu debattiren. Er ist der Beschlußfassung vollständig entrückt und der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses und des Senates, welcher ihn auf die Tagesordnung setzen wollte, würde sich schon dadurch einer Verfassungsverletzung schuldig machen. Ueber die Preßfreiheit darf gar nicht gesprochen werden.

Dasselbe ist der Fall mit der Religion. Es gibt nur eine Bestimmung, welche die Religion zum Gegenstande hat, und diese Bestimmung steht in einer der Verfassungsbeilagen und lautet analog der Presse, daß kein Gesetz berathen werden dürfe, welches eine Beschränkung der freien Ausübung der Religion enthält.

Aus diesem Grunde macht die Bekämpfung des Mormonismus in den Vereinigten Staaten so viele Mühe. Während bei uns eine Religion, welche die Vielweiberei lehrt, einfach verboten werden würde, vermochte Amerika nichts anderes zu thun, als einen Proceß wegen Bigamie einzuleiten, sobald sich diese Lehre der Vielweiberei in die Praxis übersetzt hatte. Aber wo die Mormoninnen selber damit einverstanden waren, gab's keine Klage, und die Richter, welche darüber zu urtheilen hatten, waren vom Volke gewählte Mormonen.

Aus diesem Grunde erheben die Sekten hier ungestörter als irgendwo ihr Haupt und die sehr genau bearbeiteten Hübner'schen Tabellen geben die Zahl derselben auf nahe an hundert an. Wir begegnen darunter Namen, die wir kaum je gelesen (Freunde 107,000, Adventisten 98,000, Dunkards 60,000, Universalisten 38,000 u. s. w.)

Diesem Grunde ist es zuzuschreiben, daß der Atheismus sein gottloses Haupt hier freier erhebt und seine Consequenzen zieht, als in irgend einem andern Theile der Welt.

Diesem Grunde ist es aber auch zuzuschreiben, daß hier die katholische Kirche sich einer größeren Freiheit und Selbstständigkeit erfreut, als zu irgend einer Zeit und unter irgend einem Volke, selbst katholische und katholisch regierte Völker nicht ausgenommen. Die Geschichte der katholischen Kirche weist einen beständigen Wechsel der Verfolgungen und der Triumphe auf. Sie wurde nur herrschend, um alsbald andere Gewalten sich erheben zu sehen, welche sie auf materiellem Gebiete bekämpften und in den Zustand einer mehr oder minder gewaltsamen Verfolgung versetzten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bieten das wunderbare nie erlebte Schauspiel einer katholischen Kirche, welche weder herrscht, noch verfolgt wird. Ihr Kampf ist ein rein geistiger, ihre Waffen sind die Waffen des Geistes; der Staat gewährt ihr keine Stütze und hindert sie in keiner Weise im Gebrauche der geistigen Mittel, die ihr eigen sind, um die Menschheit von der Wahrheit ihrer Lehre, von der Reinheit ihrer Moral zu überzeugen und dieselben als Glieder ihres großen mystischen Körpers sich anzueignen.

Es war nicht immer so. Zur Zeit der englischen Herrschaft galten die strengen englischen Gesetze gegen den Katholicismus auch in den Colonieen und der Erste, welcher das Banner der religiösen Freiheit in Amerika aufpflanzte, war Lord Baltimore, ein englischer Katholik, der vor der Strenge der englischen Gesetze seine Heimath verließ und außerhalb der englischen Grenzpfähle in einem Lande sich niederließ, welches er als Zeugniß seiner katholischen Gesinnung der heiligen Muttergottes weihte. Heute noch trägt es ihr zu Ehren den Namen Maryland und auf diesem Boden galt zuerst die Freiheit der religiösen Ueberzeugung.

Inzwischen dauerten die religiösen Verfolgungen in England fort und verpflanzten sich auch naturgemäß in die Colonieen. Nicht blos die katholische Kirche war der Gegenstand dieser Verfolgung, die Sekten verfolgten sich unter einander und die aus den englisch amerikanischen Colonieen flüchtigen Mitglieder einer verfolgten Sekte fanden persönlichen Schutz und freie Ausübung ihrer Religion in dem der Jungfrau Maria geweihten Lande. Das dauerte so lange, bis die verschiedenen Sekten die Majorität hatten; dann wurden sie in dem Punkte einig, daß sie ein Gesetz beschlossen, welches die Ausübung der katholischen Gottesverehrung untersagte. Wir werden lange zu suchen haben, um noch ein Beispiel in der Geschichte zu finden, welches so drastisch das Wesen des Katholicismus und das

Digitized by Google

Wesen der Sekten enthüllt. Die Wahrheit hat die Lüge nicht zu fürchten; aber die Lüge die Wahrheit!

Die Verfassung der Vereinigten Staaten hat diesem Zustande ein Ende gemacht und der katholischen Kirche ihre volle Freiheit auf dem ganzen Gebiete zurückgegeben.

Sehen wir nun in kurzen Zügen, wie die katholische Kirche diese Freiheit benutzt hat.

Im Jahre 1882 bestanden in den Vereinigten Staaten 12 (gegenwärtig 13) Kirchenprovinzen mit je einem Erzbischof an der Spitze, der Zahl der Kirchenprovinzen entsprechend 12 (13) Erzdiöcesen, 47 (dermalen 67) Diöcesen, 8 (5) apostolische Vicariate und eine apostolische Präfectur im Indianergebiete. Eine der größten Kirchenprovinzen, Cincinnati, zählte 897,000 (dermalen 939,000) Katholiken, 1010 (jetzt 1145) Priester, 1244 Kirchen und Kapellen, 91 höhere Schulen und 56 Wohlthätigkeitsanstalten. Eine Volksschule ist für jede katholische Pfarrei vorgesehen. Das Alles hat die Kirche in 115 (bzw. 125) Jahren zu Stande gebracht, ohne einen Pfennig Staatshilfe, ohne Unterstützung einer weltlichen Macht. Das ist zwar eine der größten Kirchenprovinzen, aber doch nur eine von den zwölfen. Nehmen wir nun die kleinste Kirchenprovinz. Es ist die Kirchenprovinz Santafé, 1882 mit 194,000 und 1892 mit 214,000 Katholiken. Dieselbe umfaßt außer der Erzdiöcese nur eine Diöcese und ein apostolisches Vicariat. Sie datirt erst aus dem Jahre 1875; sie zählte im Jahre 1882 99 (dermalen 139) Priester, 288 Kirchen und Kapellen, 16 höhere und 7 Wohlthätigkeitsanstalten. Nach Hübners Tabelle beläuft sich die Zahl der Katholiken auf etwas über acht Millionen.

Wir haben dieser Statistik nichts Weiteres zuzufügen. Hat ja doch der Stifter unserer heiligen Religion als Charakteristisches Merkmal seiner Kirche selber nichts zu sagen gewußt als: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Hier haben wir die Früchte; hier, wo nichts dieselben uns streitig machen kann, hier, wo die Kirche auch nicht die Idee eines besonderen Schutzes, einer Unterstützung aus öffentlichen Mitteln sich erfreute, wo sie alles aus sich selber geschaffen und mit berechtigtem Stolz auf die Werke weisen kann, welche in der Welt aus Privatiniative nicht ihres Gleichen haben. Auf den Gebieten der Vereinigten Staaten arbeiteten im Jahr 1882 6294 (gegenwärtig 7526) Priester; die Katholiken hatten 6883 Kirchen gebaut, 626 höhere Schulen und 392 Wohl-

Digitized by Google

thätigkeitsanstalten gegründet und das Alles sind die Werke vom Jahr 1775 bis zum Jahre 1882 bezw. 1892.

In dem Augenblick, da wir dies schreiben, erhebt sich auch in dem freien Amerika eine Gefahr gegen die Kirche. Es ist zwar dort nicht möglich, ihrem Wirken eine positive Schranke zu ziehen. Vor einer Culturkampfgesetzgebung, wie sie fast durch ganz Europa gegangen ist, schützt sie die Verfassung, welche, wie gesagt, jede Berathung über eine Einschränkung der religiösen Freiheit verbietet, und nichts liegt dem praktischen Amerikaner ferner, als an der Grundlage zu rütteln, auf welcher sich seit hundert Jahren seine Macht und Größe aufgebaut. Wenn auch die tonangebenden Elemente durchgängig mißgünstig auf die Erfolge der katholischen Kirche herabsehen, ihre Freiheit bleibt unangetastet, denn man beherzigt in der neuen Welt besser als in der alten den Schiller'schen Satz:

Und eine Freiheit macht uns alle frei.

Man theilt nicht die Freiheit, indem man sie der herrschenden Strömung gewährt und der beherrschten Strömung versagt. Die Strömungen wechseln und die Ruthe, die man dem Gegner zugedacht, hat man alsdann für das eigene Fleisch gebunden.

Aber auf dem Schulgebiete scheint ein Kampf zu entbrennen und ist bereits theilweise entbrannt. Es erheben sich Staatsschulen, welche religionslos sein müssen, da dem Staate im Punkte der Religion jede Einwirkung verboten ist. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß religionslose Schulen — religionsfeindliche Schulen sind, und diejenigen, welche die Staatsschulen betreiben, wissen das sehr genau und wollen auf diesem Wege der katholischen Kirche den natürlichen Zuwachs abschneiden. Einstweilen stellt man den Staatsschulen katholische Schulen gegenüber und so lange die Unterrichtsfreiheit nicht angetastet wird, hat die katholische Kirche diesen Kampf nicht zu fürchten. Die Unterrichtsfreiheit ist aber nicht in der Weise garantirt, wie die religiöse Freiheit; aber ein Schulmonopol des Staates widerspricht so sehr dem ganzen amerikanischen Denken und Fühlen, daß, wollte man solches einzuführen versuchen, die Katholiken nicht allein ständen, um die Unterrichtsfreiheit zu vertheidigen.

Das könnte eine Gefahr werden; aber die Kirche, die sich aus so kleinen Anfängen zu einer solchen Höhe emporgeschwungen hat, wird dieser Gefahr die Stirne bieten und wird sie überwinden. Sehen wir ja doch selbst im deutschen Reiche, wie man Angesichts der Früchte, welche die herrschende Strömung auf dem Gebiete der

Digitized by Google

Schule hervorgebracht, den Einfluß der Kirche wieder aufrichtet. Diesen Weg eines staatlichen Patrociniums werden die Amerikaner allerdings nicht wandeln. Er widerspricht ihrer ganzen Individualität. Dagegen werden sie allen kirchlichen Genossenschaften ernstlich das Recht nicht antasten lassen, Schulen zu gründen, so viel ihnen gut dünkt; denn auch die Schulfreiheit ist ein Theil und zwar ein recht wesentlicher Theil jener einen Freiheit, die sie alle frei macht.

Wie mögen nun die Verhältnisse sich entwickelt haben, wenn nochmals ein Jahrhundert verflossen, wenn ein halbes Jahrtausend seit der Entdeckung Amerika's dahingerollt ist?

Wenn wir uns denken, daß sich die Dinge in der Richtung weiter entwickeln, wie sie sich seither entwickelt haben, wenn wir uns dazu denken die ungeheueren Fortschritte der Technik, auf deren Gebiet jede Errungenschaft nur die Stufe zu einer weiteren Errungenschaft ist, wenn wir bedenken, welch' ungeahnte Kraft von Milliarden Pferden dem Menschen dadurch zuwächst, daß es ihm gelungen ist, die Electricität sich dienstbar zu machen, wenn wir bedenken, daß wir noch lange nicht zu Ende sind mit der Ausforschung der Natur und ihrer Kräfte, und wenn wir endlich bedenken, daß sich das alles frei und ungehemmt jenseits des Oceans entwickeln kann, dann möchte es uns schwindeln vor dem, was die Zukunft birgt. Gebe Gott, daß dieser gewaltige Aufschwung nicht zu einer Verrückung des Schwerpunktes der menschlichen Entwickelung aus der alten in die neue Welt führe; aber wenn dem so wäre, die Völker Europas müßten sich selber anklagen, dies Verderben herbeigeführt zu haben; denn in ihrer Mitte sprudelt die Quelle, durch deren Wasser alternde Generationen sich zu verjüngen vermögen. In ihr liegt der Mittelpunkt der Kirche Christi.

Lassen wir diesen Born nur frei überfluthen und wir werden das aufstrebende Amerika als unsere jüngere Schwester hochhalten können, ohne ihre Kraft fürchten zu müssen!

Digitized by Google

Erinnerungen

an

Johannes Janssen.

Von einem alten Schüler.

Johannes Janssen, der Geschichtschreiber des deutschen Volkes, wurde am 10. April 1829 in dem altgeschichtlichen, sagenberühmten Xanten am Niederrhein geboren. Der Vater Gerhard war ein braver, thätiger Bürger von altem Schrot und Korn und erwarb sich durch ein mäßiges Ladengeschäft auf der Marsstraße ein anständiges Vermögen. Die Mutter Johanna Gertrude, oder kurzweg Hanneke, geborene Remmen, war allgemein in dem Städtchen geschätzt als Muster einer christlichen Hausfrau. Sie starb zu früh für den Sohn; aber die heilsamen Eindrücke, die der Knabe von ihr empfangen hatte, blieben unverlöschlich für dessen ganzes Leben.

Von ihr hatte er vor allem jene kindliche Frömmigkeit ererbt, die schon auf der Schulbank ihn auszeichnete und auch auf der Höhe seines Gelehrtenruhmes ihn nicht verließ. Im Sommer und im Winter besuchte der Knabe alltäglich die Frühmesse. Voll Rührung schilderte uns vor einigen Jahren ein Jugendfreund von ihm, wie er ihn bei bestimmten Gelegenheiten, zumal in der heiligen Charwoche, zum St. Victorsdome begleiten und bald vor diesem, bald vor jenem Bilde mit ihm die Gebete verrichten mußte, die er dort mit seiner seligen Mutter regelmäßig verrichtet hatte.

Von der Mutter hatte Janssen auch die große Liebe zur Mutter Gottes ererbt, die zeitlebens für ihn bezeichnend blieb. Fast alljährlich machte er eine Wallfahrt zu der Gnadenmutter von Kevelaer, und da er längst in Ehren und Würden war, stand er nicht an, auf dem Wege dorthin seinen Rosenkranz laut zu beten. Er schätzte eben, wie er vor seinen „Kritikern“ so schön bekannt hat, mit Cardinal Wiseman die Rosenkranzandacht als „die erhabenste und vollkommenste Art und Weise der Betrachtung über das Leben des Heilandes“.

Digitized by Google

Es gehörte ihm „zu den erfreulichen Zeichen wachsenden religiösen Lebens, frommen demüthigen Sinnes, daß bei uns eine immer größere Zahl der Gebildeten sich nicht scheut, auch ihrerseits den Rosenkranz zur Hand zu nehmen und ganz dieselbe Andacht zu verrichten, wie die Armen und Unwissenden, die Bedrängten und Demüthigen, die pauperes Christi“ (Armen Christi).[1]) Als er, bereits Professor, einen geistlichen Jugendfreund in einer Fabrikstadt zu einem Exercitienvortrage für die Weber begleitet und nach Schluß desselben bemerkt hatte, wie einige Arbeiter noch am Missionskreuze beteten, war er in der Kirche zurückgeblieben, hatte seinen Rosenkranz hervorgezogen, mit ausgebreiteten Armen vorgebetet und daran die frommen Gebete seiner Jugend geschlossen. Die letzteren schloß er in der Regel auch an das heilige Meßopfer an.

Ein weiteres Erbstück von der seligen Mutter her war seine niemals versiegende Wohlthätigkeit. Der Mutter Wohlthun rettete ihn, nachdem die treffliche Frau vier Jahre im Grabe ruhte, einmal aus schwerer Gefahr. Als er damals in der Dämmerung von einem Besuche auf dem Lande heimkehrte, traten ihm auf einsamem Wege plötzlich zwei Wegelagerer entgegen und verlangten seine Uhr und sein Geld. Schon wollten sie Hand an ihn legen — da erkannte ihn der eine. „Nein!“ rief er, „das ist der Sohn von Hanneke Janssen, die uns so oft zu essen gegeben hat, dem dürfen wir nichts thun!“

Bereits in jungen Jahren hat Janssen's eigentlicher Beruf sich entschieden. Man kann wohl sagen, daß dies bei der Mutter Gottes von Kevelaer war, wohin er zum ersten Mal im Jahre 1837 in Begleitung seiner Mutter und seiner Tante wallfahrtete. Damals kaufte die Mutter ihm in Kevelaer einen kleinen zinnernen Kelch und andere Gegenstände zum „Messelesen“, seiner Lieblingsunterhaltung. Von der Tante aber erhielt er einen Band von Annegarn's Weltgeschichte, der von einem Altwerkäufer feilgeboten wurde, zum Geschenk. Der Band umfaßte den letzten Theil des Mittelalters. Mit wahrer Leidenschaft las der achtjährige Knabe das Buch und las es wieder und wieder, bis er dasselbe fast auswendig wußte. Darauf begann er in einem Zimmer des Hinterhauses vor einer Anzahl Mitschüler, von denen noch mehrere leben, „geschichtliche Vorträge“ zu halten und dann seine aufmerksamen Zuhörer abzufragen. Die nöthige Einrichtung, „Katheder“ und Schulbänke, hatte ein gutmüthiger Zim-

[1]) „An meine Kritiker“ S. 59.

Digitized by Google

mermann hergerichtet. Der kleine Professor führte über den Besuch der „Vorträge“ und die Leistungen der Schüler und Schülerinnen genaue Liste: die ihre Sache gut machten, bekamen von seiner Mutter Aepfel, Birnen und Nüsse. Als wir einmal bei ihm eine solche Liste aus jener Zeit sahen, bemerkte er lachend: „Als Professor der Geschichte in Frankfurt habe ich niemals so viele Zuhörer gehabt, wie ich als Knabe von neun oder zehn Jahren in Xanten hatte.“ Das Andenken Joseph Annegarn's aber (gest. 7. Juli 1843), der zuerst ihm Vorliebe für Geschichte eingeflößt, hat er allezeit in hohen Ehren gehalten.

Seinem Wissensdurste genügte indessen nicht lange der Band Annegarn, sondern er las, was immer ihm zugänglich wurde. So kam ihm auch einmal ein bei Bagel in Wesel erschienener Kalender über Kaspar Hauser in die Hände, der tiefen Eindruck auf ihn machte. Ein belesener Schuhmacher, mit welchem er hierüber sprach, erzählte ihm noch mehr von dem räthselhaften Findling und bemerkte geheimnißvoll, man munkele von einem „Förstenverbreken“. Ohne sich einen ganz klaren Begriff von dem Fürstenverbrechen machen zu können, behandelte der jugendliche Geschichtslehrer dasselbe nun auch in der Schule. Seine Zuhörer erzählten es dann wieder zu Hause und es drang schließlich auch zu Ohren des Bürgermeisters. Um nicht unzeitiges Aufsehen zu erregen, sandte dieser daraufhin des Abends den Polizeidiener zu Frau Hanneke ins Haus und ließ ihr melden, daß ihr Johannes von Fürstenverbrechen gesprochen habe: von Fürstenverbrechen dürfe man nicht reden; der Junge solle sich in Acht nehmen, sonst werde sie mit ihm noch „wat erleven“. Man möge sich die Angst der einfachen Frau vorstellen, als diese obrigkeitliche Verwarnung ihr zukam. Dem unbedachten Freimund wurde von den Eltern in's Gewissen geredet; auch Vicarius und Pfarrer nahmen ihn vor. Der erstere schnitt jeden Widerspruch ab mit der klassischen, strengen Bemerkung: „Jüngske, met dem Mont on met de Pen dörf man im Lewen nit allto frech sien, besonders wenn et sich om groote Heeren handelt, de wollen on können et net dölden.“ [1])

[1]) „Jüngelchen, mit dem Mund und mit der Feder darf man im Leben nicht allzu frech sein, besonders wenn es sich um große Herren handelt, die wollen und können das nicht vertragen.“ — Diesen launigen Vorfall hat, unseres Wissens zum ersten Male, Herr Domkapitular Dr. Höhler, augenscheinlich nach der Erzählung des Verewigten, im „Deutschen Hausschatz“ 1885/86 S. 344 mitgetheilt.

Digitized by Google

Etwa zehn Jahre alt, beförderte Johannes gemeinsam mit einem Handwerker, namens Leikens, der als „Brudermeister“ in der Frühmesse vorbetete, eine kleine Sammlung von Frühmeßliedern zum Drucke. Vor der deutschen Orthographie mag dieselbe freilich die Probe nicht bestehen; aber sie ist schön durch die Auswahl der Lieder und bemerkenswerth als erstes Janssen'sches Druckwerk.

Als Johannes im dreizehnten Jahre stand, starb seine Mutter. Die herrliche Frau war die letzten vier Jahre vor ihrem Tode (1838—1841) fast ununterbrochen krank gewesen, und es übte dies auf das empfängliche Gemüth des Sohnes, der sie innig lieb hatte, eine nachhaltige Wirkung für das ganze Leben. Täglich las er der Kranken aus einem frommen Buche vor, besonders aus dem „bitteren Leiden unseres Herrn Jesu Christi“ nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich; täglich mußte er auch mit ihr beten um eine glückliche Sterbestunde und für jene armen Seelen, für welche niemand mehr betete. Ebenso beteten Mutter und Sohn Tag für Tag zusammen das Kirchenlied: „Alles meinem Gott zu Ehren“ ꝛc., das erste Lied, das Johannes überhaupt lernte. Andächtig hörte er der Mutter zu, wann sie ihm erzählte. Ihre Lieblingserzählung war die von der hl. Genoveva, welche sie bis in die kleinsten Einzelheiten mitzutheilen wußte. Auch der Vater erzählte gern Geschichten. Mit Vorliebe behandelte er seine Jugenderlebnisse aus der Franzosenzeit; er wurde dann ganz aufgeregt, sobald er auf die gottesschänderischen Greuel der Franzosen zu reden kam. Er besaß ein Bild vom alten „Blüchel“ (Blücher), das er als Gardist in Potsdam bekommen hatte. „Der hat“, sagte er bei dergleichen Anlässen, auf den alten Marschall Vorwärts weisend, „all die schlechten Franzosenkerle kapot geschlagen!“ Unter solchen Eindrücken flossen Janssen's Knabenjahre dahin.

Nach dem Tode der Mutter fügten es Familienverhältnisse, daß unser junger Historiker bei dem Vater seiner Stiefmutter, dem Kupferschlägermeister Lahaye, das Kupferschlägerhandwerk erlernen sollte. Aber unter dem Schurzfell hielt der Lehrling wider Willen seine Bücher verborgen und „ewig“ wollte er Geschichten erzählen, so daß er, wie der Meister klagte, die Gesellen bei der Arbeit „in Verstörung“ brachte. „Ich habe den Johannes sehr gern,“ sagte der alte Lahaye einmal zu einem Jugendfreunde Janssen's, der die Xantener Rectoratsschule besuchte, „aber mit seiner Kupferschlägerei wird es nichts, an ihm ist ein Gestudirter verloren.“ Zum Glücke

Digitized by Google

ward es auch wirklich nichts mit seiner Kupferschlägerei. Immerhin hätte er vielleicht noch geraume Zeit in dem aufgezwungenen Berufe aushalten müssen, hätte nicht eine verständige Frau durch ein zündendes Wort die Entscheidung beschleunigt — es war die Gattin eines Goldarbeiters, eine Schwester des Professors Theodor Bernhard Welter in Münster († 28. Juli 1872), des weltbekannten Verfassers der Geschichtsbücher. Am Passionssonntag 1844 kam der junge Lehrling in ihr Haus, um das Schloß an seiner Uhrkette aus Haargeflecht ausbessern zu lassen. Die gute Frau, die inniges Mitleid mit ihm fühlte, hielt ihm damals vor, wenn er ein „rechter Kerl" wäre, dann müßte er längst studiren. Das ging unserm Johannes zu Herzen. Während des nachmittägigen Gottesdienstes wollte der Gedanke ihm gar nicht aus dem Sinne. Er trug denselben zunächst derjenigen vor, zu welcher er in allen Nöthen seine Zuflucht nahm. Nachdem die letzten Gläubigen sich längst aus der Kirche entfernt hatten, betete er noch mit heißer Inbrunst, unter strömenden Thränen, vor dem Altar der schmerzhaften Muttergottes, daß er doch über seinen wahren Beruf erleuchtet werde. So tief war er in seine Andacht versunken, daß er gar nicht beachtete, wie es allmälig dunkelte, und ihn der Küster, als er die Kirche schließen wollte, an die Heimkehr mahnen mußte. In ernstem Sinnen, eifrig betend, brachte Johannes die Passionswoche hin; am Samstag war er endlich mit sich im Reinen: er wollte nicht länger den Hammer schwingen, sondern alles daran setzen, seinen wahren Beruf zu ergreifen. An jenem Samstag wurde alljährlich in der Schmiede gescheuert und aufgeräumt. Das paßte vortrefflich zu seinem Plane. Als es am Nachmittag an das Aufräumen ging, da hielt er eine Ansprache an die Gesellen und verständigte sie von seinem Entschlusse. Zum Abschiede vom Handwerk wollte er aber ein „Braanoffer" (Brandopfer) bringen, das sie so bald nicht vergessen sollten. Und er nahm einen ansehnlichen Klumpen Kolophonium, schleuderte das Harz in die glimmende Esse und entfachte die Gluth, daß alsbald die Lohe hochauf über das Dach schlug — zum Entsetzen der Nachbarschaft. Dem kühnen Opferer war's auf einmal gar nicht leicht zu Muthe, als er die Wirkung seines Geniestreichs schaute und an die voraussichtlichen Folgen dachte; zitternd harrte er der kommenden Dinge. Vor dem Meister ließ er sich zunächst nicht blicken; Dank der wohlwollenden Vermittlung von Verwandten und Gönnern nahmen die Dinge jedoch wider Verhoffen den günstigsten Verlauf. Johannes

Digitized by Google

kam nicht nur ohne Strafe davon, sondern der hochverdiente Rector Cammann wußte sogar seinen Vater zu bewegen, daß er ihm seinen sehnlichen Wunsch erfüllte und ihn die Rectoratsschule, auf welcher er vor seiner Lehre schon zwei Semester zugebracht hatte, von Ostern ab wieder besuchen ließ. Als Janssen im August 1853 seinem frühern Meister anzeigte, daß er in Bonn zum Doctor der Philosophie promovirt worden sei, da schrieb ihm der alte Lahaye unter Anderm: „Daß aus einem Kupferschlägerlehrling in neun und einem halben Jahre ein Doctor werden könnte, haben wir alle nicht gedacht. Gott hat dich gesegnet, weil du nicht aus Faulheit kein Handwerksmann werden wolltest, sondern den Beruf von Gott zu haben glaubtest, einen andern Hammer zu führen, als in der Schmiede. Laß es dir aber nicht gereuen, Kupferschlägerlehrling gewesen zu sein, und halte die Handwerksleute lieb." „Diese Worte," sagte Janssen, als er bei einer Unterhaltung über den ersten Band seiner Geschichte des deutschen Volkes, worin er auch das Handwerksleben mit soviel Liebe geschildert hat, uns den Brief zeigte, „haben mir immer vorgeschwebt, während ich über das Handwerksleben schrieb."

Von Ostern 1844 bis Herbst 1846 brachte es Johannes bei eisernem Fleiß an der Rectoratsschule zu Xanten von Quinta bis Obersecunda. Er zeichnete sich besonders durch seine Leistungen im Deutschen und in der Geschichte aus. Schon damals trat bei ihm die ausgeprägte Neigung hervor, aus allen Büchern, die ihm zu Gesicht kamen, das Werthvolle auszuziehen, zu sammeln und zu ordnen. Fast niemals las er, ohne ein Notizbuch neben sich liegen zu haben und schöne Gedanken und passende Sentenzen darin einzutragen.

Als Quintaner erzählte er einmal voll köstlicher Harmlosigkeit: er habe nun Overberg's Biblische Geschichte des Alten und des Neuen Testaments so oft gelesen, daß er sie bald auswendig wisse; aber es fehle der dritte Band, welcher die Begebenheiten vom Tode der Apostel bis auf unsere Zeit enthalte; deshalb habe er sich diesen Theil von der münsterschen Buchhandlung erbeten. Der lernbegierige Knabe wußte nicht, daß ein solcher Theil nicht erschienen war, allein als geborener Historiker hatte er, ganz im Sinne des hl. Augustinus, gefühlt: daß den Kindern die Geschichte der Religion bis auf die Gegenwart herab mitgetheilt werden müsse. Als Tertianer hatte er einen brauchbaren Auszug aus Welter's Weltgeschichte angefertigt und verwandte dann die späten Sommerabende dazu, sich mit seinem vertrauten Freunde Gietmann, zur Zeit Pfarrer in Haldern bei

Digitized by Google

Rees, den Inhalt auf den Spaziergängen einzuprägen. Der alte Buchhändler Schaffrath in Geldern wußte zu erzählen, daß er um Pfingsten 1845 mit einem sechzehnjährigen Knaben namens Janssen aus Xanten in Verbindung gestanden habe, um einen Auszug aus der Geschichte zu drucken und in Verlag zu nehmen. Der Junge habe aber dafür gleich 50 Thaler haben wollen zu einer geheimen Schenkung an eine Familie in Xanten, die ohne ihre Schuld heruntergekommen war.

In die deutschen Aufsätze streute Janssen infolge seines vielen Lesens gar manches ein, was nicht streng zur Sache gehörte; Rector Cammann aber merzte ihm alles Derartige mit unerbittlicher Strenge wieder aus und gab ihm wiederholt eine minder günstige Note. Da meinte einmal unser geweckter Tertianer, wie in der Vorahnung künftiger Vollkraft: „Ich will doch mal sehen, ob meine Aufsätze auf dem Gymnasium nicht anders beurtheilt werden!"

Im Herbst 1846 trat Janssen auf das Gymnasium zu Recklinghausen, in die Obersecunda, über. Er litt damals viel an den Augen und infolge häufigen Nasenblutens an allgemeiner Körperschwäche. In späteren Jahren wurde er wiederholt von gefährlichen Blutungen heimgesucht, — besonders heftig um Ostern 1856, im Sommer 1860 und schließlich im Winter 1891. Nicht weniger als achtmal lag er vor seiner letzten Krankheit dem Tode nahe. Auch sonst schwebte er wiederholt in Lebensgefahr: auf der Rückkehr von Rom im Frühjahr 1864 entging er in der Eisenbahn zwischen Lyon und Avignon noch glücklich dem Stahl eines Raubmörders; ein paar Monate darauf wurde er bei einem Ritt auf den Niederwald, von einem Maulthier mit aller Wucht in einen vorstehenden Baumzacken geschleudert, lebensgefährlich im Unterleib verletzt; am 18. Februar 1882 hatte es sich nur um einige Secunden gehandelt, und er wäre in seinem Klassenzimmer von einer herabstürzenden Decke erschlagen worden; bedeckten den Pult doch mehrpfündige Stuckreste. Seine Freunde betrachteten es deshalb als eine augenfällige Gnade der Vorsehung, daß er überhaupt noch sein großes Lebenswerk in Angriff nehmen konnte.

Auf dem Gymnasium zu Recklinghausen, welches damals unter der erprobten Leitung des kürzlich erst (28. Januar 1892) hochbetagt zu Gleiwitz als Director außer Dienst verstorbenen Nieberding stand, zog ihn namentlich der Historiker Heumann an sich und führte ihn tiefer in die Geheimnisse der geschichtlichen Studien ein.

Digitized by Google

In den Ferien wirkten dann vornehmlich sein früherer Rector Cammann, der begabte Kaplan Mömken und die Nachbarpfarrer Dr. Heinrich Gisbert Rütjes (gest. 20. Febr. 1886) und Theodor Janssen anregend und veredelnd auf ihn ein.

Nach wohlbestandener Abiturientenprüfung bezog Janssen im Herbst 1849 die Akademie zu Münster zum Studium der Theologie. Ostern 1850 folgte er seinem Freund und Mitschüler Peter Beckmann[1]) nach der katholischen Universität Löwen, wo ihn das frische kirchliche Leben in seiner Neuheit ungemein anmuthete. Dort machte einen besonders tiefen Eindruck auf ihn P. Roh, S. J., welcher den Maimonat hindurch alltäglich in französischer Sprache predigte. Zur Uebung der christlichen Nächstenliebe bot ihm reiche Gelegenheit der St. Vincentiusverein, welchem ein Universitätsprofessor als Leiter vorstand, und er nahm diese Gelegenheit als eifriges Mitglied wahr. An der Universität hörte er philosophische und theologische Vorlesungen, die ersteren in französischer, die letzteren in lateinischer Sprache. Unter den gefeierten Lehrern, welche damals den Ruf Löwens in die katholische Welt trugen, schloß er sich vorzüglich an den geistreichen Kanonisten Feye und an Johannes Möller an, den berühmten Geschichtschreiber des Mittelalters. Mit ausgesprochener Vorliebe vertiefte er sich in das Studium eben dieses verkannten Zeitraums, wie er sich das bereits als Primaner vorgenommen hatte. „Wenn wir später selbst forschen können," hatte er damals, da von der Finsterniß des Mittelalters die Rede war, gesagt, „wollen wir doch sehen, ob das Mittelalter wirklich so finster gewesen ist, wie es geschildert wird." Neben den mittelalterlichen Studien erforschte er auf Veranlassung Feye's, eines geborenen Holländers, „die Genesis der niederländischen Revolution"; die Ergebnisse dieser Forschungen legte er zunächst in der zu Münster erscheinenden deutschen Ausgabe der „Civiltà Cattolica" nieder.

Auf einer Pfingstreise, die er während der Löwener Studienzeit mit seinem Freunde Gietmann machte, nahm er aus dem Trappistenkloster Westmall, vier Stunden von Antwerpen, wo die beiden einen Tag und eine Nacht verweilten, unvergeßliche Eindrücke mit. Von diesen noch ganz erfüllt, übersetzte Janssen im nämlichen Sommer ein kleines Stück aus dem Französischen, worin die Jesuitenmission im Bagno zu Toulon geschildert wird; den Verlag übernahm Deiters in Münster.

[1]) † 13. November 1885 als Lehrer am Realgymnasium zu Münster.

Digitized by Google

Bis zum Herbste 1850 war Janssen, einem Gelöbnisse treu, das er im Elternhause sich auferlegt hatte, festen Willens gewesen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Aber im Hinblick auf seine körperliche Schwäche und aus Aengstlichkeit, daß er keinen sicheren Beruf zum heiligen Dienste besitze, stand er nunmehr von der Theologie ab und wandte sich vorwiegend geschichtlichen und sprachlichen Studien zu. Im folgenden Herbste siedelte er nach Bonn über. Hier setzte er seine geschichtlichen Studien unter dem verdienten Joseph Aschbach fort und wurde am 5. August 1853 zum Doctor der Philosophie promovirt. Seine Dissertation war De Wibaldo abbate. Nachdem er sich sodann für ein Semester in's Elternhaus zurückgezogen und hier seine erste größere Schrift: „Wibald von Stablo und Corvey, Abt, Staatsmann und Gelehrter" (Münster 1854), eine weitere Ausführung seiner Doctordissertation, vollendet hatte, brachte er zum Abschlusse seiner Studien noch einen Sommer (1854) in Berlin zu, um hier die Bibliotheken zu benutzen und die Größen der Universität zu hören. Unter den letzteren sprachen ihn vor allen an Karl Ritter, der Begründer der vergleichenden Erdkunde, welchem er in seinen „Zeit- und Lebensbildern" ein so schönes Denkmal gesetzt hat, und der noch jugendliche Geschichtsforscher Wilhelm Wattenbach. Von den übrigen bedeutenden Persönlichkeiten, mit welchen er in der Hauptstadt in Verkehr trat, seien nur die bekannten Geheimräthe Aulicke, Dr. Brüggemann, v. Ellertz und Ulrich, sowie Fürst Boguslaw Radziwill genannt. Janssen war zugleich Mitglied des ersten katholischen Studentenvereins „Leseverein", der jetzigen Ascania.

Im Spätsommer 1854 habilitirte er sich als Privatdocent der Geschichte an der Akademie zu Münster; aber ehe er noch seine akademische Lehrthätigkeit begonnen, folgte er einem Rufe nach Frankfurt am Main als katholischer Geschichtsprofessor am Gymnasium (23. October 1854). In Frankfurt war er bereits als Student, mit einem Empfehlungsbriefe von Aschbach ausgerüstet, im April 1853 bei Stadtbibliothekar Johann Friedrich Böhmer, Clemens Brentano's „literarischem Vormund" und „liebenswürdigstem Philister Urkundius Regestus", auf einige Tage auf Besuch gewesen. Bei dem großen Geschichtsforscher hatte er in einer kleinen Abendgesellschaft auch mit Professor Hermann Anton Wedewer, dem Inspector der Selectenschule, „für alle Zukunft gute Bekanntschaft gemacht", wie er nach dessen Tode (16. April 1874) in seiner Gedenkschrift „Aus

Digitized by Google

dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten" (Freiburg 1873) erzählt, und Wedewer veranlaßte zunächst seine Uebersiedelung. Den Ausschlag hierbei gab jedoch die Rücksicht auf Böhmer, mit dem er dadurch in den innigsten wissenschaftlichen und schöngeistigen Freundesverkehr trat.

Böhmer ist der eigentliche Geschichtslehrer Janssen's geworden und hat zudem seinen empfänglichen Sinn für die Kunst, welchen in der Jugend die reichen mittelalterlichen Kunstschätze des kleinen Xanten geweckt hatten, sowie für die großen Schöpfungen der Weltliteratur genährt und geläutert. Seine kunstkritische Schulung, von welcher er später namentlich in den kunstgeschichtlichen Abschnitten seiner Geschichte des deutschen Volkes so glänzende Proben ablegte, haben dann Steinle und der „liebe" August Reichensperger vor allen vertieft und vollendet.

Janssen und Böhmer sahen einander regelmäßig. An einem Abend in der Woche hatten sie insbesondere eine historische Conferenz, wobei es Janssen, wie Böhmer unterm 5. April 1856 an Professor Aschbach in Wien schreibt, niemals „an Stoff für seine Lernbegierde gefehlt hat".

Janssen's schwache Gesundheit bereitete Böhmer stets schwere Sorgen; gar oft deutet dieser in Briefen an Freunde an, wie empfindlich ihn Janssen's Verlust treffen würde, und kaum genug des Lobes kann er für dessen unermüdliches ernstes Streben finden. Leider hat Janssen, als Erbe des literarischen Nachlasses von Böhmer, in seiner Bescheidenheit sich nicht dazu verstehen können, diese Lobsprüche weiteren Kreisen bekannt zu geben; wir sind daher zumeist darauf angewiesen, dieselben zwischen den Zeilen herauszulesen; immerhin konnten uns nicht alle vorenthalten werden. So schreibt Böhmer u. a. am 4. April 1858 an Oberbibliothekar Johann Christian Felix Bähr in Heidelberg (gest. 28. November 1872): „Sie werden mir und meiner kleinen Mittwochs-Abendgesellschaft sehr willkommen sein, wenn Sie sich am nächsten Mittwoch hier einfinden wollen; namentlich freut sich Janssen auf Ihr Kommen. Er ist mir ein immer lieberer Freund geworden. Einen größeren wissenschaftlichen Eifer und Ernst, eine tiefere Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Kunst, gepaart mit soviel Bescheidenheit und Gemüthstreue, wie bei ihm, wird man nicht leicht bei einem jüngeren Manne antreffen."

Und mit welcher Liebe und Verehrung hat hinwiederum Janssen über Böhmer sich ausgesprochen! Besonders ist in dieser Hinsicht der

Digitized by Google

nachstehende Brief an einen Jugendfreund hervorzuheben, weil wir darin zugleich ein anschauliches Bild seiner damaligen Verhältnisse erhalten. „Meine schwere Krankheit", schreibt er am 6. September 1856, „habe ich glücklich überstanden, Gott sei Dank! — der Arzt hatte an meinem Aufkommen sehr gezweifelt — und fange jetzt nach einer halbjährigen unfreiwilligen Muße wieder an, täglich wenigstens vier bis fünf Stunden zu arbeiten. Längere Zeit darf ich noch nicht am Studiertische sein. Die Familie Wedewer, bei der ich wohne, hat es an Fürsorge und Pflege nicht fehlen lassen. Ich habe allen Grund zur Zufriedenheit mit meinen hiesigen Verhältnissen; mein Verkehr kann für mich nicht erfreulicher sein, als er ist. Ich möchte wünschen, daß Du ein paar Tage Gelegenheit hättest, Böhmer zu genießen. Das ist ein ganzer Mann, von einer geistigen Anregung und Belehrung, wie ich während meiner Universitätsjahre Niemanden kennen gelernt habe. Du weißt, wie dankbar ich bin gegen Grauert in Münster, gegen Möller, Arendt, Feye und Laforet in Löwen, gegen Aschbach und Clemens in Bonn, aber alle diese Männer stehen mir weit hinter Böhmer zurück. Bei dem funkelt und sprüht alles von Geist und Leben. Er hält sich sehr zurückgezogen, aber wer sein Vertrauen gewonnen, den führt er in seine geordnete geistige Werkstätte ein, in seine Arbeiten, seine Lectüre. Gegen mich ist er von einer Güte, die mich wahrhaft rührt. Ich sehe ihn fast täglich und kann nun mit ihm auch wieder größere Spaziergänge machen. Wie geht sein Herz auf, wenn er von seinen verstorbenen Freunden spricht, unter denen besonders Clemens Brentano und ein ehemaliger hiesiger Bürgermeister Thomas ihm am nächsten gestanden! Schon im vorigen Jahre gönnte er mir wöchentlich einen vollen Abend zur gemeinsamen Lectüre von Quellen der deutschen Geschichte. Auch Dichter lesen wir miteinander, und ich habe dann stets sein tief poetisches Gemüth und sein tief eindringendes Verständniß zu bewundern. Mit dem bekannten Mediciner Karl Passavant, der mir ebenfalls sehr freundlich gesinnt ist, habe ich die Lectüre von Dante begonnen. Ueber Frau Rath Schlosser und ihren Kreis schrieb ich Dir schon früher. Den Maler Steinle hoffe ich noch näher kennen zu lernen. Am Gymnasium ist meine Stellung sehr angenehm. Der Director Classen, ein edler und feingebildeter Mann, ist mir sehr gewogen; zu irgend einem Streit ist es noch nicht gekommen, und wird es, hoffe ich zuversichtlich, auch nie kommen."

Außer im Hause Böhmer's verkehrte Janssen, wie wir soeben

Digitized by Google

von ihm selbst gehört, bald auch in dem auserlesenen Freundeskreise der „gestrengen Frau Rath“ (Sophie Schlosser, geborene du Fay), wie sie schon als jüngere Frau „ob ihrer ernsten Würde, Willensstärke und ihres fast männlichen Studieneifers“ bei den Freunden genannt wurde. Zu ihnen zählten, um nur einige zu nennen, Geistlicher Rath und Stadtpfarrer Beda Weber, der phantasiereiche Verfasser der „Cartons“; Eduard Steinle, der geniale Maler; Frau Geheimrath Marianne Willemer, die gleichzeitig von Goethe und Clemens Brentano gefeierte „allerliebste kleine Müllerin auf der Gerbermühle“; Bundestagsgesandter Freiherr Justin Timotheus Balthasar v. Linde, Erzbischof Hermann v. Vicari's erprobter Freund und Berather (gest. 12. Juni 1870); der junge Rechtsfreund der Frau Rath, der jetzige Centrumsführer Dr Ernst Lieber, der zugleich um die zweite Auflage der werthvollen Hymnensammlung des seligen Raths Schlosser (gest. 22. Januar 1851): „Die Kirche in ihren Liedern“ (2 Bde., Freiburg 1863) sich hochverdient machte. Auf dem herrlichen Schlosser'schen Landsitze Stift Neuburg bei Heidelberg verbrachte Janssen alljährlich im anregungsreichsten Verkehre seine Sommerferien. Hier, wo vor allem die geistigen Spitzen des katholischen Deutschlands sich heimisch fühlten, schloß er seine langjährige Freundschaft mit Domkapitular Wilhelm Molitor von Speyer (gest. 12. Jan. 1880), dem feinsinnigen Dichter und gelehrten Kanonisten; hier wurde er im Herbst 1863 auch mit Cardinal Karl August v. Reisach bekannt, der ihm bald darauf gastliche Aufnahme in Rom gewährte. Auf Neuburg verkehrte auch fast täglich der vorgenannte protestantische Oberbibliothekar Bähr.

Um die Osterzeit weilte Janssen mit besonderer Vorliebe zu Freiburg in dem trauten Familienkreise seines „treugemütheten“ Verlegers Benjamin Herder, mit welchem ihn warme Herzensfreundschaft verband. Die Freunde hatten sich bei Frau Rath Schlosser zusammengefunden. Herder's geübter Blick erkannte bald in dem neuen Bekannten den ungewöhnlichen Gehalt. P. Weiß hebt auf Grund der Herder'schen Briefe in seinem Lebensbilde Herder's mit Recht hervor, wie dieser „geistige Befreier“ dem jungen Freund „schon frühe, da andere kaum an ihn dachten, mit der Zeit einen ganz ausnehmenden Erfolg vorhersagte. Die Wirklichkeit hat freilich“, fährt P. Weiß fort, „Herder's kühnste Erwartungen noch übertroffen — zu seinem ganz unaussprechlichen Trost.“ Noch in seinen letzten Lebenstagen hat Herder zu P. Weiß gesagt, „daß es ihm in

Digitized by Google

diesen Stunden, in denen er mit größerem Ernst als je auf sein Wirken, seine Erfolge und seine Verantwortung hinblicke, eine ganz besondere Freude und Zuversicht bereite, Janssen's Werke verlegt zu haben." — Durch Herder wurde Janssen auch mit dem greisen Bekenner Erzbischof Hermann v. Vicari bekannt, der ihn im Sommer 1866 zum Geistlichen Rath ernannte. Für Erzbischof Hermann hat er u. A. im Jahre 1867 das bedeutende Ausschreiben „zur achtzehnten Säcularfeier des Martyrfestes des hl. Petrus": „Das Papstthum in der Geschichte" (Frankfurter Broschüren, Jahrgang III., No. 3) abgefaßt. In den letzten Lebensjahren pflegte er unter dem gastlichen Dache seines Bonner Studienfreundes Erzbischof Johannes Christian Roos zu wohnen. Freiburg mit dem ausgedehnten Freundeskreise, mit den hohen landwirthschaftlichen Reizen hatte es in einem Maße ihm angethan, daß er's schließlich als ständigen Aufenthalt ins Auge faßte.

Die Weihnachtsferien verbrachte Janssen am liebsten auf Schloß Bronnbach bei der verwittweten Herzogin Adelheid von Braganza, der Schwester des Fürsten Karl zu Löwenstein, des hochverdienten Commissars der katholischen Generalversammlung. Auf Schloß Bronnbach feierte er um Ostern 1885 in stiller Zurückgezogenheit sein silbernes Priesterjubiläum. Seiner fürstlichen Gönnerin hat er seine kleinere Schrift über Stolberg gewidmet. Zu Bronnbach war es auch, wo Freund Molitor ihm 1878 am Feste des hl. Kaisers Heinrich die gehaltvollen Distichen gespendet:

Dir an der Wieg' einst stand dein Engel strahlenden Blickes,
Legte zum schlummernden Kind leise ein schimmerndes Schwert.
Blumen kränzten es wohl, voll Duft und heiterer Anmuth,
Aber im Blüthengewind barg sich der schneidige Stahl.
Wahre die Blumen und pflege sie wohl als holdes Geleite,
Das, was du schaffst und wirkst, braucht auch den farbigen Schmuck.
Doch, mein Kämpe, sei treu; hol aus mit wuchtigem Flamberg,
Schlage die Masken hinweg, schmettre die Lüge in Staub.

Bei seinen häufigen Besuchen in Freiburg verkehrte Janssen vorzugsweise mit dem leutseligen Kirchenhistoriker Johann Baptist Alzog und dem gottbegnadeten Volksschriftsteller Alban Stolz. Letzterer hielt gar viel auf ihn. Stolz nennt Janssen, so heißt es in einem Briefe von Heinrich von Andlaw, „unseren liebenswürdigen Demokraten. Er wird sich", meint Andlaw äußerst zutreffend dann weiter, „seine Concepte nicht verwirren lassen, aber er ist Demokrat

Digitized by Google

im Sinne des Mittelalters und wird nie vergessen, daß er aus dem Handwerkerstande hervorgegangen ist und selbst voreinst ein Handwerk lernen sollte." In seinem letzten, erst nach seinem Tode veröffentlichten Kalender von den „acht Seligkeiten" hat Stolz eine rührende Geschichte erzählt, die Janssen mit einem armen Arbeiter begegnet ist. Wir lassen dieselbe in ihrer einfachen, kernigen Fassung am besten wörtlich folgen.

„Ein geistlicher Professor", so lautet sie, „erzählte mir einst, er sei vor der Stadt, wo er wohnt, einmal spazieren gegangen. Da sei ihm ein gering gekleideter Arbeiter begegnet und habe zu ihm gesagt: ‚Verreck, du Pfaff!' Der Geistliche ist in seinem ganzen Wesen sanftmüthig und freundlich; deshalb verstand es sich von selbst, daß er kein böses Wort erwiderte; er ging aber auch nicht stumm an dem rohen Menschen vorüber, sondern redete ihn gelassen an und fragte ihn: warum er mit einem so bösen Wunsch ihn begrüßt habe, wie man doch nicht einmal zu einem Hund spreche u. s. w. Dabei hat er wahrscheinlich ihm gezeigt, wie die Geistlichen den armen Leuten doch gar nichts zu leid thun und sie nicht plagen, wie vielerlei große und kleine Herren mit Schnäuzen es thun; im Gegentheil, daß die Geistlichen von dem ärmsten Menschen sich rufen lassen, wenn er krank oder am Sterben ist, und nichts dafür begehren. Desgleichen geht der arme Geselle auf seiner Wanderschaft nicht zum Amthaus, um etwas zu bekommen, wohl aber zum Pfarrhaus. Während derartigem Zuspruch zog der Mann auf einmal den Hut herunter und sagte: ‚Hochwürdiger Herr! Sie haben recht; ich bin gerade bei einer Versammlung von Kommunisten gewesen, wo besonders auch über die Geistlichen geschimpft worden ist, und da wurde ich eben ganz aufgeregt und habe dann diese zornige Rede ausgestoßen.' — Nach einiger Zeit kam der nämliche Mann zu dem Geistlichen auf das Zimmer und sagte, er habe schon sieben Jahre lang nicht mehr gebeichtet und wolle jetzt eine Generalbeicht ablegen bei ihm, was dann auch geschah."

Mehrmals verweilte Janssen auf kürzere Zeit zu Luzern bei Professor Aloys Lütolf, dem geschätzten Kirchenhistoriker. Die Freunde unternahmen dann verschiedene Ausflüge nach Engelberg, auf den Rigi u. s. w. Der von ihnen gehegte Plan: nach Art von Janssen's „Zeit- und Lebensbildern" gemeinsam eine Sammlung von biographischen Arbeiten über katholische Historiker herauszugeben, ward leider durch Lütolf's frühzeitigen Tod (8. April 1879) zu Nichte.

Digitized by Google

In Frankfurt am Main traten Janssen's Herzen die nächsten beiden Nachfolger des Stadtpfarrers Beda Weber (gest. 28. Februar 1858) besonders nahe: Eugen Theodor Thissen,[1]) „das goldene Herz", wie seine Freunde ihn nannten, und seit 1870 Ernst Münzenberger, der selbstvergessene Seeleneiferer und Gutthäter, der scharfsichtige Kunstkenner und Sammler. Aus der Zahl der übrigen Freunde wurden schon genannt Altmeister Steinle, dem er sein erstes Wort „an meine Kritiker", und sein kunstgeschichtlicher Beirath, der rüstige, kerndeutsche Parlamentarier August Reichensperger, dem er die verschiedenen Auflagen seiner „Zeit- und Lebensbilder" gewidmet hat. An Reichensperger reiht sich als vertrautester Berather zumal auf literargeschichtlichem Gebiete der geniale Goethebiograph Alexander Baumgartner aus der Gesellschaft Jesu, der uns manch tief empfundenes Gedicht zu Janssen's Preis beschert und ihm auf dem Sterbelager durch Wochen reichen Trost gespendet hat. Nächst ihnen sind hauptsächlich zu nennen: der kindlich fromme, bis in's hohe Greisenalter so jugendfrische wie schaffensfreudige Dogmatiker Domdekan Johann Baptist Heinrich, das geistige Haupt der Mainzer Schule; der jetzige Bischof von Mainz, Dr. Paulus Leopold Haffner, mit Janssen und Thissen Begründer der „Zeitgemäßen Broschüren", in welchen seine „Randzeichnungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes" (1882), dieser geistvolle „Nachtrag zu Lessing's Rettungen", eine der verdienstlichsten Leistungen darstellen, und der gefeierte Apologet Franz Hettinger in Würzburg, der Meister der Charakterzeichnung. Den persönlichen Verunglimpfungen von seiten literarischer Gegner gegenüber, welche den Freund zum Vaterlandslosen und zum Todfeinde der Protestanten zu stempeln suchten, hat Hettinger auf Grund langjähriger eigener Anschauung das stracke Gegentheil bezeugt. „Es sind nun gerade zwanzig Jahre," schrieb er 1883, anläßlich einer Besprechung von Janssen's „Zweitem Wort", „daß ich den Verfasser vorliegender Schrift zum ersten Male sah; er war noch nicht lange in das reifere Mannesalter eingetreten; liebenswürdig und anregend im Umgang, ein Freund der Natur und Kunst, offen und empfänglich für alles Edle und Schöne, verband er mit seiner Ehrfurcht und Liebe zur heiligen Kirche eine flammende Begeisterung für unser deutsches Vaterland. Sie war es auch, die

[1]) Nach seinem Weggange von Frankfurt Domkapitular zu Limburg an der Lahn, woselbst er 27. September 1877 starb.

Digitized by Google

ihn antrieb, dessen Geschichte zu schreiben; in manchen Stunden war seine bereits begonnene Arbeit Gegenstand unserer Unterhaltung und mehr als einmal sah ich mich veranlaßt, für Männer eine Ehrenrettung zu versuchen, gegen die er, wie gegen den Großherzog von Frankfurt, Karl Theodor von Dalberg, wegen ‚Zertretung der deutschen Ehre und des alten Rechtes' mit Böhmer schwere Anklagen erhob. Dabei stand Janssen mit vielen Protestanten in freundschaftlichem Verkehre; seine heitere, klare Natur öffnete ihm eben überall die Thüre zu den Herzen. So habe ich ihn zum ersten Male gesehen, so ihn immer gekannt." [1]) Zu jenen protestantischen Freunden zählten, wie wir ergänzen können, unter anderen der preußische Bundestagsgesandte Rudolf von Sydow, der ehrwürdige Präsident Ernst Ludwig von Gerlach und der angesehene Rechtslehrer und Culturhistoriker Wilhelm Arnold in Marburg. Den letzten Abend vor seiner Todeskrankheit verbrachte Janssen noch in einer protestantischen Familie; sein behandelnder Arzt war ein strenger Protestant, und der Director des Frankfurter Gymnasiums, obwohl ein Mitglied des Anti-Janssen-Vereins für Reformationsgeschichte, bekundete namens des protestantischen Lehrercollegiums in warmem Nachrufe seine „Verehrung" für den „hervorragenden Gelehrten, den liebenswürdigen Menschen und den edlen Charakter".

Die häuslich gemüthlichsten Jahre während seines ganzen Frankfurter Aufenthaltes waren für Janssen jene, die er mit seinem alten Vater dortselbst verlebte, von 1865 bis 1869. „Der alte Herr Janssen" war in Frankfurt allgemein beliebt; er gehörte zu den Leuten, von welchen man in Wahrheit sagen kann: Er hat mit Bewußtsein niemals einer Fliege weh gethan. Mit dem Vater pflegte Janssen sich in dem geliebten Xantener Platt zu unterhalten. Wie für die vaterstädtische Sprache, so hegte er für die Vaterstadt überhaupt stets eine ausgesprochene Vorliebe. Als hier vor mehreren Jahren ein Freund ihn nach der heiligen Messe durch den Dom und seine Umgebung begleitete, stieß er überall, wie dieser uns erzählte, auf lebhafte Jugenderinnerungen. Im Kreuzgange machte er seinen Führer aufmerksam, daß der Xantener Volksmund mit Unrecht die Franzosen der Verunstaltung der reichen, kunstgeschichtlich merkwürdigen Grabmalbildnereien zeihe: das hätten zu seiner Zeit die Buben aus Leichtsinn gethan; er selbst aber sei daran ganz unschuldig. Auf dem Wege

[1]) Vergl. Literarische Rundschau, 1883, S. 272 f.

Digitized by Google

zu der Wohnung seiner Verwandten war es eine Freude, zu sehen, wie er aus den Kirchgängern, die ihm begegneten, jedesmal sofort Bekannte aus seiner Jugendzeit herausfand und sich dann auf das leutseligste mit ihnen unterhielt.

Bei des Vaters Tode (26. Februar 1869) war die Trauer, sowohl aus bürgerlichen wie aus den höchsten Kreisen, allgemein. „Wolle mich nicht trösten," schrieb unmittelbar nach demselben der Sohn an einen Freund; „Schmerz muß Schmerz sein; er muß sein Recht haben. Die vier Jahre, welche mein Vater bei mir zugebracht hat nach dem Tode der Stiefmutter, deren Andenken uns beiden gleichmäßig theuer war, sind für mich in ihrer völlig ungetrübten Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit wie im Fluge weggeeilt. Er hatte," fährt Janssen den Verewigten schildernd fort, „nur eine gewöhnliche Schulbildung empfangen, aber er war voll Interesse und Verständniß für höhere Dinge und behielt noch während seiner letzten schweren Krankheit eine auffallende geistige Frische. Alle, die ihn hier gekannt haben, freuten sich über die Herzlichkeit und Kindlichkeit seines Gemüthes, die mit dem Alter noch zuzunehmen schien. Als frommer, kernfester Katholik war er Feind aller confessionellen Reibereien und sagte mir noch kurz vor seinem Tode: ‚Halte fest daran, was die Mutter Dir gesagt: thue alles für Deinen Glauben, lebe und sterbe für ihn, aber laß Dich in Deinem Verkehr nie in religiöse Streitigkeiten ein, verletze niemanden und liebe alle Menschen!' Dieselben Worte sagte er zu meinem Freunde Professor Stumpf (=Brentano), der sich oft und gern mit ihm unterhielt, wenn er während der Ferien hier war. ‚Man darf sich aber', fügte er hinzu, ‚in seinem Glauben auch nichts Ungebührliches gefallen lassen. Wird man dann angegriffen, muß man sich wehren, sonst ist man ein Feigling.' Ein alter Major — mein Vater war voll Erinnerungen an seine Militärzeit als Gardist in Potsdam — habe oft gemahnt: ‚Jungens, wer sich Unrecht gefallen läßt, wenn es seine Ehre angreift, ist ebenso ein Wicht, wie der, welcher Unrecht thut.' An dieses Wort, sagte der Vater, habe er oft gedacht, dasselbe gelte für einen jeden, besonders wenn der Glaube angegriffen werde; denn der sei die eigentliche Ehre des Menschen. Für mich war es", schreibt Janssen dann zum Schlusse, „der liebste Lohn, wenn das Auge meines Vaters auf meinen Arbeiten ruhte, und wenn ich sah, wie er sich darüber freute. Jetzt stehe ich wieder allein! . . . Er starb ohne allen Todeskampf. Indem er sich mit dem Kreuzzeichen bezeichnete und noch vernehmlich die Worte

Digitized by Google

sprach: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!‘ schlief er ein.“

Kein Schritt hat entscheidender und nachhaltiger auf Janssen's Leben eingewirkt, als sein Eintritt in den Priesterstand. Trotz alles Bangens vor der schweren Verantwortung des Seelenhirten hatte er stets inmitten seiner mehr weltlichen Studien ein sehnsüchtiges Verlangen nach den heiligen Weihen getragen. Nach jahrelanger Prüfung bereitete er sich endlich in aller Stille auf dieselben vor.

Am Weihnachtsabende 1859 begann er zur Einleitung im Kapuzinerkloster zu Aschaffenburg unter der Führung des volksthümlichen Paters Borgias Fleischmann geistliche Exercitien abzuhalten. In seiner pietätvollen Schrift zur Erinnerung an diesen „ächten, kerngesunden deutschen Kapuziner“ hat er uns davon eine anmuthende Schilderung entworfen.[1]) Anfangs 1860 begab er sich auf einige Monate nach Tübingen. Unterdessen wurde er von Böhmer schwer vermißt. „Es würde mir“, schrieb dieser unterm 19. Februar 1860 an Hofrath Bähr, „eine empfindliche Lücke sein, wenn er nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand, zu dem er sich vorbereitet, veranlaßt werden sollte, Frankfurt zu verlassen und in eine andere Stellung einzutreten. Aus eigenem Willen wird er nicht fortgehen. Dafür hat er Frankfurt zu gern und findet sich in die hiesigen Verhältnisse vollkommen zurecht, viel besser, als ich mich darin seit lange zurechtfinden kann. Am Gymnasium ist er bei Collegen (mit fast verschwindenden Ausnahmen insgesamt Protestanten) und Schülern gleichmäßig beliebt. Professor Gutermann, den Sie ja auch kennen, und den ich dieser Tage zufällig auf der Bibliothek traf, wurde ganz warm, als er von ihm sprach. Janssen ist in seinen Briefen“, fügte Böhmer hinzu, „voll des Lobes über die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit der Tübinger Professoren der Theologie; namentlich rühmt er Hefele und Aberle. ‚Aber auch der anderen Professoren, die meiner Unkenntniß aufhelfen, kann ich‘, schrieb er, ‚nur mit inniger Dankbarkeit gedenken; auch habe ich mit ihnen manche gemüthvolle Stunden bei den abendlichen Zusammenkünften‘ . . . . .“

Am 26. März 1860 wurde Janssen durch den Hochw. Bischof Dr. Peter Joseph Blum in der bischöflichen Kapelle zum hl. Sebastianus in Limburg zum Priester geweiht. In seinen beruflichen Ver-

[1]) „Der Kapuziner Franz Borgias“ (Frankfurter Broschüren 1868, Nr. 8); später den „Zeit- und Lebensbildern“ einverleibt (4 Auflage, Bd. I. S. 380—404).

hältnissen änderte sich dadurch nichts. Aber um so inniger war seine Hingebung an den heiligen Dienst, je weniger seelsorgerliche Verpflichtungen ihm oblagen. Zumal in den ersten Jahren seines Priesterthums wetteiferte er mit der Seelsorggeistlichkeit in der Verwaltung des heiligen Bußsakramentes und der Tröstung der Armen und Leidenden. Wo es galt, eine Seele zu retten, ging er auch der Gefahr tödtlicher Ansteckung nicht aus dem Wege. So besuchte er im Jahr 1866 einen cholerakranken italienischen Soldaten und brachte ihm die letzte Wegzehrung. Die tägliche Vereinigung mit dem menschgewordenen Gotte im allerheiligsten Sakramente gab ihm, wie er oft in vertrautem Gespräch erklärte, seine eigentliche Kraft, und es war ihm eine schmerzliche Entbehrung, wenn er zeitweilig an der Darbringung des heiligen Meßopfers behindert war. Er fühlte sich darum hochbeglückt, als er im Frühjahr 1871 sich eine Hauskapelle einrichten konnte. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verrichtete er sein Breviergebet. Im Klostergarten zu Aschaffenburg hatte P. Borgias ausführlich über dessen Wichtigkeit mit ihm gesprochen und seine pünktliche und fromme Verrichtung als eines der sicheren Kennzeichen eines pflichttreuen Priesters bezeichnet. Unauslöschlich blieb das Wort des Ordensmannes in seine Seele eingegraben: „Das Brevier ruft den Priester zu bestimmten Stunden des Tages aus der Welt hinweg, um sich in Gott zu sammeln, und wer diese Sammlung vernachlässigt, verliert sein tägliches Seelenbrod."

Doch nun auch Näheres über Janssen's wissenschaftliche Arbeiten, soweit dieselben nicht schon in dem Vorausgeschickten berührt sind.

Insbesondere über seine archivalischen Arbeiten gewährt er uns in der Vorrede zum ersten Band seiner „Geschichte des deutschen Volkes" einen guten Ueberblick. „Nach meiner im Herbst 1854 erfolgten Uebersiedelung nach Frankfurt", theilt er dort mit, „beschäftigte ich mich, unter Böhmer's Augen und Anleitung, in den ersten Jahren mit den in den Kaiserregesten behandelten Zeiträumen, wandte mich aber seit 1857 fast ausschließlich dem Studium des ausgehenden Mittelalters und der neuern Zeit zu und beschränkte auf diese Periode meinen Plan: die Geschicke unseres Volkes darzustellen.

„In meinen archivalischen Forschungen bot mir das Frankfurter Archiv, auf dessen ganz hervorragende Bedeutung für die Geschichte des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts Böhmer schon im

Digitized by Google

Jahre 1836 bei Herausgabe seines Frankfurter Urkundenbuches hingewiesen hatte, die ergiebigste Ausbeute. Ich veröffentlichte daraus in den Jahren 1863 bis 1873 für die Zeit von König Wenzel bis zum Tode Maximilians I. in zwei Bänden ‚Frankfurts Reichscorrespondenz nebst verwandten Aktenstücken', und excerpirte in den Jahren 1873 bis 1875 die wichtigsten Schriftstücke desselben für das Zeitalter der Kirchentrennung bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Für dieses Zeitalter gewann ich auch werthvollen Stoff aus vielen, ehemals in Trier und in Mainz vorhandenen Archivalien, einiges in den Archiven zu Luzern, Zürich, Wertheim und anderen. In den ersten fünf Bänden meines Werkes habe ich diese Materialien benutzt."

Er beschränkte aber seine Thätigkeit nicht blos auf die verstaubten Räume der Archive, deren Ausbeute vorerst nur den Fachgenossen zu gute kommen konnte, er wandte sich mit flammenden Mahnworten an alle Vaterlandsfreunde und legte, in der Vorahnung des spätern Riesenkampfes mit Frankreich, in der kleinen Schrift: „Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten" (Frankfurt 1861, 2. Aufl. Freiburg 1883) an der Hand bislang großentheils unbekannter Thatsachen dar, wie die Rhein-Idee nicht erst seit Heinrich IV., sondern bereits seit dem zehnten und dem elften Jahrhundert im Plane der französischen Könige gelegen und zielbewußt bis in die Neuzeit verfolgt worden war. „Mit diesem Schriftchen", schrieb Böhmer am 22. Mai 1861 an Hurter, „hat er bei allen Parteien verdientes Glück gemacht. Es ist doch merkwürdig, daß nun auch protestantische Demokraten einsehen, wie der dreißigjährige Krieg viel mehr ein politischer Krieg gewesen, als ein Religionskrieg."

Fast ein gleiches „verdientes Glück" hatte Janssen mit seiner Arbeit über „Schiller als Historiker" (Freiburg 1863, zweite, neubearbeitete Auflage 1879), der „ersten besonderen und ausführlichen" über diesen Gegenstand. Auf Grund der eigenen Bekenntnisse des Dichters im Briefwechsel mit seinen Freunden, sowie der neueren Quellenforschungen erbringt er hier den erschöpfenden Nachweis, daß die vielgelesenen Geschichtswerke Schiller's ganz wesentlich aus dessen Phantasie geschöpft sind, für welche ihm die Geschichte ja „nur ein Magazin war". „Die Gegenstände", meinte Schiller eben, „müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Die Hoffnung, die ein Kritiker bei dem Erscheinen der

Digitized by Google

Schrift ausgesprochen, daß es nun künftig bei den Unterrichteten eine ausgemachte Sache sein werde, was die Geschichtsbücher des Dichters objectiv werth sind, hat sich seitdem zum Theile glänzend verwirklicht; heutzutage hat wenigstens kein Unterrichteter mehr den Muth, auf die Schiller'schen Mythen vom dreißigjährigen Kriege zu schwören. Ein Hauptverdienst an diesem Erfolge aber hat die Schrift Janssen's.

Von der „Reichscorrespondenz" erschien der erste Band um Ostern 1863. Es ist hier nicht der Ort, auf Inhalt und Bedeutung dieses großen Urkundenwerkes genauer einzugehen: es genüge, darauf hinzuweisen, daß dasselbe für die deutsche Reichsgeschichte des ausgehenden Mittelalters (von 1376 bis 1519) eine Hauptquelle darstellt. „Es gibt", urtheilte ein Fachmann in den „Historisch-politischen Blättern", „keine Seite der Reichsgeschichte, wozu die Frankfurter ‚Reichscorrespondenz' nicht die schätzbarsten neuen Beiträge liefert, ... kein Geschichtschreiber des ausgehenden Mittelalters wird ein Kapitel seiner Arbeit abschließen können, ohne Janssen's ‚Reichscorrespondenz' zu Rathe gezogen zu haben. Sie wird dem Historiker so unentbehrlich sein wie dem Geistlichen das Brevier." Von besonderem Werthe waren die dem ersten Bande angehängten, bis dahin unbenützt gebliebenen Kanzleibücher König Ruprecht's von der Pfalz aus dem Karlsruher Archiv. —

Der Abschluß des Werkes zog sich in Folge verschiedenster Störungen noch durch ein volles Jahrzehnt hin; von dem zweiten Bande wurde die erste Abtheilung 1866, die zweite erst 1873 veröffentlicht. Das Werk war für Janssen nachgerade Gegenstand der Sorge und Bedrängniß geworden. Angesichts des großen Planes, mit welchem er seit seinen Studienjahren sich trug, schien ihm hier der Werth der Arbeit, insofern sie ebenso gut wie er ein Protestant hätte machen können, nicht entfernt mit der aufgewandten Mühe sich zu decken. Ein weiterer Band: „Neue Quellen zur deutschen Geschichte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert", zu welchem er 1873 bereits ein reiches Material zusammengestellt hatte, ist Entwurf geblieben.

Im December 1863 trat Janssen eine Romfahrt an, nachdem er einige Wochen vorher seinen väterlichen Freund Johann Friedrich Böhmer noch zur letzten Ruhestätte geleitet hatte: der große Forscher, von welchem zu seinen Lebzeiten Wattenbach gesagt hatte, er habe allein mehr als die meisten historischen Vereine gewirkt, war am 22. October 1863 aus diesem Leben geschieden.

Digitized by Google

In Rom wohnte Janssen bei Cardinal Reisach. Außer mit diesem verkehrte er viel mit dem spätern Cardinal-Staatssecretär Alessandro Franchi, dem nachmaligen Cardinal Giuseppe Berardi, dem österreichischen Gesandten Freiherrn Alexander von Bach, mit dem Tiroler Benediktiner Pius Zingerle und Bischof Joseph Feßler von St. Pölten. Auch Legationsrath Alfred von Reumont sah er öfter. Ebenso lernte er hier den spätern Cardinal Manning kennen, der ihn nur drei Wochen überleben sollte. Die einfachen herzlichen Worte, die Manning einmal zu ihm gesprochen: „I love you“ (Ich liebe Sie), bewahrte er stets in dankbarem Gedächtniß.

Bei Papst Pius IX, der an seinen Forschungen regen Antheil nahm, war er dreimal in Privataudienz. In einer dieser Audienzen überreichte ihm der Heilige Vater eine Medaille, welche auf der einen Seite sein Bild, auf der andern die Fußwaschung Petri enthielt. „Ich pflege diese Medaille“, bemerkte er dabei, wie Janssen am 25. Januar 1864 an Frau Rath Schlosser schrieb, „nur noch (am Gründonnerstage) den dreizehn Aposteln zu geben, aber Sie als Historiker haben auch ein Apostelamt zu erfüllen. Wahrhaftig, es ist eine apostolische Aufgabe, als Historiker thätig zu sein für die Ausbreitung der geschichtlichen Wahrheit, und zwar thätig im Geiste der Liebe und des Friedens.“ Der Heilige Vater hatte die besondere Erlaubniß ertheilt, daß Janssen alles aus dem Vaticanischen Archiv benutzen dürfe; unter der damaligen Verwaltung Theiner's war es jedoch schwer, zusammenhängende Serien von Bänden zu erhalten. Janssen benutzte hier hauptsächlich zahlreiche Nuntiaturberichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von Rom aus unternahm Janssen einen mehrwöchigen Abstecher nach Neapel, Sorrent ꝛc.; auf der Rückreise besuchte er Venedig, Florenz, Mailand. Mitte Mai 1864 traf er wieder in seinem geliebten Frankfurt ein.

Mit Cardinal Reisach, der manchen Charakterzug, so namentlich die kindliche Gläubigkeit und unverfälschte Anspruchslosigkeit, mit ihm theilte, blieb er im Briefwechsel bis zu dessen Tode (29. December 1869). Er war dem Kirchenfürsten während des mehrmonatigen Beisammenseins schwer entbehrlich geworden. „Seit Janssen's Abreise“, klagte Reisach einer befreundeten Dame am 23. Mai 1864, „fühle ich mich recht vereinsamt. Der tägliche vertraute Verkehr mit ihm, der mir Winter und Frühjahr verschönert und erheitert hat, war

Digitized by Google

mir wie zum Bedürfniß geworden. Er lebte voll und ganz in den Herrlichkeiten Roms und hat seinen hiesigen Aufenthalt für seine historischen Forschungen reichlich verwerthet; aber seine bescheidene Stellung in Frankfurt aufzugeben, sich von Deutschland zu trennen und dauernd hier zu bleiben, dazu war er nicht zu bewegen. Für seine deutsche Geschichte, deren Abfassung ihm als eigentliche Lebensaufgabe gilt, hat ihm der Papst wiederholt seinen besonderen Segen ertheilt."

In Rom hatte Jder gerade im Druck befindliche vierte Band der Theiner'schen Urkundensammlung für die Geschichte Polens mit seinen zahlreichen hochwichtigen, bisher unbekannten Berichten und Aktenstücken insbesondere aus der Zeit, da die Theilung Polens sich vorbereitete, Janssen ein solches Interesse eingeflößt, daß er es „als eine lohnende Aufgabe ansah, alles Wesentliche, was sich aus ihnen zu einem richtigen Verständnisse der Ereignisse und der handelnden Persönlichkeiten ergab, in einer ausführlichen Besprechung zusammenzufassen. Aber bald stellte sich dabei von selbst das Bedürfniß eines genaueren Studiums auch der übrigen neueren Quellenliteratur über die besagte Periode der polnischen Geschichte heraus", und so erweiterte sich der Plan seiner Arbeit dahin, daß er „auf Grund aller in den letzten Decennien bekannt gewordenen primären Quellen und authentischen Documente", sowie auch der älteren authentischen Mittheilungen über Polen, die Genesis der ersten Theilung Polens zur Darstellung brachte. Das angestrebte Verständniß erschien ihm aber doppelt wichtig, weil seit jener „in das europäische Leben so tief einschneidenden Katastrophe" unleugbar „die Revolution ein integrirender Bestandtheil des neueren Staatsorganismus geworden, und sie also in ihren Folgen noch heute wirkt." So entstand denn seine Aufsehen erregende, für die richtige Beurtheilung der Epoche unentbehrliche Schrift „Zur Genesis der ersten Theilung Polens" (Freiburg 1865).

Hatte Janssen bisher sich vorzugsweise in mehr oder minder entlegenen Zeiträumen bewegt, so griff er nunmehr mit schöpferischer Meisterhand in die Gegenwart und in die unmittelbare Vergangenheit hinein und schuf seine Böhmer-Biographie, die für alle Zeiten als Muster eines deutschen Gelehrtenlebens gelten wird.[1])

[1]) „Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften", 3 Bde., Freiburg 1868.

Digitized by Google

Nach so vielerlei Richtungen wirkt dieselbe belehrend, anregend und befruchtend, daß man ein erschöpfendes Urtheil darüber nicht wohl in einige kurze Worte zusammendrängen kann. Mit Recht hat man auf sie das Wort angewandt, welches Lappenberg seinerzeit von Böhmer's Kaiserregesten geäußert: „Ich weiß nicht, was mir an dem Werk lieber ist: das, was es gibt, oder das, wozu es die Kraft der Anregung für alle Zukunft in sich trägt und Männer von vaterländischer Gesinnung zu ernster Thätigkeit anspornt." An diesem Leben wird fortan kaum einer vorbei können, der sich über die Geschichte der historischen Forschung in Deutschland oder über den rechten Geist und die richtige Methode historischer Forschung unterrichten will. Ganz besonders nutzbringend in der genannten Hinsicht sind die beigegebenen Briefe Böhmer's (Bd. II und III), die einen unvermittelten Einblick in die geistige Werkstätte des unabläßig thätigen Forschers gestatten.

Um auch weitere Kreise mit dem vorbildlichen Forscherleben des verewigten Freundes und Meisters vertraut zu machen, gab Janssen im Jahre 1869 noch eine kürzere selbständige Lebensschilderung heraus unter der Aufschrift: „Johann Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen". Das Buch sollte keinem studirenden Jüngling unbekannt bleiben. Besonders schätzte dasselbe der selige Verlags-Buchhändler Benjamin Herder; dieser suchte es zumal jungen Leuten in die Hände zu bringen, weil ihm einmal erzählt worden war, daß ein Student, der bisher die Arbeit geflohen, von der Stunde an, da er das Buch gelesen, anfing, wiederum zu arbeiten und infolge davon überhaupt sich umzuändern. [1])

Unser Staunen vor Janssen's Schaffenskraft wächst, wenn wir erwägen, daß neben all den eben angeführten Arbeiten, trotz der häufigen Unterbrechungen, die sein schwacher Gesundheitszustand nöthig machte, die Vorbereitung für sein großes Lebenswerk ihren stetigen Fortgang nahm und er außerdem Zeit fand, in dem katholischen Vereinsleben und in der periodischen Literatur eine äußerst fruchtbare Thätigkeit zu entfalten. Die zahlreichen geschichtlichen, literar- und sittengeschichtlichen Beiträge, die er vornehmlich in den „Historisch-politischen Blättern" und im „Katholik" in classisch schöner Form niedergelegt hat, stehen, wie alles, was aus seiner Feder hervorgegangen, auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und zeugen von seltenster Belesen-

[1]) P. Weiß an dem angeführten Orte S 130.

heit. Einige dieser Studien- und Lesefrüchte, sowie verschiedene Vorträge, sind in eigenen Broschüren wiedergegeben, andere seiner „Geschichte" einverleibt, andere wieder auf Veranlassung seines „lieben" August Reichensperger zu der mustergiltigen Sammlung der „Zeit- und Lebensbilder" vereinigt (1.—3. Auflage in 1 Bd., Freiburg 1874 bis 1879, die 4., bedeutend vermehrte Aufl. in 2 Bdn., ebenda 1889). Die in Aussicht gestellte Fortsetzung dieser „Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte", deren hauptsächliches Verdienst darin besteht, gewisse Götzen unserer gottentfremdeten Bildung und Wissenschaft auf Grund ihrer vertraulichen Bekenntnisse zum ersten Male im Lichte der Wahrheit gezeigt zu haben, konnte er leider nicht mehr selbst besorgen.

Als Flugschriften erschienen u. a., 1863: „Die Kirche und die Freiheit der Völker"; 1865: „Gustav Adolf in Deutschland" und „Rußland und Polen vor 100 Jahren"; 1867: „Karl der Große" (die drei letztgenannten zu Weihnachten 1890 in 4. Auflage in Einem Bändchen vereinigt, unter dem Titel: „Drei geschichtliche Vorträge"); 1868: „Der Capuziner Franz Borgias" (später 1873: „Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten"; 1891: „Aus dem deutschen Universitätsleben des sechzehnten Jahrhunderts." Die aus den Jahren 1863 bis 1868 aufgeführten Flugschriften gehören sämmtlich der Sammlung „Zeitgemäßer Broschüren" an, die im Jahre 1863 unter der Leitung von Thissen, Janssen und Haffner begründet wurde. Von seinen gehaltvollen Vorträgen auf Versammlungen und in Vereinen sei die (vorstehend bereits angeführte) Rede über die Kirche und die Freiheit der Völker auf der Frankfurter Generalversammlung des Jahres 1863 hervorgehoben, wo außer ihm Professor Haffner, der nachmalige Bischof; Dr. Franz Hülskamp, der Begründer und unermüdliche Leiter des „Literarischen Handweisers"; der jugendliche Freiherr Georg von Hertling — als Vertreter der katholischen Studentenvereine — und der streitbare Freiherr von Schorlemer-Alst zum ersten Male auf der Generalversammlung als Redner auftraten.

Das Haupt- und Lebenswerk Janssen's ist seine „Geschichte des deutschen Volkes", die eine vollständig neue Auffassung des ausgehenden Mittelalters und des sogenannten Reformationszeitalters begründet. Es ist in der That ein Lebenswerk. Bereits

Digitized by Google

in seinen Studienjahren hatte Janssen aus eigenstem Antrieb den Plan zu demselben gefaßt und u. a. auch mit Böhmer darüber correspondirt. „Es gibt", konnte dieser ihm schon am 5. Mai 1854 in Bezug auf seinen Plan schreiben, „gewiß keine schönere und fruchtreichere Aufgabe, als eine im edleren Sinne populär gehaltene Darstellung der deutschen Geschichte, welche die vorhandene Forschung so viel als möglich benutzt und das Wesentliche zusammenfassend in kräftiger Sprache zu den gebildeten Kreisen des Publikums redet, und ich lobe den, der sich schon in der Jugend eine so hohe Aufgabe steckt . . ." Allerdings war Böhmer, der Vater unserer mittelalterlichen Geschichtsforschung, in Bezug auf die Stellung, welche Janssen in seinem Plane der Culturgeschichte zugetheilt wissen wollte, nicht ganz mit diesem einverstanden. Er hielt wohl die Forderung einer mehr culturhistorischen Richtung in unserer Zeit für wohlbegründet, aber, meinte er in dem eben angeführten Schreiben, man dürfe und müsse die Culturgeschichte in einer gewissen Absonderung von der Geschichte im engeren Sinne, d. h. der politischen, halten; er erinnerte in dieser Hinsicht daran, daß auch die großen Historiker des Alterthums die Culturgeschichte beiseite gelassen hätten. Theilung der Arbeit sei auch hier das große Wort. Aber gerade der edle Böhmer würde, wenn er nur das Erscheinen des ersten Bandes erlebt hätte, über dessen culturgeschichtliche Glanzpartieen vielleicht die reinste Freude empfunden und mit besonderer Genugthuung sich überzeugt haben, wie der Verfasser auch ohne Theilung der Arbeit seiner Aufgabe Meister geworden ist.

Als Janssen im Jahre 1873 mit dem hochseligen Bischof von Ketteler, bei welchem er in hohem Ansehen stand, über seine „Geschichte des deutschen Volkes" sprach, sagte dieser prophetischen Blickes in Bezug auf diese Lebensaufgabe ihm voraus, auf ihn treffe das Wort der Schrift zu: „Ich habe mich gebunden, und ich werde gebunden sein".[1]) „Sie werden", so äußerte er u. a., „gelobt werden, Sie werden Verleumdungen und Haß und Verfolgung zu dulden haben, sogar von den eigenen Leuten. Aber das darf Sie nicht abschrecken. Man wird Sie schließlich auf katholischer Seite zum alten Eisen werfen. Aber nachdem Sie einmal gebunden sind, müssen Sie's auf sich nehmen." Das alles sollte Janssen denn auch in der That theils in reichlicherem, theils in geringerem Maße durchkosten.

[1]) Vgl. Eph. 3, 1; Col. 4, 3; Philem. 9.

Digitized by Google

Nach mehr denn zwanzigjährigen Vorarbeiten erschien im Jahre 1876 die erste Abtheilung des ersten Bandes, und alsbald hatte das allgemeine Urtheil sich dahin geeinigt, daß hier eine wissenschaftliche Großthat ersten Ranges zu verzeichnen sei. Während es die Gelehrten in Staunen setzte, wie der Verfasser die fast endlose Fülle neuen, zum Theil aus den entlegensten Fundstätten zusammengetragenen Materials in so flüssiger, wahrhaft künstlerischer Darstellung zu bewältigen vermochte, vertieften die weiteren Kreise sich voll Begeisterung in die lebensvollen Schilderungen, welche zum ersten Male ein so überraschendes Gesamtbild von den Zuständen und Schicksalen des deutschen Volkes an der Grenzscheide einer neuen Zeit entrollten. Die Begeisterung verbreitete sich nicht blos über die katholischen, sondern auch über die protestantischen Kreise: strenggläubige protestantische Stimmen rühmten unbefangen von dem ersten Bande, daß er ein Werk von unvergänglicher Bedeutung, „eine That des Katholicismus“ sei.

Allerdings fehlte es von Anfang an auch nicht an Widerspruch. Derselbe steigerte sich mehr und mehr, je tiefer das Werk in die Geschichte der großen religiösen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts eindrang. Die streitbarsten Kämpen protestantischer Wissenschaft rückten auf den Plan, nicht zu reden von dem endlos nachrückenden Trosse. Zuvörderst suchte man mit sachlichen Gründen dem gefährlichen Gegner beizukommen. Als diese sich ohnmächtig erwiesen, verschmähte man auch nicht die Mittel der Verdächtigung und der Verleumdung. Es entstand eine ganze Janssen-Literatur und sogar ein eigener Anti-Janssen-Verein für Reformationsgeschichte. So groß aber auch die Zahl seiner Bekämpfer wurde, so machte doch ein lutherischer Deutschamerikaner, Charles William Frommel aus New-York, trotz Unterstützung durch einen „sehr hoch gestellten anglikanischen Geistlichen“, im März 1885 einer deutschen Universität vergeblich das Anerbieten: er wolle einen Preis von 5000 Dollars aussetzen „für die beste, mit genauen Quellenangaben versehene Widerlegung des Werkes, und einer von der Universität zu ernennenden Commission auf ihre wissenschaftliche Verantwortlichkeit die Vertheilung des Preises überlassen“.

Die planmäßige Befehdung nöthigte schließlich den Verfasser zu seinen classisch-vornehmen, zugleich zur glänzenden Apologie der katholischen Lehre sich gestaltenden Vertheidigungsschriften: „An meine Kritiker“ (Freiburg 1882, 17.—19. Tausend 1891) und: „Ein zweites Wort an meine Kritiker“ (ebenda 1883)

Digitized by Google

mit ihren werthvollen Ergänzungen und Erläuterungen zu den ersten drei Bänden.

Der unbestreitbare Sieg, den er hier davongetragen, veranlaßte die Gegner nunmehr, die entgegengesetzte Taktik einzuschlagen: auf der ganzen Linie erging die Losung, den Unbequemen todtzuschweigen. Die Losung ward im großen und ganzen so getreu befolgt, daß beispielsweise ein niedergehendes Weltblatt, das dem ersten Bande eine einläßliche fachmännische Besprechung gewidmet hatte, seinen Lesern von Janssen's Tode einzig durch die telegraphische Meldung der Thatsache Kenntniß gab. Allein das Todtschweigen war zu spät angeordnet worden. Mittlerweile hatte gerade unter der steigenden Anfeindung die Verbreitung der deutschen Geschichte sich in einem Maße gesteigert, daß dieselbe vom vierten Bande ab gleich in zwölffacher Auflage hinausgegeben werden konnte. Das ist, wie ein protestantischer Beurtheiler hervorgehoben hat, eine Thatsache, die bei einem vielbändigen wissenschaftlichen Werke für deutsche Verhältnisse unerhört ist; und um so mehr, wenn man bedenkt, welch beträchtliche Anzahl von Exemplaren in dem protestantischen Norden Deutschlands abgesetzt wurde. Immerhin hat es auch fernerhin Janssen an Angriffen, sogar aus dem „eigenen Lager", nie gefehlt; aber sie blieben doch mehr vereinzelt. Der Tod hat ihn gehindert auf die ernst zu nehmenden zu antworten. Die Angriffe von katholischer Seite haben ihn immer, um der Sache willen, tief geschmerzt; um so reinere Freude bereiteten ihm anerkennende Zuschriften von Protestanten, zumal von solchen, welchen seine Darstellung der Kirchentrennung den ersten Anstoß zur Rückkehr in die alte Mutterkirche gegeben hatte. Derartige Briefe waren ihm „die liebsten Recensionen". Zu den freudigsten Erinnerungen an sein Priesterjubiläum zählte er die, daß ihn nicht weniger als 50 Protestanten, darunter mehrere Pastoren, in eigenen Schreiben beglückwünschten.

In früheren Jahren gedachte Janssen seine Geschichte in zwei mäßigen Bänden zusammenzufassen, deren erster die Zeit bis zum Westfälischen Frieden (1648), der zweite bis zum Zerfall des alten Reiches (1806) behandelt hätte. Je weiter in späteren Jahren die Arbeit vorschritt, um so gebieterischer machte ihm die Nothwendigkeit sich geltend, wenn anders das massenhafte Material bewältigt werden sollte, einerseits die Behandlung zu erweitern, andererseits auf einen engern Zeitraum sich zu beschränken. Wie er noch nach dem Erscheinen des dritten Bandes gehofft, die Periode bis zum Beginn des

dreißigjährigen Krieges, auch auf culturgeschichtlichem Gebiete, mit dem vierten Bande abschließen zu können, dann aber einen fünften, sechsten und siebenten Band dafür in Anspruch nehmen mußte: so beschied er sich umgekehrt, seinen alten Plan erst auf die Zeit bis zum Frieden von Basel (1795), dann bis zur Begründung des preußischen Königthums (1701) und zuletzt bis zum Westfälischen Frieden einzuschränken. Dabei hatte er, um im Falle vorzeitiger Abberufung nichts Unfertiges zu hinterlassen, von vornherein darauf Bedacht genommen, in jedem Bande ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Ganze zu liefern. So behandelt der erste Band: „Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters"; der zweite die Zeit „vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525"; der dritte: „die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und der Städte und ihre politischen Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555"; der vierte: „die politisch-kirchliche Revolution seit dem sog. Augsburger Religionsfrieden bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 und ihre Bekämpfung während dieses Zeitraums"; der fünfte: „die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618"; die folgenden endlich „die Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges"; und zwar der sechste Band: „Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges"; der siebente, noch der Veröffentlichung harreden: das gesammte Unterrichtswesen, die Volkswirthschaft und das Fürsten- und Volksleben.

Zur „geistigen Erfrischung" von den Anstrengungen der eigentlichen Lebensarbeit verfaßte Janssen die beiden herrlichen „Selbstbiographien" Friedrich Leopolds von Stolberg. Zunächst erschien im Herbste 1876 von der größeren der zweite Band: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1800—1819"; dann im Frühjahr 1877 der erste: „Fr. L. G. z. Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1750—1800", und nach der Vollendung des dritten Bandes der Geschichte, anfangs 1882, die kleinere: „Fr. L. G. z. Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche." Größtentheils aus dem bis dahin noch ungedruckten Familiennachlasse hat Janssen hier gewisser-

Digitized by Google

maßen nachgeholt, worum die Freunde den berühmten Convertiten selbst „wegen des großen Einflusses, den er auf Tausende geübt", wieder und wieder, aber stets ohne Erfolg angegangen hatten: sein eigenes Leben zu schreiben. Denn in diesem Werke war es Janssen, ähnlich wie in seinem Hauptwerke, „vor allem darum zu thun, persönlich hinter den vorgeführten Zeugnissen völlig zurückzutreten und mit Stolberg's eigenen Worten, in leichtem und natürlichem Gefüge, ein Bild von dessen Wachsen und Wirken, von seiner frischen Begeisterung für Kirche und Vaterland, Kunst und Wissenschaft, seinem tiefen und reinen Leben, seiner frommen Glückseligkeit zu entwerfen". Vielleicht keine Arbeit hat Janssen einen so lautern Genuß bereitet, wie die kleinere, dem ganzen Plane nach zugleich erweiterte und eine Fülle neuen Materiales bergende Ausgabe, die binnen Jahresfrist dreimal aufgelegt wurde. Nach der nachgerade geistig wie körperlich niederdrückenden Beschäftigung mit den dunkeln Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts erschien ihm die Arbeit wie ein „labendes Bad". „Mir war es bei der Lectüre des Werkes", schrieb ihm mit Recht ein Verehrer desselben, „als wenn eine Selbstbiographie Stolbergs aufgefunden worden wäre. Die Entwicklungsgeschichte des großen Mannes steht jetzt noch ungleich deutlicher vor mir als nach der Lectüre des früheren Werkes von Ihnen, weil minder Wichtiges von ihm und Briefe von Anderen jetzt weggeblieben, und ich viel schönes Neue gefunden. Das letzte Kapitel sollte ein Vade mecum für jedes christliche Haus sein, und ich kenne in unserer Literatur für Convertirende nichts Passenderes und Schöneres als das Kapitel ‚Aus der Jahrwoche religiösen Ringens'." Thatsächlich hat der kleine wie der große „Stolberg" zu Janssen's unsäglicher Freude nicht wenige Conversionen veranlaßt und vollendet. —

Ein Grundzug seines Wesens war die Wahrhaftigkeit. Schon seine einfache, alle Phrase, alles Pathos verschmähende Redeweise lieferte dafür ein unverkennbares Zeugniß. Einfach und ungekünstelt war sein Benehmen, jedem unwahren Zwange war er abhold, und gab sich am liebsten vor jedermann, wie er war. Wer ohne Vorcingenommenheit ihn sah und hörte, fühlte unwillkürlich zu ihm sich hingezogen und mit Vertrauen erfüllt. In heiligen Zorn gerieth er ob Lüge und Niedertracht, und er mochte, wie er mit Vorliebe sagte, auch von den „zornigen Heiligen" nichts wissen, die mit unedeln Waffen als Vertheidiger der katholischen Sache sich aufspielten. Bei seinen Forschungen war er einzig bemüht, nach Möglich-

Digitized by Google

keit die geschichtliche Wahrheit zu ergründen, und dann die ergründete einfach darzulegen, so gut er sie aus den Quellen erkennen konnte. „Von irgend einer andern ‚Tendenz'", durfte er deshalb in aller Ruhe mit Bezug auf eine dahin zielende Verdächtigung des Cultusministers Falk erwidern, „weiß ich mich frei." In jenem Bemühen ging er schließlich so weit, daß er in der Schilderung die eigene Person bis zur vollen Selbstentäußerung zurücktreten und vorzugsweise die dargestellte Zeit selbst unmittelbar reden ließ. Ein Gegner konnte ihm daher kaum schwerer unrecht thun, als wenn er seinen guten Glauben in Zweifel zog oder gar in Abrede stellte. Wie er aber nach bestem Wissen und Gewissen bemüht war, die Wahrheit zu schildern, so hegte er zugleich die feste Ueberzeugung, daß diese Wahrheit, wenn auch noch so langsam, mit der Zeit nothwendig zum Durchbruche gelangen werde. Darin bestärkten ihn übrigens auch Urtheile von Protestanten, bei denen von irgend einer Hinneigung zu der alten Mutterkirche nicht entfernt die Rede sein konnte. So legte er z. B. großen Werth auf das Urtheil eines lutherischen geistlichen Würdenträgers, der zu ihm sagte: „Sie haben ja recht, und auf unserer Seite würde man Ihnen alles verziehen haben, und noch mehr; aber unsern Luther hätten Sie schonen müssen! Ihre Auffassung wird sich gewiß Bahn brechen; immerhin wird noch ein Jahrhundert darüber vergehen, bis der Umschwung sich vollziehen wird." — In seiner Wahrheitsliebe beschönigte und bemäntelte er auch nicht die Schäden und Gebrechen auf katholischer Seite, so schmerzlich ihn solche auch berührten, und so nahe es hier lag, daß seine kirchliche Gesinnung verkannt werden konnte. Gerade deshalb war es für ihn eine ganz besondere Freude, als ihn 1880 der Heilige Vater, Papst Leo XIII., zur Ehrung seiner Verdienste um die Erforschung der geschichtlichen Wahrheit zum päpstlichen Hausprälaten und Apostolischen Protonotar ad instar participantium ernannte, und fünf Jahre später ihm anläßlich seines Priesterjubiläums seine „väterliche Liebe und Hochschätzung" in eigenem Glückwunschschreiben ausdrückte, dem er „in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, die der Jubilar um die Kirche und die kirchliche Wissenschaft sich erworben", eine Denkmünze mit seinem Bildnisse beifügte. Durch solche Hulderweise wurde er in seinem kindlich-frommen Sinne überzeugt, daß er trotz seiner ungeschminkten Behandlung katholischer Mißstände ein treuer Sohn der katholischen Kirche geblieben sei.

Digitized by Google

Janssen war ein Meister der Zeiteintheilung und arbeitete „wie ein Feind". In diesen Eigenschaften lag ein Hauptgeheimniß seines großartigen Schaffens. An frühes Aufstehen war er von Kindesbeinen auf gewöhnt. In sorglich abgegrenzter Ordnung vollzog sich sein Tagewerk: neben der gewissenhaften Erfüllung seiner priesterlichen und seiner beruflichen Pflichten und durchschnittlich sechs- bis achtstündiger angestrengter Forscherarbeit fand er in gesunden Tagen stets noch Zeit zu anderweitiger Lectüre, zu regelmäßigen körperlichen Uebungen und Spaziergängen, zu geselligem Verkehr mit Freunden, zu Rath und That in den mannigfachsten Anliegen und Ansuchen von nah und fern und auch zu schriftlicher Rechenschaft über sein Thun und seine Begegnisse. Böhmers Wahlspruch: Labor improbus omnia vincit (unabläßige Arbeit besiegt jede Schwierigkeit) war bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. In seinen Forschungen schreckte er vor keiner noch so mühevollen und zeitraubenden, vor keiner noch so trockenen oder gar abstoßenden Arbeit zurück. Er vertiefte sich in die entlegensten Disciplinen, und wenn er sich in dieselben eingearbeitet, so rastete er nicht, bis er seine Ergebnisse in eine klare und durchsichtige Form gebracht; denn vorzügliches Gewicht legte er auf eine vollendete Form. Wo nöthig, verdroß es ihn nicht, den ersten Entwurf drei- und viermal, ja noch öfter, umzugießen, wie er sich in der Jugend schon, bei der Bearbeitung seines Geschichtsabrisses, gewöhnt hatte. Derart verwandte er manchmal Wochen und Monate auf die Ausarbeitung eines einzigen kurzen Kapitels. Waren aber einmal ganz ausnehmende Schwierigkeiten überwunden, so gereichte es ihm nachträglich zu desto froherer Genugthuung, wenn er dafür die Anerkennung der besonderen Fachkreise erntete. Welche Unsumme von Zeit und Arbeit steckt beispielsweise gleich in dem ersten Kapitel des ersten Bandes über die Verbreitung der Buchdruckerkunst und in jenem über die für ihn so weitabliegende Musik (Bd. I, 15. Auflage, S. 228—238), sowie namentlich in einzelnen bahnbrechenden Theilen seines sechsten Bandes! Die letzten zwei Abschnitte desselben, über die Wunder- und Schauer-, die Geheim-, Zauber- und Teufelsliteratur, waren im Zusammenhang noch von keinem Literaturhistoriker, weder von einem protestantischen noch von einem katholischen, behandelt worden, und gerade hier war es sehr schwer, aus dem durchweg zerstreuten und bruchstückartigen Material ein zusammenhängendes, übersichtliches Bild zu gestalten. Ein Freund konnte deshalb wahrhaft darob erstaunt sein, wie er dieses möglich

Digitized by Google

gemacht hätte. Und welche Unsumme von Zeit und Arbeit hat er ferner auf seine neuen Auflagen verwandt! Auf alle seit der letzten Auflage erschienenen Quellenwerke und Hilfsmittel nahm er dabei Rücksicht. „Johannes Janssen", so hat ihn nach dieser Seite Freund Hülskamp verständnißvoll im „Literarischen Handweiser" geschildert (Jahrgang 1879, Sp. 308 f.), „gehört zu jenen, nicht allzu dicht gesäeten Arbeitern der Wissenschaft und Literatur, die eine einmal der Oeffentlichkeit übergebene Arbeit damit nicht auch als völlig abgethan betrachten, sondern den einmal lieb gewonnenen und mit Eifer verfolgten Gegenstand stetig im Auge behalten, alles Neue darüber mit Aufmerksamkeit lesen, die Lesefrüchte sich notiren und dann bei nöthig werdenden Neudrucken nicht blos Sachliches leicht zu bessern wissen, sondern auch die schon anfangs mit Sorgfalt behandelte Form der Darstellung noch immer mehr zu vervollkommnen suchen. So erscheint jede neue Auflage ihrer Schriften auch stetig als eine revidirte und verbesserte, nur daß selbstverständlich der gleich anfangs mit reifer Ueberlegung ausgeführte Grundbau nicht umgeworfen wird." Daraus ergebe sich denn, wie er mit Recht darlegt, ein Doppeltes: „Wer sich nur für seine eigene Person aus Janssen'schen Büchern belehren will, der darf sich ohne erhebliche Einbuße allenfalls auch mit den ersten und älteren Auflagen begnügen; wer sie aber als Quellen und Hilfsmittel für eigene Vorträge und Schriften, also zur Wiederbelehrung Anderer, benutzen will, der darf die neuesten Auflagen nicht unberücksichtigt lassen."

Bei dem hohen Werthe, den Janssen auf die rechte Benutzung seiner Zeit legte, war ihm jede Störung während der Arbeit eine Pein und gar auf unberufene Störer wurde er ernstlich böse. Um ihnen zu entgehen, arbeitete er längere Zeit in einem förmlichen, nur den vertrautesten Freunden bekannten Versteck außerhalb seiner Wohnung. In den vielen Heimsuchungen durch Krankheit drückte es ihn am schwersten, daß er nicht arbeiten konnte. Die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Anforderungen und Briefe aller Art, mit welchen er zeitweilig geradezu überschwemmt wurde, riefen nur zu oft und zu lange Ueberreizung der Nerven und Schlaflosigkeit hervor. „Nicht die Arbeit strengt mich an", äußerte er öfters, „und schadet meiner Gesundheit, sondern das ewige Gestörtwerden durch die mannigfaltigsten Anfragen und Anforderungen und die vielen, für mich liebenswürdigen, für meine Arbeit unbarmherzigen Besuche."

Digitized by Google

Bei allen seinen Arbeiten hatte er ein höheres Ziel im Auge. Er befaßte sich überhaupt nur mit solchen, von welchen er von vornherein eine gute Wirkung sich versprechen konnte, und sein Grundgedanke war, daß Gott dafür seiner „armen Seele" gnädig sein möge. Als er in seiner letzten Krankheit bereit stand, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, durfte er daher mit gutem Gewissen wiederholt versichern: „Ich habe in den bald vierzig Jahren, die ich gearbeitet, nie mich gesucht, das kann ich sagen, sondern stets die Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche." Um der Sache der Kirche willen freute er sich auch herzlich über seine Erfolge; aber er blieb dabei immer demüthig und einfach.

Janssen's ungewöhnlicher Belesenheit haben wir bereits im Vorübergehen gedacht. Neben all den fachwissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften, von welchen namentlich die Literaturverzeichnisse in seiner Geschichte des deutschen Volkes Zeugniß geben, las er von Anfang seines Frankfurter Aufenthaltes Tag für Tag seine bestimmte Zeit etwas aus der neuesten Geschichte, aus der Brief- oder Memoirenliteratur. An classischen Mustern, zumal an Lessings Prosa, strebte er insbesondere den eigenen Stil auszubilden. Als Beitrag zu der Gelegenheitsschrift: „Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen" (Berlin 1889) hat er über seine Lectüre eine werthvolle Zusammenstellung dargeboten, deren Wiedergabe uns namentlich für die studirende Jugend nützlich erscheint.

„Wenn ich", schreibt er hier (S. 24 f.) „eine Anzahl Werke bezeichnen soll, in welchen sich die Kraft des menschlichen Geistes meines Erachtens ganz besonders offenbart hat, so nenne ich auf dem Gebiete der Geschichte: Thukydides, Tacitus und des hl. Augustinus De civitate Dei; in der Beredsamkeit: Demosthenes und den hl. Chrysostomus; auf dem Gebiete dichterischen Schaffens: Homer, Dante, Shakespeare; auf dem Gebiete philosophischen Denkens: Aristoteles, den hl. Augustinus und den hl. Thomas von Aquin.

„Zu den Werken deutscher Literatur, welchen ich die meiste Anregung und Förderung verdanke, gehören vor allem: das Nibelungenlied, Gudrun, Wolfram von Eschenbachs Parcival, Walther von der Vogelweide, das Annolied; die deutschen Chroniken und die religiösen Unterrichts- und Erbauungsbücher des fünfzehnten Jahrhunderts; viele der letzteren kann man, scheint mir, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe, den schönsten Erzeugnissen deutscher Prosa

Digitized by Google

beizählen. Unter den neueren erwähne ich namentlich: Lessings kritische Schriften; Goethes Iphigenie, Tasso und Hermann und Dorothea; Schillers Wallenstein; Clemens Brentanos prosaische Schriften; Uhland; Eichendorff; Stifters Studien und Bunte Steine; Riehls Familie, Deutsche Arbeit, Kulturstudien und Novellen; Webers Dreizehnlinden.

„Lieblingsbücher aus andern Fächern sind mir: Möhlers Symbolik; Hettingers Apologie des Christenthums und der Kirche; Kettelers socialpolitische Schriften; die Conferenzen und die Briefe von Lacordaire; sämmtliche Werke von Montalembert, von Balmes, von Wiseman und Newman.

„Auf meine geschichtlichen Studien übten unter den neueren den meisten Einfluß auf mich aus: in früher Jugend Stolbergs Religionsgeschichte; später: Ritters Geographie: Rankes Geschichte der Päpste; Guizots Vorlesungen über die europäische und über die französische Civilisation; der erste Band von Macaulays englischer Geschichte und dessen Essays; am nachhaltigsten wirkte Karl Adolf Menzels Neuere Geschichte der Deutschen. Ferner: die Literaturgeschichten von Vilmar und von Wilhelm Wackernagel; Görres über die deutschen Volksbücher; Uhlands Abhandlung über die deutschen Volkslieder; Schnaases Niederländische Briefe und Kunstgeschichte; Schorns Kunstblatt; die kunstgeschichtlichen Werke von Waagen und Kugler; Rio, De l'art chrétien, und Reichenspergers verschiedene Schriften über christliche Kunst; Ambros' Geschichte der Musik; Stobbes Geschichte der deutschen Rechtsquellen; Beselers Volksrecht und Juristenrecht; Stintzings Ulrich Zasius; sämmtliche volkswirthschaftliche Werke und Abhandlungen von Roscher und Schmoller; auf demselben Gebiete die Abhandlungen von Johannes Falke und Otto Kius in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik und in der Zeitschrift für die gesammte Staatswirthschaft; Rogers' History of agriculture and prices.

„Mit besonderer Vorliebe habe ich immer Briefsammlungen und biographische Aufzeichnungen gelesen, und meine: niemand sollte beispielsweise die Briefe von Johannes von Müller, die Lebensnachrichten über Niebuhr, die Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel, die Briefe von Karl Ritter ungelesen lassen."

Einer seiner Lieblinge aus Deutschlands theologischen Schriftstellern der Vorzeit, den er in diesem Verzeichnisse nicht aufgeführt,

Digitized by Google

sei aus den „Erinnerungen an einen deutschen Kapuziner“ hier nachgetragen: die „kerndeutsche Natur“ des ehrwürdigen P. Martin von Cochem, für welchen er eine Verehrung hegte, „wie man sie jenen widmen darf, die man den ‚Edelsten und Thatenfreudigsten‘ aus der Vergangenheit der Nation beizählt“. „In der langen Vernachlässigung des Studiums der zahlreichen und vielseitigen Werke dieses herrlichen Mannes, dem an inniger Frömmigkeit, Geist und Gemüth, an Tiefe der Auffassung, Schwung der Gedanken und ächter, herzstärkender Poesie nur Wenige gleichkommen von Allen, die je in deutscher Zunge zur Ehre Gottes und zur Förderung des Wohles ihrer Nebenmenschen gewirkt und geschrieben haben“, fand er mit P. Borgias einen Beweis dafür, „wie leicht wir Deutsche das Beste, was wir selbst besitzen, mißkennen und unbeachtet lassen“. Selbst in der Geschichte der profanen Literatur, urtheilte er, „sollte man den Namen Pater Martins von Cochem so wenig vergessen, wie den eines Geiler von Kaisersberg, eines Abraham a Sancta Clara, eines Friedrich von Spee.“

Wie er selbst die Lectüre pflegte, so suchte er auch frühzeitig in seinen Schülern den Sinn für dieselbe zu wecken. Sein fesselnder Unterricht, zu dessen Bedeutung leider die Schülerzahl im umgekehrten Verhältnisse stand, erhielt gerade dadurch einen ganz eigenthümlichen Vorzug, daß er die Schüler zugleich dazu anhielt, auch recht, d. h. immer „mit der Feder in der Hand“, zu lesen.

Neben der ständigen Beschäftigung mit der Vergangenheit bewahrte Janssen für alle Vorgänge des Tages stets ein offenes Auge und den empfänglichsten Sinn. Preußens Bundesbruch im Jahre 1866 und Oesterreichs Ausstoßung aus Deutschland war für ihn ein Gegenstand lebhaftesten Seelenschmerzes und schwerster Sorge um die Zukunft. Nicht minder die Scheidung der Geister zur Zeit des Vaticanischen Concils. Hoffnungsfreudig, voll vaterländischer Begeisterung hatte er 1870 die Einigung Deutschlands begrüßt, aber jäh wurden seine Hoffnungen durch den Culturkampf zerstört. Die Verwickelungen und Ereignisse, die sich damals unter seinen Augen vollzogen, boten, wie er in der wiederholt aufgeführten Schrift „An meine Kritiker“ (S. 222) hervorgehoben hat, manche Parallele zu denjenigen, welche er in den Quellen des sechzehnten Jahrhunderts Tag für Tag studirte. „Erfreulicher Natur“, bemerkt er bitter, „waren die Berührungspunkte, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpften, keineswegs.“ In der That erfüllte ihn

Digitized by Google

in jenen Tagen, wie schon 1866, unsägliches Weh, und wenn es nach seinen augenblicklichen Stimmungen gegangen wäre, so hätte er am liebsten auf die Ausführung seines Lebensplanes verzichtet und sich einzig noch mit seelsorgerischen Arbeiten befaßt. Vor allem schmerzte und erzürnte es ihn, wenn er Katholiken, und gar solche in kirchlichen Würden, gewahrte, die von den Leiden der Kirche völlig unberührt schienen. Als im Jahre 1875 ein mittlerweile verstorbener Domherr ein Anekdotenbüchlein herausgab, „dem schon um des guten Geschmackes willen eine ernste Rüge gebührt hätte", fertigte Janssen mit Namensunterschrift, voll vernichtender Ironie, in einem Literaturblatte denselben ab: „‚Guter Freund', würde Clemens Brentano sich vernehmen lassen, ‚Sie bedürfen vor allem der Spiritusbäder, und ich würde sie Ihnen so gerne verschaffen, wenn ich nur wüßte, wo sie zu haben wären. Ihr Anekdotenbüchlein gefällt mir nicht nur gar nicht, sondern weniger als Ihre anderen Sachen, die mir auch nicht gefallen.' Wie nur in unserer ernsten Zeit der Vergewaltigung der Kirche ein Domherr solch ein Machwerk herausgeben mag, das nicht blos ‚voll ist von leeren', gehaltlosen, abgedroschenen Histörchen, sondern auch ärgerliche und das katholische Gemüth verletzende Dinge enthält! Wenn der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, ‚augenblicklich nichts Besseres gewußt', so hätte er überhaupt nicht schreiben oder wenigstens zur Ehre seines Standes seinen Namen verschweigen sollen. Soviel wird doch", schließt er unter dem Hinweis auf einzelne, den niedern Klerus herabsetzende Anekdoten desselben, dem Herrn Domkapitular bekannt sein, daß die niederen Geistlichen weder in [seiner] Diöcese, noch anderswo dermalen ‚Hiebe' verdienen, und überall etwas ‚Besseres' zu thun wissen, als unpassende Anekdoten zu sammeln".

In der Tagespresse ist anläßlich seines Todes eine bezeichnende Erinnerung an ihn aus der gleichen Zeit aufgefrischt worden. Nach der Beerdigung des ehemaligen preußischen Bundestagsgesandten Karl Friedrich von Savigny (gest. 11. Februar 1875) fand sich in dem Dompfarrhause zu Frankfurt eine Anzahl hervorragender Geistlichen und Gelehrten ein, unter ihnen auch Janssen. Kurz bevor man sich zum Essen niedersetzte, ließ sich der frühere Botschafter Graf Harry von Arnim, ein Schwager Savigny's, melden, um Stadtpfarrer Münzenberger für die Begleitung der Leiche zu danken. Als der Graf, in die Unterhaltung gezogen, allerdings

Digitized by Google

mit einiger Zurückhaltung, auch den Culturkampf berührte und auf die Möglichkeit anspielte, daß die deutschen Bischöfe und sonstige geistliche Würdenträger der katholischen Kirche verhaftet würden, wandte Janssen sich gegen ihn mit der Bemerkung: „Herr Graf, diese Mittel haben keine Wirkung mehr, damit können Sie uns nicht gruseln machen; denn seit die Botschafter ins Loch gesteckt werden, ist es ja eine Ehre für uns, auch dahin zu kommen." Im weiteren spitzte sich die Unterhaltung zu einem nahezu einstündigen, äußerst lebhaften Zwiegespräche zwischen Janssen und Arnim zu. Der letztere war kaum vier Monate vorher (4. October 1874), weil er die aus dem Botschafts-Archive mitgenommenen Schriftstücke nicht herausgeben wollte, verhaftet, dann gegen Hinterlegung von 100,000 Thalern auf freien Fuß gesetzt, am 9. December 1874 zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden und harrte noch der Appellations-Entscheidung des Kammergerichts, die auf Johanni 1875 seine Strafe verdreifachte. Janssen verfügte über eine staunenswerthe Einzelkenntniß der ganzen verhängnißvollen Thätigkeit Arnim's während der Concilszeit bis zur Besetzung Roms am 20. September 1870 und nahm nun die Gelegenheit wahr, diesem sein langes diplomatisches Sündenregister vorzuhalten, mit so schneidender Schärfe, daß der weltgewandte Staatsmann, aschfahl, statt einer Antwort ab und zu nur zu verlegenem Lächeln sich aufzuraffen vermochte. Manchesmal wohl mag der unglückliche Diplomat in seinem späteren Exil noch der eindringlichen Worte des Frankfurter Professors gedacht haben.

Eine lehrreiche Abwechslung in das Einerlei des Gelehrtenlebens brachte von Ende April 1875 bis Mai 1876 die Theilnahme am preußischen Landtage. Es war auf dem Höhepunkt des Culturkampfes und Janssen hatte das Mandat als Nachfolger von Savigny's für den Wahlkreis Malmedy-Schleiden hauptsächlich angenommen, „um die Vorgänge in der Nähe kennen zu lernen". Er begnügte sich, wie er scherzend sagte, mit der Rolle eines römischen senator pedarius, der seine Willensmeinung einfach mittels der Füße kundgab, indem er bei Abstimmungen zu der einen oder der anderen Gruppe trat. Immerhin erfüllte er gewissenhaft die übernommene Pflicht und verbrachte des Tages im Durchschnitt seine vier Stunden im Abgeordnetenhause. Daneben arbeitete er rüstig an seiner Geschichte weiter und machte aus den seltenen Druckwerken der Bibliotheken fleißig Auszüge. Mit vielem Humor erzählte er, wie er eigentlich vermöge eines Trinkgeldes

Digitized by Google

von fünf Groschen ein Gesetz zu Stande gebracht. Als er sich nämlich einmal ans Buffet, in die seinerzeit vielberufene „Fraction Müller", entfernte, befahl er es dem Diener dringend an, ihn ja zu rufen, wenn es zur Abstimmung käme. Und der Diener rief ihn schneller, als er erwartet hatte: er hatte gerade noch Zeit zu erfunden, auf welcher Seite das Centrum den Hammelsprung mitmachte, — um dann sofort als letzter in der Reihe mit seiner einzigen Stimme den Ausschlag für die Annahme des Gesetzes zu geben. Ein andermal war er bereits zu einer Rede im großen Stile, in der Polenfrage, ausersehen; auf Windthorsts wohlbegründeten Rath hielt er sich jedoch im Hintergrunde. Auf der Rückreise von Berlin besuchte er zu Studienzwecken Prag, Wittenberg, Magdeburg und Kassel.

Warmen Herzens förderte er nach allen Richtungen hin den aussichtsreichen Aufschwung katholischen Lebens, zu welchem zugleich sein Hauptwerk einen so mächtigen Antrieb gegeben hat. Seines öffentlichen Auftretens in Versammlungen ist schon kurz gedacht. Es war ihm eine Entbehrung, wenn er an einer katholischen Generalversammlung nicht theilnehmen konnte. Eifrig warb er überall neue Freunde für die Sache der Görres-Gesellschaft, die er auch in seinem letzten Willen bedacht hat. Dem aufblühenden Collegium an der deutschen Nationalstiftung des Campo Santo zu Rom und seinem unternehmenden Rector, dem verdienten Katakombenforscher Dr. Anton de Waal, hatte er, wie dessen jüngster Jahresbericht dankbar hervorhebt, „stets nahe gestanden und jede Förderung angedeihen lassen". Durch eine reiche Schenkung hatte er „schon vor Jahren dafür gesorgt, daß auch nach seinem Tode sein Andenken im Campo Santo lebendig bleibe". Freudig begrüßte er den internationalen katholischen Gelehrtencongreß, der in der Osterwoche 1891 zu Paris zusammentrat. An der persönlichen Theilnahme verhindert, widmete er demselben, eine französisch geschriebene Abhandlung über die Jesuiten vor Spee im Hexenhandel, die in der Section für die historischen Wissenschaften verlesen und kürzlich auch im Druck veröffentlicht wurde.[1]) Auch bei den Mainzer Vorberathungen zur Gründung des Volksvereins für das katholische Deutschland hat er nicht gefehlt.

Es ist allbekannt, wie sehr dem seligen Centrumshaupte

[1]) Unter der Aufschrift: Les Jésuites et les procès de sorcellerie avant Frédéric de Spée. Compte rendu du Congrès scientifique internat. tenu à Paris du 1 au 6 avril 1891. Sciences hist, p. 195—204.

Digitized by Google

Windthorst dieses sein „Testament an das katholische Volk" und auch die katholischen Generalversammlungen am Herzen lagen. Aber in ihrer Art noch wichtiger erschien ihm die Vollendung der Geschichte des deutschen Volkes von Janssen. Unter all den Generalversammlungen, welchen Windthorst in seinem letzten Jahrzehnt beiwohnte, verging wohl nicht eine, auf der er nicht auf die Bedeutung des Werkes hingewiesen und dem Wunsche nach Veranstaltung eines Auszuges für das Volk beredten Ausdruck geliehen hätte. Mehr denn einmal, so noch im Herbste 1890, stellte er Janssen vor: „Lassen Sie die dummen Vereinsgeschichten, Ihr Buch ist doch wichtiger. Sie wissen ja, wie ich immer das Werk als das auf historischem Gebiete wichtigste des Jahrhunderts beurtheilt und empfohlen habe. Ich begreife gar nicht, wie Sie sich mit solchen Lappalien abgeben können." Noch ganz kurz vor seinem Tode ließ er dem Freunde, der damals durch die Regelung des Münzenberger'schen Nachlasses vielfach von seiner Arbeit abgelenkt war, den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, daß ihm dadurch nicht zuviel Zeit für die Fertigstellung des siebenten Bandes verloren gehen möge, zumal für denselben durch die seit der Ausgabe des sechsten Bandes nothwendig gewordenen verbesserten Neuauflagen der ersten vier Bände schon sehr viele Zeit verloren gegangen war. Dabei „wiederholte" er noch „auf's dringendste" seinen schon oft geäußerten Wunsch, „doch dahin zu trachten, daß von dem Werke eine billige Volksausgabe erscheinen möge". Während der zwei Semester freilich, während welcher Janssen mit Windthorst in der Centrumsfraction zusammen saß, hatte dieser ihm anfangs in allem Ernste gegrollt, weil er den Berliner Aufenthalt vorzugsweise für seine historischen Arbeiten ausbeutete, später aber hat er ihm in dieser Hinsicht rückhaltlos Recht gegeben.

Wie Windthorst an seinem Lebensabend als Lieblingsplan den Bau der Marienkirche zu Hannover hegte, so Janssen die Errichtung eines Zufluchtshauses für arme verlassene Kinder. Nachdem er einmal zu diesem Zwecke zu sammeln begonnen hatte, war er unermüdlich, neue Geber zu gewinnen. Namentlich versäumte er nicht, seine Besucher mit „Doctor Petz" bekannt zu machen, einem holzgeschnitzten Bären mit Spielwerk und Sammelvorrichtung, der neben seinem Schreibtische stand und zu manchem launigen Stücklein den Stoff lieferte; hatte doch eines Tages die hohe Polizei, zu ihrem Glücke mit aller Vorsicht, über diesen angeblichen Geheim-

Digitized by Google

sendling des Jesuitenordens Nachforschungen eingeleitet! Seine Liebe für die armen Kinder schuf auch das sinnige, in der schlichten Sprache des Herzens geschriebene und darum so eindringlich zum Herzen redende Gedicht, das seiner Zeit die Runde durch die katholische Presse deutscher Zunge machte, jene

„Herzliche Bitte zum Besten des Sammelvereins für arme verlassene Kinder."

Arme, Reiche, kommet alle!
Helfet sammeln, helfet bau'n
Eine ew'ge Ruhmeshalle
Für das Christkind, schön zu schau'n —

Nicht aus Balken, nicht aus Steinen,
Nicht aus Gold, Krystall und Erz,
Nein, aus Herzen, lieben, kleinen,
Deren Vorbild Jesu Herz!

Arme Kinder, ungezählte,
Euch ins Auge bittend seh'n;
Arme Kinder, gotterwählte,
Euch um Lieb' und Mitleid fleh'n.

Seht sie durch die Straßen schleichen
Scheuen Blickes, krank und blaß!
O wie drückt das Glück des Reichen!
O wie drückt der Armuth Haß!

Seht, wie finst're Geister weben
Dunkles Netz aus ihrer Noth; —
Wie das Elend ihrem Leben,
Schuld und Qual der Seele droht.

Und für jedes dieser Kleinen
Gab der Heiland hin sein Blut.
„Was ihr Einem thut der Meinen,"
Sprach er, „ihr mir selber thut."

Jedes dieser kleinen Herzen
Ward geformt nach seinem Bild,
Gleichen soll's in Freud' und Schmerzen
Ihm, der allzeit rein und mild.

Darum öffnet weit die Hände,
Denen Gott in Fülle lieh:
Eure fromme Gabenspende,
Sie entgeht euch jenseits nie!

Gebt auch ihr von dem Geringen,
Denen Gott reicht wen'ger dar,
Viele kleine Scherflein bringen
Gottessegen wunderbar.

Nichts ist klein. Im Weltgetriebe
Hat das Kleinste Riesenmacht.
Schärft darum den Blick der Liebe,
Sparet, sorget, schaffet, wacht!

Arme, Reiche, kommet alle!
Helfet sammeln, helfet bau'n
Eine ew'ge Ruhmeshalle
Für das Christkind, schön zu schau'n —

Nicht aus Balken, nicht aus Steinen,
Nicht aus Gold, Krystall und Erz,
Nein, aus Herzen, lieben, kleinen,
Selig einst in Jesu Herz!

Die „Riesenmacht des Kleinsten" war ein Lieblingsgegenstand seiner Gespräche. Das Almosen des Armen, Geringen hatte einen besondern Werth für ihn, und mit Alban Stolz betrachtete er die kleinen Leute als die gebfreudigsten und verständnißvollsten Wohlthäter. Natürlich schätzte er auch reiche Gaben, und zur sinnbildlichen Anerkennung pflegte er Goldspendern einen goldgeränderten Abdruck seiner „herzlichen Bitte" zu widmen; wer sich nicht zu einem Goldstücke verstieg, mußte mit einem Abdruck ohne Rand vor-

Digitized by Google

lieb nehmen. Als Muster der Wohlthätigkeit führte er gerne gewisse Israeliten vor, die noch getreulich nach der Uebung des Alten Bundes von all' ihren Gütern den vollen Zehnten für die Armen spendeten; dieser Uebung schrieb er es auch hauptsächlich zu, daß Gott ihre Unternehmungen segnete. Er hätte bei derartigen Unterhaltungen hinzufügen können, daß nicht zum geringen Theil auf ähnlicher Ursache der Gottessegen seines Geschichtswerkes beruhen mochte.

Ueber dem Sammelverein vergaß er nicht der Anliegen der Freunde und der Schutzbefohlenen Wohl wenige haben für die Jubiläumsehrung der „kleinen Excellenz" Windthorst ihren Einfluß in einem Maße geltend gemacht wie Janssen. Seine launigen, von Freundeshand gesammelten Briefkastenbemerkungen im ‚Frankfurter Volksblatt', zum Sporne solcher, welche bei der Windthorstspende oder auch bei seinem eigenen Sammelwerk im Rückstande geblieben, sind theilweise Perlen liebenswürdigen Humors und erfinderischer Nächstenliebe, und übten geraume Zeit auf die Leser des genannten Blattes eine hervorragende Anziehungskraft. Wie manchem unbemittelten Studirenden hat er thatkräftige Hülfe geleistet, wie manche wissenschaftliche Arbeit auf das selbstloseste angeregt und gefördert, wie manchen Hülferuf erhört! Einer der letzten Aufträge, den er seinem Rechtsvertreter Dr. Fösser ertheilte, war ein Weihnachtsschreiben mit einer beträchtlichen Einlage für zwei wohlthätige Vereine.

Ehren und Würden hat Janssen niemals angestrebt, so leicht ihm auch mit seinen vielverzweigten einflußreichen Verbindungen die Erlangung gefallen wäre. Bei dem großen Rufe, den er schon zur Zeit seines Eintrittes in das Priesterthum sich erworben hatte, lag es nahe, daß bald seine Person für verschiedene höhere kirchliche Stellen ins Auge gefaßt wurde. Aber er lehnte von Anfang beharrlich ab, und beklagte sich manchmal in vertrauten Kreisen, daß er in dieser Beziehung beunruhigt werde: er habe doch nur Beruf und Fähigkeit für das Studium der Geschichte. Er blieb auch seinem Forscherberufe ungeschmälert erhalten, als ihn im Sommer 1866 Erzbischof Hermann von Vicari zum Geistlichen Rath und 1882 Papst Leo XIII. zum päpstlichen Hausprälaten und Apostolischen Protonotar ad instar participantium ernannte. So hoch er aber jede Anerkennung von seiten des Heiligen Vaters schätzte, so schlug er doch die höchste Ehre, die dieser überhaupt ihm bieten konnte, um seines Lebenswerkes willen aus.

Digitized by Google

Zu Böhmer's Lebzeiten würde Janssen die bescheidene Stellung in dessen Nähe mit keiner andern vertauscht haben. Als ihm beispielsweise im Jahre 1855 im Auftrage des Geheimraths Brüggemann die Geschichtsprofessur am Lyceum zu Braunsberg mit erhöhtem Gehalt angeboten wurde, erwiderte er einfach: er habe an Böhmer einen so seltenen Lehrer gefunden, daß er vorziehe, in Frankfurt zu bleiben. In den nächsten Jahren nach Böhmer's Tode, wo er geneigt war, einem Ruf an eine Hochschule zu folgen, boten sich höchstens die Zukunftsaussichten auf die noch immer der Verwirklichung harrende deutsche katholische Universität, und nach den Tagen des Culturkampfes, während welcher eine solche Berufung schlechthin ausgeschlossen war, meinte er, daß er dafür doch zu alt sei. Einen im Frühjahr 1883 unter glänzenden Bedingungen angebotenen Lehrstuhl an der neugegründeten katholischen Universität Washington lehnte er dankbar ab, da er sein Lebenswerk nur in Deutschland vollenden könne; er glaubte dies damals in sechs bis acht Jahren erreichen zu können.

Von seiten wissenschaftlicher Körperschaften hat es ihm, wenn auch in bescheidenem Maße, nicht an Anerkennung gefehlt. 1879 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Madrid, 1882 bei der dritten Jahrhundertfeier der Universität Würzburg zum Ehren-Doctor der Theologie, 1884 bei der ersten Halbjahrhundertfeier der Universität Löwen — neben dem später so unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich — zum Ehren-Doctor der Rechte ernannt. Im Jahre 1889 wurde die französische Uebersetzung seines Geschichtswerks, von welcher der dritte Band erst in den jüngsten Tagen bei Plon in Paris ausgegeben wurde, von der französischen Akademie mit dem „ausschließlich für die Uebersetzung großer literarischer Werke vorbehaltenen" Prix Langlois ausgezeichnet.

Ein Ordensband hat niemals sein Kleid geschmückt. Die einzige Fürstengunst dieser Art, die ihm zugedacht war, wußte er durch die Berufung auf seine unbefangene Behandlung der Geschichte eines gewissen Fürstenhauses rechtzeitig abzulenken. In ähnlicher Weise verschmähte er, seine Unabhängigkeit daran zu geben, als ihm um die sechziger Jahre von einer deutschen Bundesregierung eine einträgliche publicistische Sinecure angetragen wurde, die er ohne Beschwerde neben seiner Lehrstelle hätte versehen können.

In seinen jüngeren Jahren beseelte ihn, gleich den mittel-

Digitized by Google

alterlichen Pilgern nach dem gelobten Lande, deren Reisebeschreibungen ihn traulich anmutheten, „eine heilige Luft zu wandern und zu sehen heilige Orte“. Nachdem sich aber der Ausführung dieses Lieblingsplanes stets neue Hindernisse in den Weg gestellt hatten, verzichtete er darauf endgiltig. Im großen Ganzen beschränkte sich sein Wandern außer den bereits erwähnten Ferienbesuchen und Studienreisen vornehmlich auf eine Sommerfrische im nahen Taunus, in Königstein, Cronberg oder Oberursel, oder auf die vorgeschriebene Badekur, wie namentlich während des letzten Jahrzehnts in Wildungen. Auch in der Sommerfrische blieb der Arbeit ein redlich Theil des Tages zugewiesen. In dem malerischen Cronberg übte es auf ihn einen eigenen Reiz, auf der Burg Ritter Hartmut's, des schwärmerischen Genossen der Hutten-Sickingen, zu hausen; in den Räumen, wo der Sickingen'sche Echter seine famosen Sendbriefe an Papst und Kaiser ausgeheckt, hat Janssen einige 350 Jahre später dessen wildbewegte Zeit geschildert. Zuletzt sagte ihm besonders der ungestörte Aufenthalt auf der Lohmühle oder in dem Schwesternhause zu Oberursel zu. Indeß die dortige Ruhe hatte gerade im letzten Sommer die Folge, daß er sich mit fieberhaftem Eifer auf seine Arbeit warf und in Feld und Wald nicht mehr die nöthige Widerstandskraft für den Winterfeldzug sammelte: erst nach Vollendung des siebenten Bandes wollte er gründlich ruhen und auf einer größeren Reise sich abspannen — doch nur zu bald ward ihm Ruhe und Abspannung auf der großen Reise in die Ewigkeit.

Gar manches Jahr hindurch war der siebente Band, und namentlich der über das Hexenwesen handelnde Theil desselben, für ihn ein Gegenstand schwerster Sorge. Manchmal kam es ihm, wie er sich vertraulich äußerte, bei der Bearbeitung vor, als sei er selbst behext. Es war darum kein bloßer Erguß dichterischer Phantasie, sondern die getreue Spiegelung seines damaligen Geisteszustandes, als er im Jahre 1885, dem grausen Bann entflohen, im Weihnachtsfrieden zu Bronnbach die nachfolgenden Strophen niederschrieb:

Da bin ich wieder! Aber fragt mich nicht,
In welchem Land ich dieses Jahr gewesen.
Mir graut und schauert! Schrecklich Dämmerlicht!
Ein Hexenheer rauscht her auf Zauberbesen!
Dann Zangen, Fesseln, Schrauben, Hochgericht
Und Scheiterhaufen — ohne Federlesen —
Und bleich und starr das Volk rundum im Kreise —
O großer Himmel! eine grause Reise.

Digitized by Google

Ich suchte Trost in alten Folianten!
Doch ach! auch hier nur Schreckniß, blinde Nacht
Und Hexenwahn in allen vier Quadranten:
Ihn zu beweisen mir gibt jeder Acht;
Zu Trug und Spuk sich alle Geister wandten,
Und neue Hexerei wird stets erdacht;
Der Dämon herrscht in Sinn und Wort und Thaten.
O deutsches Volk! wo bist du hingerathen!

Toll, immer toller wirbelt die Geschichte
Hinan den Blocksberg — o mein fünfter Band![1])
Wer ist's, der diese Fluth von Wahn berichte?
Mir zagt die Seele, mir erstarrt die Hand!
Der Schlummer flieht von meinem Angesichte.
Behext ist alles, Haus und Stadt und Land,
Behext liegt selbst mein Kopf in Zauberketten,
Nur rasche Flucht kann noch mich Armen retten.

Da bin ich denn, Gott Dank! An dieser Schwelle
Zerstob der wirre, wüste Höllentraum.
Still ruht der Winter um die stille Zelle,[2])
Und freundlich grünt der liebe Weihnachtsbaum.
Im Lichtglanz strahlet lieblich die Kapelle,
Und Weihrauchduft erfüllt den heil'gen Raum.
Des Himmels Jubellied rauscht um die Krippe,
Und Friede, Friede! tönt's von jeder Lippe. . .

Den Abschnitt über Hexenwesen und Hexenverfolgung, mit welchem er den siebenten Band abzuschließen gedachte, hatte er endlich im December 1890 bewältigt; er konnte das dem sterbenden Münzenberger, der jahrelang seine Sorgen und Beängstigungen um dieses Schmerzenskind theilnahmsvoll mitgetragen, zu dessen herzlicher Freude gerade noch einen Tag vor seinem Tode mittheilen. Aber damit war seine Sorge um den Band noch lange nicht zu Ende. Mehr und mehr hegte er, zumal im Sommer 1891, die Befürchtung, daß es ihm nicht gegeben sein werde, denselben zu Ende zu führen. In Augenblicken der Entmuthigung bedünkte es ihn dann, daß er seinen Schultern eine zu große Last aufgebürdet habe, und Eines Menschen Kraft zur vollen Bewältigung des Unternommenen nicht hinreiche. Und in der That sollte er nicht zum *vollen* Abschlusse gelangen; doch bildet das Nichtvollendete — Theile zweier Kapitel über die Ge-

[1]) In diesem Bande gedachte er eben damals noch das Hexenwesen zu behandeln.

[2]) In Bronnbach war ehemals eine Cistercienserabtei.

Digitized by Google

schichte der Medicin und der Naturwissenschaften, der Theologie und der Bibelübersetzungen — verhältnißmäßig einen so geringen Bruchtheil des ganzen Bandes, daß man behaupten darf: Janssen habe mit seinem Leben auch seinen siebenten Band und damit im wesentlichen seine große Lebensaufgabe vollendet.

Wie völlig sein Sinnen und Streben in diesem Lebenswerke aufging, das konnte Janssen nie glänzender bekunden, als noch in seinem vorletzten Lebensjahre, da der Heilige Vater nach dem Tode des unvergeßlichen Hergenröther ihm die Würde eines Cardinal-Archivars antrug. Um seiner deutschen Geschichte willen hat er damals ohne Bedenken diese höchste erreichbare Ehre abgelehnt. Aus jenen Tagen liegt uns ein herrliches Zeugniß seiner selbstlosen Hingebung an die erkannte Aufgabe seines Lebens vor, das um so vollwichtiger ist, als es das unverkennbare Gepräge vertraulicher Aussprache des Freundes gegenüber dem Freunde trägt.

„Ich bin", schrieb er unter'm 30. Oktober 1890 an den Hochwürdigsten Erzbischof Roos von Freiburg, der ihn von Rom aus im Auftrage des Heiligen Vaters von dem Plane verständigt hatte, „tief gerührt über die Güte des Heiligen Vaters, die ich schon früher wiederholt erfahren habe, und das übergroße Vertrauen, das er mir durch Uebertragung einer so überaus wichtigen Stelle, wie sie der selige Cardinal Hergenröther eingenommen hat, zu schenken gedenkt Wie ich Dir schon mehrmals früher sagte, gehört es zu meinen innigsten Wünschen, welche ich noch für's Leben habe, dem Heiligen Vater meine höchste Ehrfurcht und Dankbarkeit persönlich in Rom ausdrücken zu können, jetzt noch ganz besonders für diesen neuen Beweis seiner Gnade. Was aber die Stelle betrifft, so kann ich — ich sage das nach langer Ueberlegung mit Gott — dieselbe nicht annehmen, und zwar aus folgenden Gründen:

„Ich stehe noch mitten in meinem Geschichtswerk, das ich doch als mein eigentliches Lebenswerk ansehe. Seit nun mehr als 33 Jahren habe ich mich mit demselben beschäftigt und kann dasselbe nicht in Rom, sondern nur in Deutschland mit Gottes Gnade weiterführen und vollenden. Aus Dutzenden von großen und kleinen deutschen Bibliotheken muß ich mein Material dafür zusammenbringen. So habe ich z. B. seit Pfingsten nur aus nicht weniger als elf Bibliotheken mir größere Werke oder Flugschriften zuschicken lassen müssen, um ordentlich weiter arbeiten zu können. So etwas wäre mir, lebte ich in Rom, doch durchaus nicht möglich.

Digitized by Google

Gerade die culturgeschichtlichen Partien, mit welchen ich mich vorzugsweise zu beschäftigen habe, erfordern die Benutzung sehr zahlreicher Schriften, die äußerst selten geworden sind, von denen in der einen oder andern Bibliothek nur noch Ein Exemplar vorhanden ist. Ja, hätte ich kirchengeschichliche Arbeiten unter Händen, wie es bei Hergenröther der Fall war, so könnte ich sie in Rom nicht allein ebenso gut, sondern noch besser als anderwärts weiterführen, aber was mein Werk angeht, so heißt für mich: aus Deutschland weggehen ebenso viel, als alles in Zukunft liegen lassen müssen. Wäre das gut für die Sache der Kirche? Gott der Herr weiß es, und Du, der Du mich kennst, weißt es auch, daß ich den Werth dessen, was ich leisten kann, keineswegs überschätze, nicht hochmüthig bin auf das, was ich thue. Aber ich darf doch fragen: Wäre es gut für die heilige Sache, der ich meine schwachen Kräfte widme, wenn ich jetzt mein Werk unterbrechen und für alle Zukunft liegen lassen müßte? . . ."

Zehn Tage, bevor ihn die tödtliche Krankheit erfaßte, am Feste des hl. Karl Borromäus, hatte Janssen noch wohlgemuth zu Limburg an der Feier des goldenen Priesterjubiläums seines Diöcesanbischofs Dr. Karl Klein theilgenommen. Es war sein letzter auswärtiger Besuch. Bei diesem Anlasse war er zum ersten Male wieder mit einem frühern Freund zusammengetroffen, der ihm durch die Bekämpfung seiner Kunstanschauungen seit Jahren entfremdet war. Sobald er denselben gewahrte, war es sein erster Antrieb, auf ihn zuzugehen und ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen. In dem gleichen friedliebenden Sinne, der ihn jederzeit beseelte, stiftete er an dem letzten Tage, an welchem er noch frei umherging, ein Versöhnungswerk. Am Abend des 14. November wurde er von einer heftigen Blutung befallen, welche die ganze Nacht hindurch anhielt und sich im Laufe der nächsten Tage noch zweimal erneuerte. Zu den entkräftenden Blutverlusten gesellte sich, erschwert durch ein altes Nierenleiden, eine Lungenverschleimung so zäher Natur, daß die Aerzte bereits in den ersten Tagen des Decembers eine Katastrophe befürchteten. Wider Erwarten zeigte sich jedoch noch einmal eine auffällige Besserung, die nach wiederholten Schwankungen schließlich anzuhalten schien. Aber die Hoffnung war trügerisch: nach raschem Umschwung erlag der Kranke, kaum zwei Tage nach dem ersten Jahresgedächtniß Münzenberger's, am 24. December früh 12½ Uhr, den Freunden unerwartet, einer Lungenlähmung.

Digitized by Google

Achtmal hatte in früheren Jahren der Todesengel an seinem Lager gestanden: beim neunten Male geleitete er die kindlich fromme Seele durch die Pforte der Ewigkeit.

Janssens Sterbelager war erbaulich wie sein ganzer Wandel. Sein süßester Trost in der Krankheit war der tägliche Empfang der hl. Communion. In den Stunden der Gefahr opferte er seinem Schöpfer in voller, freier Unterwerfung sein Leben auf; in den Stunden der Hoffnung hinwiederum malte er sich aus, wie er das Gnadengeschenk der übrigen Tage noch besser als das seitherige Leben zu Gottes Ruhm und Ehre anwenden wolle. Daneben beschäftigte ihn fortwährend in den Fieberphantasien wie im Wachen sein siebenter Band. Wieder und wieder schärfte er den bei ihm weilenden Freunden einzelne noch zu erledigende Punkte ein, und als er einmal an Besserung glaubte, ließ er nicht nach, bis ihm sein Diener aus einem gelehrten Werke, dessen er für ein begonnenes Kapitel bedurfte, vorlas und ihm die bemerkenswerthen Stellen desselben anstrich.

Als die erste Kunde von seiner tödtlichen Erkrankung sich verbreitete, regte sich alsbald allerwärts in deutschen Landen in Wort und That ein rühmlicher Wetteifer der Liebe, der Hochschätzung und Verehrung. Ungezählt sind namentlich die Gebete, mit denen ganze Gemeinschaften, Welt- und Ordensleute, Priester und Kirchenfürsten den Himmel um Erhaltung des theuren Lebens bestürmten. Die Liebesbeweise alle gereichten dem Kranken zu sichtlichem Troste. „Ach, die Menschen sind doch gut," sagte er wohl, wenn man ihm von solchen meldete; „ich bin auch gut gegen sie gewesen, ich hab' es immer gut mit ihnen gemeint." Insbesondere war es ihm tröstlich, als die hochw. Bischöfe von Mainz und von Limburg eigens an sein Krankenlager gereist kamen, und tief war er gerührt, als man ihm berichtete, wie die lebensgefährlich darniederliegende Angehörige eines Kaiserhauses dem lieben Gott all' ihre Leiden für ihn aufgeopfert habe. Den höchsten Trost aber gewährte ihm die Theilnahme des Heiligen Vaters, der voll väterlicher Liebe ihm durch den Cardinal-Staatssecretär Rampolla seinen Schmerz kundgeben ließ und ihm seinen apostolischen Segen mit vollkommenem Ablaß in der Todesstunde spendete.

Die Kundgebungen der Liebe und der Verehrung steigerten sich bei der Todeskunde, welche das ganze katholische Deutschland mit jähem Schmerz erfüllte und auch auf gegnerischer Seite auf-

Digitized by Google

richtige Theilnahme weckte. Als die sterbliche Hülle an Weihnachten und St. Stephanstag in der Hauskapelle aufgebahrt lag, da wollte der Andrang der Gläubigen bis in den späten Abend kein Ende nehmen. Bei dem feierlichen Todtenofficium am Johannestage drängte im alten Kaiserdome bis in die letzten Winkel sich Kopf an Kopf, und wohl kein Auge blieb trocken, als Domkapitular Abt von Limburg, den der Selige selbst, unter der Bedingung, daß er ihn nicht allzusehr lobe, zu seinem Trauerredner bestimmt hatte, mit der Vollendung des Meisters in dem Verstorbenen nicht sowohl den weltberühmten Gelehrten als den frommen Priester und Menschen, die Johannesseele, feierte. Der stattliche Leichenzug mit seinen ansehnlichen auswärtigen Vertretungen gab sodann ein beredtes Zeugniß, daß man einem Fürsten des Geistes die letzten Ehren erwies.

Nun harrt sein Leib auf dem Gottesacker zu Frankfurt am Main, nicht weit von der Stätte, wo man ein Jahr vorher am zweiten Weihnachtstage seinen Freund Münzenberger zur ewigen Ruhe gebettet, der Auferstehung. Doch er ist nicht todt! Wie er im Fleische vor allem der Kirche, der Wissenschaft und der werkthätigen Liebe gelebt, so hatte er vor Jahren vorgesorgt, daß er auch im Tode denselben fortlebe. Außer mehreren Vermächtnissen an Verwandte und Freunde setzte er namentlich größere Summen aus für die katholische Diaspora und für Kirchenbauten, für geschichtliche Studien über die Zeit des sechzehnten Jahrhunderts und für seine armen Kinder. Als Universalerben hatte er seinerzeit Münzenberger, wie dieser seinerseits ihn, bestellt; als Substituten den Privatdocenten der Kirchengeschichte an der königlichen Akademie zu Münster in Westfalen, Dr. Anton Pieper, der seit dem Jahre 1870 mit ihm und Münzenberger in nahen Beziehungen stand. Seinen literarischen Nachlaß hat er, von einigen Sonderverfügungen abgesehen, seinem Schüler Professor Dr. Ludwig Pastor übertragen, dem bekannten Verfasser der Papstgeschichte, den er gerade um Jahresfrist vor seinem Ende schon mit der Besorgung der neuen Auflagen seines Geschichtswerks nach seinem Tode betraut hatte; seine werthvolle Bibliothek, zu nutzreichster Verwendung, einer durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit hervorragenden Gemeinschaft.

Sein kostbarstes Vermächtniß ist und bleibt sein Lebenswerk. Ueber alles Ahnen gewaltig waren die Wirkungen, die es bereits zu seinen Lebzeiten äußerte; die Vollwirkung bleibt der Zukunft vorbehalten. Schon Anfangs der achtziger Jahre bekannte der Berliner Ge-

Digitized by Google

lehrte Dr. Paul Förster, der Mahnung zu gewisser Vorsicht ungeachtet, in dem „Deutschen Literaturblatt", daß Janssens Geschichte „ein unentbehrliches Werk" sei, „und gerade am meisten für den protestantischen Leser", welcher nicht umhin können werde, „seine Ansichten zu modificiren", da gerade ihm die Wahrheit über alles gehen müsse. Und insofern, meinte er, könne das Werk „vielleicht sogar ein Mittel werden, um den unheilvollen, damals entstandenen und noch immer klaffenden Riß mit auszugleichen, wenn auch nicht direct, so doch durch die geförderte Aufklärung über eine von hüben und drüben tendenziös dargestellte Zeit". In ähnlicher Weise erblickte der selige Bischof Dr. Peter Joseph Blum von Limburg, für welchen das Erscheinen eines neuen Bandes der Geschichte stets ein frohes, ihn monatelang geistig anregendes und beschäftigendes Ereigniß war, in derselben ein mächtiges Mittel zur Förderung der Wiedervereinigung der Katholiken und der Protestanten. Und in der That erscheint die „Geschichte des deutschen Volkes" zu diesem Apostolat vornehmlich berufen. In ihr wird Janssen darum fortleben und fortwirken in die fernsten Geschlechter zu seines deutschen Volkes Wohle, das ihm von jeher ein Gegenstand innersten Sehnens war. „Er ist nicht todt!" singt deshalb mit Recht voll hoffnungsfreudiger Zuversicht sein treuer Alexander Baumgartner:

Er ist nicht todt! Dies Sehnen kann nicht sterben!
Nie mehr verstummt sein heilig Manneswort;
Im deutschen Volk wird sich sein Geist vererben,
Wird wachsen, blühen, wirken fort und fort,
Wird froh die Jugend um sein Banner werben,
Wird siegreich tragen es von Ort zu Ort,
Wird die getrennten Brüder näher bringen,
Der alten Liebe Band um Deutschland schlingen! . . . .

Noch gährt die Zeit und Vieler Blicke wenden
Sich zürnend von des Forschers Zeugniß ab,
Die Andern ihre letzten Grüße senden
Dem Freunde dankend nach in's stille Grab.
Er selbst, verklärt, wird Allen Segen spenden,
Nachdem er weggelegt den Pilgerstab.
Sanft, mild, befreit von dieser Erde Banden
Schickt er den Friedensgruß ans sel'gen Landen.

Digitized by Google

Die Tragik des Nibelungenliedes.

Von

G. Gietmann S. J.

Tragisch findet man den Untergang des Frevlers zur Sühnung seiner bösen That, oder die Opferung des physischen Lebens im Kampfe für Tugend und Wahrheit. Ohne Zweifel bezeichnet man so ganz richtig zwei Hauptgruppen von Ereignissen, welche sich für die tragische Dichtung eignen und in thatsächlicher Bearbeitung bei den Dichtern vorliegen. Im ersteren Falle waltet die zeitliche Gerechtigkeit des Himmels zum Schutze der sittlichen Weltordnung, indem sie den Frevler mit den bitteren Früchten seiner Sünde lohnt, sei es überhaupt durch irgend eine rächende, im Dienste der Vorsehung thätige Macht, sei es geradezu durch die Opfer, oder auch die Werkzeuge des Verbrechens. Die Gattenmörderin Klytämnestra findet den verdienten Tod durch die Vaterrache des Sohnes; Lear und Gloucester büßen Elternsünde und Elternthorheit, wenn sie der Mißhandlung durch die eigenen Kinder anheimfallen; Wallensteins Verrath flicht ihm selbst das Netz des Verderbens. Die sittlich begründete und würdige Darstellung eines solchen Unterganges befriedigt uns durch die augenfällig verkörperte Wahrheit, daß nach unerbittlichem Weltgesetze sich der Frevel vielfach schon auf Erden rächt, und daß der Mensch gerade in dem gestraft wird, worin er gesündigt hat. Der jähe Sturz des tragischen Helden von erhabener Höhe in die Tiefe des Unglücks verfehlt aber auch nicht, uns im Innersten zu erschüttern und unsere menschliche Theilnahme für den, wenn auch schwer, so doch immer menschlich Fehlenden zu erwecken. Wir fühlen uns traurig gestimmt, aber zugleich durch edles Mitleid, geläuterte Furcht und gesteigerte Bewunderung einer höhern Gerechtigkeit emporgehoben.

Die andere Art des Tragischen veranschaulicht die höchste Willenskraft des Menschen, der für eine große sittliche That sogar sein Leben in die Schanze schlägt, sich mit dem moralischen Siege

Digitized by Google

der Tugend unter Aufopferung aller irdischen Güter und mit der Hoffnung auf eine jenseitige Vergeltung genügen läßt. So erhabener Heldensinn ist des Eindrucks auf den Beschauer gewiß; das zeitweilige Obsiegen des Verbrechens über die Tugend beleidigt uns nicht allzusehr, denn es hat einen tiefwahren Hintergrund in der wirklichen Geschichte der Welt und läßt den innern Werth der Sittlichkeit in höherem Glanze, dagegen die vergänglichen Güter des leiblichen Lebens in ihrer Nichtigkeit erscheinen. So wird das dem Unterliegen der Tugend allerdings anhaftende Widerwärtige durch eine höhere geistige Befriedigung in seiner verletzenden Wirkung aufgehoben; denn der Tod gilt nunmehr als Gewinn, das leibliche Leben als geringer Preis für die Rettung der größten Güter des unsterblichen Geistes. Aber bleibt auch jene verletzende Wirkung ausgeschlossen, so doch noch nicht das Gefühl der Wehmuth ob der äußern Niederlage der Tugend, und somit ist noch Raum genug für tragische Empfindungen.

Nichtsdestoweniger erhellt schon aus dem Gesagten, daß ein starkes Hervortreten der Schuld oder Unschuld des tragischen Helden leicht anderen Stimmungen, als den eigentlich tragischen, das Uebergewicht gibt. Dahin gehört die Befriedigung unseres Gerechtigkeitssinnes, wenn wir das Laster geahndet und die Tugend belohnt sehen; ebenso die Bewunderung, welche eine heldenhafte Tugend uns einflößt, und die gesteigerte Liebe zur Sittlichkeit, für welche der Wille erwärmt und gestählt wird. Die tragische Stimmung ist dagegen ein *Leiden* der Seele beim Anblick fremden Unglücks, welches durch die Betrachtung unser eigen geworden; ein geläutertes und läuterndes Durchleben der Empfindungen, welche in dem tragischen Helden die Erwartung und Erduldung seiner Leiden hervorrufen mußten; endlich eine geistige und sittliche Erhebung der Seele über das beengende, zunächst vorwiegend sinnliche Schmerzgefühl zu einer freien, vertieften und als solche völlig befriedigenden, ja beglückenden Betrachtung der schweren inneren und äußeren Kämpfe des leidenvollen Menschenlebens. Die Rücksicht auf Schuld oder Unschuld des Helden ist bei dieser Betrachtung nun freilich nicht gleichgültig und nebensächlich, aber doch eher untergeordnet als überwiegend. Es herrscht vielmehr eine allgemeine tiefe Wehmuth vor, beim Gedanken an die unausweichlichen Gefahren und Leiden des irdischen Daseins und die Unzulänglichkeit unserer körperlichen und geistigen Kräfte zur Erwerbung und Wahrung jener Glück-

Digitized by Google

seligkeit, für welche unser Herz sich geschaffen fühlt, an welcher aber die Ungunst der Verhältnisse, oder wie man gern sagt, des „Schicksals“ uns hindert. Unser Leben im gebrechlichen „Leibe des Todes“ ist ja voll unbefriedigter Bedürfnisse und Ansprüche, Widerwärtigkeit und Trübsal; Neigung und Pflicht bekämpfen sich in unserm Innern, in den äußeren Verhältnissen wechseln schmerzlich Glück und Unglück, über uns schwebt eine unberechenbare Macht, welche im Bunde mit den sich oft unentwirrbar verkettenden Umständen uns in ihrem Bann hält. Der Christ nennt diese Macht nur uneigentlich und ungenau Zufall, Schicksal, Verhängniß; er bleibt sich bewußt, daß eine zwar unerforschliche und zuweilen schwer prüfende, jedoch stets gerechte, weise und gütige Vorsehung über seinem Leben waltet. Allein der Grundton des irdischen Lebens bleibt für ihn und für jeden denkenden Menschen eine durch die Hoffnung auf eine zukünftige volle Glückseligkeit gemilderte erhabene Trauer. Das ist die tragische Stimmung in ihrem Wesen.

Abgesehen von der christlichen Läuterung dieser Stimmung durch den ungetrübten Ausblick auf das Jenseits und die klar erfaßte Idee einer göttlichen Vorsehung, begegnet uns die tragische Anschauung von Welt und Leben in wenigen Dichtungen reiner und ergreifender als im Nibelungenliede. Die erschütternde Gewalt, mit welcher die Katastrophe des ersten wie des zweiten Theiles der großen Epopöe auf jeden Leser wirkt, wird allgemein anerkannt. Wir glauben aber im Sinne der obigen Ausführung mit Recht hinzufügen zu dürfen, daß uns gerade das Tragische hier in ausnehmend ungemischter Reinheit erscheint. Die Tragödie, d. h. das tragische Drama drängt uns sofort dazu, das Leiden des Helden nach dessen Verdienst oder Mißverdienst zu bemessen; es ist eben vor allem Darstellung der menschlichen That und hat somit aus dem Charakter der Personen ihr Schicksal herzuleiten und den freien Willen als Schöpfer des Lebenslooses darzustellen. Im Epos tritt diese Rücksicht einigermaßen zurück, insofern ja neben der freien, menschlichen Handlung das äußere Ereigniß, das Schicksal, der Zufall eine bedeutende Rolle spielt, und der Held vielfach seinem Ziele weniger zustrebt, als zugedrängt wird, also nicht ausschließlich unter der Leitung seines freien Willens, sondern oft unter dem Drange äußerer Gesetze steht. Dadurch gewinnt in der Darstellung des Tragischen das Epos vor dem Drama den einen Vortheil (wie hoch oder niedrig man denselben immer anschagen mag): den

Digitized by Google

Drang und Zwang der unberechenbar sich verwickelnden Verhältnisse und der äußeren das Leben des einzelnen Menschen unerbittlich bestimmenden Gesetze, jener Weltgesetze, die in keines Sterblichen Hand liegen, besser zu veranschaulichen. Die vernichtende Allgewalt solcher Gesetze scheint nun mit vollstem Rechte „tragisch" genannt werden zu können, weil sie, poetisch dargestellt, die der Tragödie vor dem Schauspiel eigenthümlichen Wirkungen in stärkster Weise begründet und hervorruft. Ohne uns indessen auf einen Streit um das Wort einzulassen, wollen wir uns diese Art der Tragik, d. h. der ästhetischen Darstellung trauriger Ereignisse, an dem großen deutschen Heldenepos deutlicher zu machen versuchen.

Das Gedicht spricht seine Grundidee folgendermaßen aus:

So endet sich mit Leide das hohe Königsfest,
Wie stets der Baum der Freude das Leid erblühen läßt.[1]) 2315.

So heißt es am Schlusse; aber schon der erste Gesang schlägt diesen klagenden Ton an:

Es war an manchen Frauen gar oft zu sehen schon,
Wie Liebesfreud mit Leide zuletzt bezahlt den Lohn. 17.

Nichts ist auch häufiger, als daß der Dichter an besonders freudenvolle Ereignisse den Hinweis auf kommendes Leid knüpft. Wie Kriemhild zuerst an der Hand Siegfrieds zur Kirche geht, Ritter und Volk sie freudig umdrängen, da schließt er mit kurzem, aber einschneidendem Worte:

Doch später ward geschieden von ihr der schmucke Held. 298.

Die glücklichen Gatten fahren einmal von Xanten nach Worms zu einem hohen Feste:

Lastschreine man in Menge bereit hielt auf den Wegen.
Allda mit seinen Freunden ritt Siegfried fort, der Degen,
Mit ihm zum Fest die Kön'gin, und Freude war ihr Wahn:
Doch ward die Reise allen zu großem Leid gethan
Sie ließen dort zu Hause Siegfrieds Kindelein,
Den kleinen Sohn Kiemhildens: so sollt' es eben sein.
Doch büßten sie die Reise zu Hofe hart und schwer —
Der Vater und die Mutter sah'n nie ihr Kindlein mehr. 722 f.

Solche sich immer wieder erneuernde Klagen des Dichters

[1]) Etwas wörtlicher läßt sich übersetzen:
Mit Leide ward beendet des Königs Festlichkeit,
Wie alles Liebe Leiden gern nachzieht mit der Zeit.
Die Nummern folgen der Lachmannschen Strophenzählung.

Digitized by Google

mitten im lauten Freudenjubel, welcher die Personen des Gedichtes nicht an künftiges Leid denken läßt, wirkt ächt tragisch durch die schroffe Gegenüberstellung der Gegensätze. Man sieht, wie das Leid der Freude beständig auf dem Fuße folgt und gewissermaßen schon zum Schlage ausholt, welcher das Glück der nichts Ahnenden zertrümmern soll. Man steht unter dem Eindruck, als ob ein unausweichliches Gesetz Leid und Freude zusammenführe, als ob der Keim des einen schon in der andern beschlossen liege und nur um so schneller zur Entwicklung dränge, je herrlicher der mütterliche Stamm, die Freude selbst, aufblüht.[1]) An Schuld oder Unschuld der Personen ist bei allen solchen Aeußerungen des Dichters wenig oder gar nicht zu denken; die Thatsache des traurigen Schicksalswechsels selbst, die meist noch obendrein so unerwartete Zertrümmerung des Glückes in dem Augenblicke, da es am herrlichsten blühte, und die unentrinnbare Nothwendigkeit des hier waltenden Gesetzes begründet die tragische Stimmung, welche den Betrachter durchzittert.

Diese wenigstens den letzten Bearbeiter des Nibelungenliedes unläugbar beherrschende Auffassung von der „Noth" der Helden, die er besingt, ist auch ohne Zweifel die einzig richtige. Denn das Geschick, welchem Siegfried, Rüdiger, Geiselher und die übrigen Burgunden, selbst die rachsüchtige Kriemhild und der dämonische Hagen, unterliegen, erscheint so jammervoll, daß uns ein einziges Gefühl, nämlich erschütternde Theilnahme, allein beherrscht und die Frage nach der moralischen Begründung der Schicksalsschläge gerade auf den Höhepunkten des Gedichtes fast nicht mehr aufkommen läßt. Wir können uns hier auf die Erfahrung eines Jeden berufen, der beim Lesen des Nibelungenliedes sich eines lebhaften Interesses für Hagen nicht entschlagen konnte, für Hagen, welcher das himmelschreiendste Verbrechen begangen und den Untergang aller verschuldet, also gewiß das Leben hundertmal verwirkt hat; bei seinem Tode sprechen wir dennoch mit Etzel, dem er kurz zuvor den Sohn erschlagen hat:

Weh! Wie liegt hier gefällt
Von eines Weibes Händen der allerbeste Held,
Der je zum Sturm gekommen, der je den Schild getragen!
So feindlich ich ihn haßte, ich muß es schwer beklagen. 2311.

[1]) In der mittelhochdeutschen Sprache stellt die Alliteration von liebe (Freud und Glück) und leid die Zusammengehörigkeit der Begriffe ebenso deutlich vor Augen, wie im Neuhochdeutschen der Reim „Freud — Leid."

Digitized by Google

Wir begreifen völlig den Unwillen Hildebrands, da er Kriemhild an ihrem Todfeind, der doch der Mörder, nein, der Schlächter ihres Mannes ist, Rache nehmen sieht:

Da sprach der alte Hildebrand: Sie soll sich deß nicht freu'n,
Daß sie ihn tödten durfte. Mag's mir zum Schaden sein —
Ob er mich selbst auch brachte in schwere Angst und Noth —
So will ich dennoch rächen des kühnen Tronjers Tod!

So nehmen selbst die Feinde für Hagen Partei und wir mit ihnen. Warum das? Hat er nicht den Tod verdient? Gewiß, mehr als einen Tod. Ist er, wie etwa Siegfried, ein liebenswürdiger Charakter? Auch das nicht; er ist grimmig, ist tückisch und wird verderblich für Tausende. Aber Eines bedauert Etzel selbst an dem Mörder seines unmündigen Kindes: daß eine solche Heldengröße durch einen einzigen Schwertstreich vernichtet wird; Eines empört den wackeren Berner, der kurz zuvor mit Mühe sein Leben vor Hagen gerettet hat: daß er so schmählich durch Weiberhand gefallen; Eines bedauern auch wir, daß der Held, der nach seinen Anlagen einer bessern Sache und eines bessern Looses würdig war, so kläglich endet und Tausende von Burgunden und Hunnen mit sich in's Verderben zieht. Die Thatsache, daß der Dichter keiner anderen Empfindung Ausdruck gibt, ist ein ganz durchschlagender Beweis dafür, daß nach seiner Absicht bei Hagens Untergang unser Gefühl für Gerechtigkeit schweigen und unser Bedauern obsiegen soll. Was immer der grimmige Held verschuldet hat, es überwiegen bei seinem Tode die Theilnahme, die Rührung und die Trauer jede andere noch so berechtigte Empfindung. Wie schwach der Eindruck ist, welchen seine Schuld auf uns macht, ergibt sich auch daraus, daß wir, einmal mit seinem ganzen Wesen und Schicksal vertraut, d. h. am Schluß des Gedichtes, uns ernstlich bemühen, sein Verbrechen an Siegfried und seine Verstocktheit bis in den Tod mit seiner unentwegten Treue gegen das angestammte Königshaus zu entschuldigen. Ein Jeder möchte Herold, Lobredner dieser Tugend sein; man lese nur die Commentatoren. Aber ist es denn nicht wahr, daß er Günther fast wider dessen Willen zum Mitschuldigen an Siegfrieds Tod macht und die volle Versöhnung mit Kriemhild durch die zweimalige tückische Beraubung muthwillig hindert? Konnte er seinem Herrn und dessen Hause einen übleren Dienst leisten? Bietet er nicht alle Mittel auf, die Gemahlin des Gemordeten in erfinderischer Weise immer wieder zu reizen? Sucht er etwa seinen

Digitized by Google

König mit dem ganzen Heere vor dem Verderben zu retten, seit er bei dem Donauübergang von dem drohenden Schicksal Gewißheit erlangt hat? Zeigt er sich im letzten entscheidenden Augenblicke bereit, durch Auslieferung seiner selbst die Könige und Tausende mit ihnen frei zu kaufen? Nichtsdestoweniger dauert uns sein Untergang, indem das Gefühl von seiner Schuld durch Theilnahme erstickt wird. Das ist der Sieg der tragischen Stimmung.

Umgekehrt verfehlt der Fall Siegfrieds nicht, uns poetisch vollkommen zu befriedigen, obgleich der Untergang der Unschuld an und für sich etwas Widerwärtiges hat. Siegfried ist unschuldig; so wollen es durchweg die Erklärer und gehen in Betonung dieser Unschuld zuweilen sogar weiter als nöthig scheint. Ohne auf einen in älterer Ueberlieferung vorliegenden Treubruch des Helden gegen Brunhild zurückzugreifen, schließt doch die doppelte Besiegung derselben durch Täuschung eine nicht unerhebliche Schuld ein. Die halbgöttliche Walküre, welche nun wider ihren Willen einem schwächern Helden vermählt wird, und welche die Verbindung Siegfrieds, der ihr als „eigenholder" Vasall gelten muß, mit der Schwester ihres Mannes unmöglich verschmerzen kann, muß ja zur Rache entflammt werden, sobald durch den stolzen Hohn Kriemhildens die Wahrheit an den Tag kommt. Siegfrieds Unbesonnenheit hilft aber auch noch zu dieser Entdeckung mit, indem er Ring und Gürtel, die er Brunhild entwendet, und das verhängnißvolle Geheimniß selbst der Gemahlin anvertraut. Wenn ferner gemäß dem tiefern Sinn der Sage das Verderben zum Theil an den Hort geknüpft ist, so finden wir auch hier, daß die Erwerbung desselben auf einer Ungerechtigkeit, einer Gewaltthat seitens des Helden beruht. So ganz frei von Schuld, wie es zuweilen dargestellt wird, ist er also nicht. Aber wir alle fühlen uns geneigt, diese Schuld möglichst zu verringern. Was wird denn nun damit gewonnen? Es muß doch unsern Gerechtigkeitssinn empören, wenn er wie ein Lamm abgeschlachtet wird. Die Lösung des Räthsels liegt auch hier in der überwiegenden Macht der tragischen Stimmung. Diese hält uns gefangen und läuft Gefahr sich abzuschwächen, sobald wir zu erkennen anfangen, daß auch Siegfried nicht ganz frei von Schuld sei; denn alsdann ist sein Untergang minder traurig. Wir vergegenwärtigen uns statt dessen seine liebenswürdige Herzensgüte, seine arglose Offenheit, seine glänzenden Heldentugenden, um zu ermessen, wie unwürdig der „lichte" Held in der Blüthe der Jahre dahingestreckt

Digitized by Google

wird. Der Dichter selbst kann den Sterbenden nicht anders als auf Blumen betten, damit sich auf denselben das grausam vergossene Blut des Helden um so greller abhebe. Wir wollen ihn eben durchaus unverdient fallen sehen, um ihn mit ungetheiltem Herzen betrauern zu können. Es muß also wohl nichts Unmögliches oder Vernunftwidriges sein, sich geistig gehoben zu fühlen beim Untergang des Schönsten und Besten, sogar um so mehr gehoben zu fühlen, je kläglicher die Art jenes Unterganges ist. Das nennt man nun sicher mit Recht eine tragische Stimmung von ungemischter Reinheit, in welcher sogar das Abstoßende, was in der Vernichtung alles Schönen liegt, durch die andere Rücksicht aufgewogen wird. Die Hinfälligkeit aller Erdenherrlichkeit ist es, welche hier ebenso klar als wahr vor unsern Geist tritt; wir rufen unwillkürlich wie Gordon beim Tode Wallensteins aus: „Was ist Menschengröße!" und ergehen uns mit Behagen in diesem Gedanken. Die Tragödien der großen Meister sind reich an Beispielen ähnlicher Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Schönen und Herrlichen in dieser Welt. Der Genuß, welchen wir darin finden, ist eine Thatsache. Der tiefste Grund unserer Befriedigung aber dürfte darin zu suchen sein, daß der unsterbliche Geist (ob auch fast unbewußt) sich um so glücklicher in seiner eigenen Würde fühlt, je mehr er alles außer sich in Trümmer fallen sieht, je tiefer er in das vergängliche Wesen aller äußern Güter blickt und je bestimmter er es bei sich ausspricht, daß es so sein muß und in der wirklichen Geschichte der Welt und der Menschen thatsächlich so ist.

Doch lassen wir diese Begründung und Rechtfertigung der tragischen Stimmung auf sich beruhen; denn noch vieles dürfte darüber zu erwägen sein. Es braucht hier nur die Thatsache und der eigentliche Gegenstand der tragischen Stimmung in den ergreifendsten Scenen des Nibelungenliedes dargelegt zu werden. Dem Tode Siegfrieds geht die Bärenjagd unmittelbar voraus. Wozu das? Der Held soll offenbar noch einmal in höchstem Ruhme strahlen. Man erkennt die bewußte Absicht des Dichters schon aus der geflissentlichen, so herrlichen Schilderung des mit seiner Beute heimkehrenden Jägers (891 ff.). Die Wirkung bleibt auch nicht aus. Je höher derselbe in unserer Achtung steht in dem Augenblicke, da er plötzlich stürzt, desto mächtiger werden wir ergriffen. Auch hieraus ergibt sich von neuem, daß die tragische Stimmung ihre Befriedigung gerade aus dem Untergang des Großen und

Digitized by Google

Schönen herleitet; sie könnte ja sonst nicht um so stärker sein, je erhabener, bei übrigens unveränderten Verhältnissen, die Vorzüge des untergehenden Helden sind. Darum muß auch Siegfried beim Trinken aus der Quelle seinem Könige durch demüthiges Zurückstehen noch einen letzten, zarten Beweis ehrfürchtiger Unterwürfigkeit geben. Auch die Scene mit dem losgelassenen Bären (898 ff.) erhöht die tragische Wirkung der nachfolgenden Ermordung in doppelter Weise. Einmal nämlich offenbart sie, wie erbärmliche Jäger es sind, welche den Bärenfänger selbst einzufangen sich verschworen haben, wie also nichts Anderes als das tückische Spiel beim Wettlauf ihn in ihre Gewalt liefern konnte, und wir trauern, daß ein Held wie dieser gerade auf die unwürdigste Weise zu Grunde gehen mußte. Eben dieses macht sein Ende tragischer. Andererseits sticht die Heiterkeit der letzten Bärenscene scharf gegen die Gräßlichkeit der Mordscene ab, und hier sehen wir eines der wirksamsten Mittel zur Steigerung des Tragischen in Anwendung gebracht. Das Liebliche und Freudige neben dem Ernsten und Schmerzlichen läßt dieses tiefer empfinden.

Der Scherz und Witz erscheint manchmal wie ein Hohn auf das Traurige, in dessen unmittelbare Nähe er gerückt wird und stimmt uns um so wehmüthiger. Man erinnere sich an die überaus glückliche Verwerthung dieses Gegensatzes in Volkers Charakter und Rolle. Der Freund Hagens zeigt eine schöne Mischung von Heldengrimm und Fiedlerlaune, durch welche seine Worte und seine Thaten eigenthümlich gekennzeichnet werden. Sein Humor scheint uns täuschen zu wollen über das Furchtbare in seinem Charakter, das ihn dem Hagen als unzertrennlichen Freund nahe rückt. In der unheimlichen Nacht, da das wackere Paar Schildwache steht,

Da legt' der schnelle Volker aus seiner starken Hand
Den guten Schild bei Seite und lehnt' ihn an die Wand;
Zum Saale ging er wieder, wo seine Geige lag,
Und diente seinen Freunden, wie er es rühmlich pflag.

Und unter die Thür des Hauses, setzt' er sich auf den Stein;
Ein kühn'rer Fiedelspieler mocht' nie gesehen sein.
Als dann von seinen Saiten der Ton so süß erscholl,
Die stolzen Heimathlosen, sie dankten's Volkern wohl.

Da klangen seine Saiten, es hallte wieder im Schloß;
Geschick und Kraft des Helden, die waren beide groß.
Und süßer dann und sanfter zu geigen hub er an,
Er spielte in den Schlummer manch sorgenvollen Mann. (1771 ff.)

Digitized by Google

Wir haben hier unwillkürlich ein stärkeres Gefühl von der Bedenklichkeit der Lage; es ist uns, als würden die Könige in eine falsche Sicherheit gesungen, und als treibe der Fiedler mit der Gefahr ein verwegenes Spiel. Ebenso dient, wenn wir an die Feinde dieses Spielmanns denken, die Fiedel in der furchtbaren Hand zur Erhöhung wohlthuenden Schauders, den wir in der Voraussicht seines baldigen Schwertspieles schon vorempfinden. Wenn wir Volker einmal kennen, so scheinen sich uns wirklich in derselben Faust Schwert und Fiedel zu vereinigen oder zu vertauschen. Er selbst kann den Hunnen nur mit einem anderen „Geigenspiel" drohen:

Ich lange Dem und Jenen so wucht'gen Geigenschlag,
Daß, hat er einen Treuen, der's wohl beweinen mag. (1759)

Diese Vorstellung von der Schwertfidel beherrscht den Dichter ganz und gar. Wie Volker mit seinem Freunde auf der Bank vor dem Saale sitzt und bei der Annäherung Kriemhildens zu seinem Schwerte greift, heißt es: „Er zog näher an sich einen Fiedelbogen, stark, groß und lang, einem Schwerte glich er, lang und breit" (1723). Beim Entscheidungskampfe „erklingt laut in seiner Hand ein Fiedelbogen, und ungefüge fiedelt der Spielmann Gunthers" (1903). Auf Hagens Zuruf beginnt er mit neuer Wuth „die Geige streichend durch den Saal zu ziehen" (1913). Etzel meint: „Drinnen sieht Einer wie ein wilder Eber, und ist ein Spielmann doch; seine Weisen tönen übel, er streichet rothe Noten" (1938 f.) Gunther freut sich: „Hört ihr, Hagen, die Töne, welche Volker bei den Hunnen fiedelt; roth ist der Anstrich, den er am Bogen hat". (1941).

Zur Beleuchtung dieser Art von Tragik sei an eine Stelle in Homers „Odyssee" (21,405 ff.) erinnert. Da Odysseus sich zum ersten Pfeilschuß auf die Freier anschickt, prüft er zuvor seinen Bogen. Das grause Geschäft aber wird ihm, der seines Sieges gewiß ist, zur lieblichen Musik. „Wie ein Mann, kundig der Zither und des Gesanges, leicht um den Wirbel spannt die Sehne, so spannte ohne Mühe Odysseus seinen Bogen. Und dann faßte er mit der Rechten die Sehne und versuchte sie, diese erklang lieblich wie das Zwitschern der Schwalbe." Die Wahl des Gleichnisses und der letzte Zug in der Ausführung desselben zeigt klar, daß nicht so fast die Leichtigkeit, als das Tragische des Geschäftes den Dichter anspricht. Hier sehen wir also denselben Kunstgriff angewandt zur

Erzielung einer Wirkung, die in keiner Weise ethisch ist, d. h. die auf Schuld oder Unschuld der betheiligten Personen keinerlei unmittelbare Beziehung hat. Dennoch werden wir nicht etwa blos sinnlich erschüttert, wenn wir so mit dem Entsetzlichen Scherz treiben sehen, sondern wirklich geistig und echt tragisch ergriffen; das Traurige wird noch trauriger durch die Nähe des Heiteren.

Verwandte Empfindungen werden rege beim Anblick kalter Ruhe in Gegenwart des Furchtbaren. So bei Gelegenheit des Donauübergangs, als Hagen trotz klarer Voraussicht des jenseits drohenden Verderbens kaltblütig das Schiff zertrümmert, um sich und allen Andern den Rückweg ein für allemal abzuschneiden, Volker aber dazu launig scherzt und, was immer Hagen thut, ersprießlich findet (1521 ff.) Dürfen wir noch einmal auf Homer hinweisen, so nimmt in der „Ilias" (18, 98) Achill sein Todesgeschick mit ähnlicher Gleichmüthigkeit hin: „So möge ich denn gleich sterben — sitze ich doch hier bei dem Schiffe als eitle Last der Erde — selbst Herkules, der Starke, entging dem Todesgeschicke nicht, und war doch der größte Liebling des Zeus — so will denn auch ich, sobald ich gestorben, in's Grab sinken!" Nicht der Stumpfsinn gefällt uns, sondern die grause Unabwendbarkeit des traurigen Schicksals kommt so besser zum Ausdruck; es naht gleichsam nach kalter Berechnung, zwar langsam aber um so sicherer.

Das Unerwartete und Plötzliche des Unglücks wirkt ähnlich durch den Gegensatz der gegenwärtigen Stimmung zu dem einbrechenden Leide tragisch. So in der eben erwähnten Scene die Mittheilung des unausweichbaren Schicksals an die nichts ahnenden Reisenden: „Da entfärbten schnelle Degen sich und begannen zu sorgen um den harten Tod auf dieser Hofreise" (1530). Darum muß auch Etzel später nicht wissen, was im Gange ist, damit ihn mitten im Festjubel und an der Hoftafel das traurige Geschick ereile, und der Tod des eigenen Kindes ihn zuerst auf den Ernst der Lage aufmerksam mache — als Hagen mit den Worten: „Nun trinken wir die Minne und zahlen des Königes Wein" das Haupt Ortliebs abschlägt, daß es der erschrockenen Königin in den Schooß fliegt (1898). Das war auch für diese eine entsetzliche Ueberraschung gleich jener, als sie frühmorgens vor der Schwelle ihrer Schlafkammer auf die Leiche ihres Gemahls stieß (948 ff.) Das unverhoffte, überwältigende Leid dringt recht bis in's Herz

Digitized by Google

der Seele; dies eben bezweckt der Dichter, keine andere Rücksicht bestimmt ihn, so grelle Farben aufzutragen.

Einen noch stärkeren Eindruck machen die gegen einander abstechenden Gegensätze, wenn das, was zum Heile beabsichtigt wurde, zum Verderben umschlägt. Die zarte Sorge z. B., mit welcher Kriemhild die verwundbare Stelle ihres Gemahls dem Mörder selbst mit einem Kreuzchen bezeichnet, läßt uns ihre schwere Enttäuschung doppelt mitempfinden. Aehnlich verhält es sich mit Siegfrieds gutmüthiger Offenbarung seines Geheimnisses an die Gattin; es ist eine Gefälligkeit und Liebe, die er mit dem Tode büßt, es ist der verhängnißvollste Dienst, welchen er ihr und sich leisten konnte. Die Verblendung, die falsche Sicherheit, mit der wir, besser unterichtet, ihn in's Verderben rennen sehen, ist vollaus erschütternd.

Auf diesen und verwandten Kunstmitteln beruht zu einem nicht geringen Theile der gewaltige Eindruck, den das Nibelungenlied auf die Leser macht. Man wird sagen, es handle sich hier um Nebensächliches. Allein das darf darum nicht übersehen werden; es erhöht die Wirkung, von der wir reden, in einer Weise, die mit der Theorie von der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht vereinbar ist. Die genannten Kunstgriffe bewirken, daß sowohl Mitleid als Furcht, in welchen Affekten man die eigenartige Stimmung der Tragödie erkennt, unser Gemüth so stark ergreifen, daß der Verstand auf moralische Reflexionen ganz vergißt. Nicht als hätte die reine Tragik keine moralische Seite; aber die in ihr liegende Moral ist nicht jene gewöhnliche, sagen wir einmal platte, Moral: Der Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied! Diese geht viel eher die Prosa als die Poesie an und eher das Drama schlechthin, als die Tragödie. Das Tragische stimmt uns traurig, wie es in den sich durchdringenden Affekten des Mitleids und der Furcht ja auch begründet liegt, und diese Trauer muß uns geistig erheben und befriedigen. Die Abwägung von Verdienst oder Mißverdienst mit Lohn oder Strafe und überhaupt die unmittelbar ethischen Erwägungen sind hierbei nicht so entscheidend, daß man das Wesen der Tragik irgendwie darin aufgehen lassen könnte. Wäre dem also, so müßte jedesmal die Abstrafung eines Verbrechers tragisch sein; denn je gerechter dieselbe ist, desto mehr wird unser Sittlichkeitsgefühl befriedigt. Allein es ist etwas ganz Anderes, sich freuen, weil der Sünde ihre Strafe wird, und trauern, weil die Nothwendigkeit einer

Digitized by Google

schweren Züchtigung leider nicht umgangen werden konnte. Letzteres tritt erst dann ein, wenn unter einer gewissen Rücksicht die Züchtigung als unverdient erscheint, z. B. bei einem verführten Schuldigen. Das Epos, mit welchem wir uns beschäftigen, liefert allenthalben Proben ächter Tragik, ohne daß unser sittliches Gerechtigkeitsgefühl sonderlich in Mitleidenschaft gezogen, oder auch nur einfach befriedigt würde. Es sind die unabwendbaren Schicksalsschläge als solche, wie sie das Menschenleben, mit oder ohne Schuld der von ihnen Betroffenen, von allen Seiten bedrohen, welche vorwiegend Gegenstand unserer Betrachtung werden; ethische Rücksichten treten aus dem Gesichtskreis mehr und mehr zurück. Nur insofern die Trauer über das Elend des Lebens, über den frühen und jammervollen Untergang alles Schönen u. dgl. aus sich selbst auch eine sittigende Wirkung hat, ist das Tragische als solches ethisch, und das zwar in hervorragender Weise; doch darüber weiter unten noch ein Wort.

Am auffälligsten wird im Nibelungenliede Vergeltung geübt an Kriemhilden. Die „vâlandinne" hat ja sicherlich den Tod verdient, den sie aus Hildebrands Hand empfängt, sie ist nicht minder schuldig als Hagen, insofern sie, freilich tief gekränkt und gereizt, an Tausenden statt an Einem Rache nimmt und schließlich den eigenen Bruder sozusagen einer Laune opfert. Dafür ist aber auch ihr Endschicksal, in sich betrachtet, eher gräßlich als schön; es gleicht der Hinrichtung einer Verbrecherin, für welche nur die Hand des Rächers noch zu edel ist. Wollen wir aber dennoch Theilnahme für die Heldin der zweiten Liedhälfte empfinden, so müssen wir uns auf einen höhern Standpunkt erheben, auf welchem der Gedanke an ihre Schuld uns fern gerückt wird. Wir müssen erkennen und fühlen, daß sie auch ihrestheils nur einem allgemeinen Menschenschicksale anheimgefallen und eben, insofern sie zur Frevlerin geworden, eine angeborne Schwäche der Menschennatur in schaudererregender Weise an's Licht kehrt. J. Stuhrmann hat in seinem schönen Büchlein über „Idee und Hauptcharaktere der Nibelungen" dem Gedanken, den wir aussprechen, einen trefflichen Ausdruck gegeben: „Daß Kriemhildens Reinheit sich in schuldbefleckte Bosheit verwandelt, ist der schwerste Verlust, den ein Mensch erleiden kann. Das höchste Glück eines Menschen besteht in edler Entfaltung seines Charakters. Das bitterste Leid ist es, wenn trübselige Verhältnisse den guten Kern, der im Menschen liegt, aufheben oder in sein Gegentheil verwandeln. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Kriem-

Digitized by Google

ganzen Familien und Völkern anrichtet, so erkennen wir leicht, daß das Lied von den Nibelungen überall auf die traurigste Verödung hinzielt und darin eine grause Lust — so möchten mir es nennen — zu finden scheint, indeß es mit der endlichen Ausgleichung, mit der gerechten Wiederherstellung der gewaltsam gestörten Verhältnisse, mit dem Aufbau der schrecklichen Ruinen und mit der aus allem Diesem sich ergebenden Befriedigung und Versöhnung lange nicht so gut, wie etwa bei Homer oder Virgil, bestellt ist. Das deutsche Epos ist sozusagen einseitig und, wie man schließlich sagen muß, überschwenglich und übertrieben tragisch gedacht. Gehen wir die größern Gruppen von Personen, welche gemeinschaftlich vom Unheil getroffen werden in aller Kürze durch.

Wie lieblich und glanzvoll scheint im Haus des Markgrafen zu Bechlaren die Sonne des Glückes bei der Ankunft der Burgunden! Nirgendwo muthet uns Friede, Einmüthigkeit, Liebe und Heiterkeit so wohlthuend an, wie hier. Der Dichter ist sichtlich bemüht, alles, was er uns mittheilt, auf diesen einen Eindruck zu berechnen. Rüdigers Haus ist das gastlichste, das man je fand; das Herz des Herrn selbst sproßt lauter Tugendblumen, wie sich die Wiese im lichten Maimond schmückt (1578 f.); Gotelinde, sein Weib, weint der längst verstorbenen Herrin noch herzliche Thränen nach und zieht der neuen voll Freude entgegen; ihre Tochter entzückt Krimhilden (1101, 1265). Empfang, Beschenkung und Abschied sind gleich herzlich, das erste wie das zweite Mal, da Gäste in Bechlaren erscheinen. Noch vierzehn Tage möchte der Markgraf die mit Heeresmacht kommenden Burgunden und ihr Gesinde (10,000 Mann im Ganzen) bewirthen; er gibt ihnen auch ein Geleite von fünfhundert Mann mit auf die Reise. Seine Gastlichkeit und Freigebigkeit verdient um so mehr Anerkennung, als er nur ein armer „Heimathloser" ist, der über Land und Burgen nicht verfügen kann (1619 f.). Das Glück seines Hauses erreicht seinen Höhepunkt in der Verlobung der Tochter Dietlinde mit Geiselher. Allein schon vor der Weiterreise des Heeres, bei der Beschenkung der Ritter, steigen vor dem ahnenden Geiste die dunklen Wolken herauf, welche sich über das ganze Haus furchtbar entladen werden. Der Wirth schenkt Gernot ein Schwert; der Dichter aber fügt bei: „Durch dieses verlor Rüdiger seitdem Leib und Leben." Um der Liebe des Gastgebers willen nehmen die reichen Fürsten jeder eine Gabe an; „sie wurden aber seitdem ihm so verfeindet, daß sie ihn zu Tode

Digitized by Google

schlagen mußten". Volkers süßes Spiel beim Abschied verstehen wir nun auch in seiner vollen tragischen Bedeutung. Die Erzählung schließt:

Der Wirth war wohlgerüstet mit fünfmalhundert Mann,
Die Roß' und Kleider fertig. So führt er seinen Bann
Voll hohen, frohen Muthes hin zu dem Hofgelag:
Gesund sah keiner wieder zu Bechlarn einen Tag. 1647.

Das Endschicksal Rüdigers bildet in der zweiten Hälfte des Liedes einen der glänzendsten Punkte. Die ritterliche Gestalt des „vielgetreuen" und allbeliebten Helden, des „guten" Markgrafen, wird uns zuvor noch einmal in den schönsten Farben gezeichnet. Wie er das Leid der kämpfenden Parteien zum ersten Mal schaut, „da weinet inniglich der vielgetreue Rüdiger" (2072). Er sendet an Dietrich, daß er es noch wenden möge, und als er bei der unbefriedigenden Antwort abermals Thränen vergießt, erregt dies sogar die Aufmerksamkeit eines Hunnen, der ihn aber für feige oder lässig hält, und nicht begreift, daß die beiden Parteien verpfändete Treue seine Hand lähmt und seinen Augen reichliche Thränen entlockt. Wir mögen den furchtbaren Streit der Pflichten in seiner Brust erschließen aus dem Zorne, der ihn bei diesem Unrecht erfaßt.

Es sah mit traurigem Muthe der vielgetreue Mann
Ihn, den er reden hörte, mit Heldenblicke an
Und dachte: „Das entgiltst du; du schiltst mich als verzagt:
Da hast du zu laut bei Hofe die Neuigkeit gesagt!"
Er zwang die Faust zusammen und rannte den Sprecher an
Und schlug so überkräftig den frechen Heunenmann,
Daß er ihm vor die Füße hintaumelte schier todt.
Da mehrte sich auf's neue des Königs Etzel Noth. 2078 f.

Eine solche That wiegt bei dem milden Charakter des Helden doppelt schwer; wir müßten sie als Wirkung leidenschaftlichen Zornes verurtheilen, sind aber umgekehrt durchaus veranlaßt, nach ihr den schweren Druck zu bemessen, der auf der Seele des Helden lastet, und um so größere Theilnahme für ihn zu empfinden. Wir sehen ihm den Fehler nach, weil unser Mitleid mit ihm wächst; fügt er doch selbst die Entschuldigung bei, daß er nur den Vorwurf der Undankbarkeit gegen seinen Lehnsherrn Etzel nicht habe ertragen können:

Da sprach der edle Ritter: „Der kränkte mir den Muth;
Er wollte mir verweisen die Ehre und das Gut,
Die ich von deinen Händen als reiches Lehn genommen:
Das ist es, was dem Lügner zum Besten nicht bekommen."

Digitized by Google

Nun gemahnt ihn aber Kriemhild noch an sein eidliches Versprechen, ihr allzeit beizustehen, und wirft sich ihm mit Etzeln flehend zu Füßen. Da beginnt der Todeskampf seiner Seele. Dem König durch Vasallentreue, der Königin durch einen Eid, den Burgunden durch Freundschaft und das Verlöbniß seiner Tochter verpflichtet, weiß er nicht, wie er sich entschließen und vor aller Welt der äußersten Schande ausweichen solle. Lieber möchte er nun dem Lehnsherrn gleich seinen ganzen Besitz zurückstellen, als die furchtbare Entscheidung treffen:

All' eurer Güter ledig räum' ich euch gleich das Land,
Mein Weib und meine Tochter, die nehm' ich an die Hand,
Eh' daß ich also treulos hier fände bösen Tod:
Es stände mir gar übel all' euer Gold so roth. 2094 C.

Allein er muß Partei ergreifen. Die doppelte und ältere Pflicht, welche ihn dem Hofe verbindet, zwingt ihn, gegen die verschwägerten Gastfreunde den Schild zu erheben; Niemand will ihm die schwere Entscheidung erlassen. Er trifft sie mit der sichern Voraussicht seines eigenen Todes; denn seine Hand muß ihm ja wohl den vollen Dienst versagen, er kämpft mit gebrochenem Herzen.

So sei denn euch auf Gnade befohlen Weib und Kind
Und all' die Heimathlosen, die noch zu Bechlarn sind! (2101).

Der Dichter setzt bei:

Da legt' er auf die Wage die Seele wie den Leib. (2103).

Das ist wirklich der Eindruck, den wir haben: der leibliche Tod ist für Rüdiger das geringste Uebel: er stirbt in seiner Ehre, seiner Güte, seiner Treue, seine Seele scheint tödtlich getroffen und gespalten. Er tritt nun vor und kündet den Freunden mit lautem Rufe Gruß und Treue auf: „Wollte Gott, ihr wäret bei Rheine, und ich wäre todt mit ein wenig Ehre, da ich euch nun bestehen soll (2120). Er gibt noch Hagen, als „letzte Gabe", seinen Schild, so daß selbst den „grimmen" Helden die Rührung überkommt, und alle Andern weinen: „Der Vater aller Tugenden findet in Rüdiger den Tod." Hagen und Volker weichen ihm aus; er fällt durch das Schwert, das er selber Gernot geschenkt hat. Keiner seiner Mannen entkommt (2161.) Etzels Wehruf darüber erscheint „wie eines Löwen Stimme."

Es kann nicht fraglich sein, daß der Dichter mit dem Schicksal der Helden von Bechlaren eine tragische Wirkung beabsichtigt und

Digitized by Google

erzielt hat. Geben wir uns aber Rechenschaft über die angewandten Mittel, so liegen sie in der dargestellten verhängnißvollen Verkettung der Verhältnisse, welche so hohes Glück einer würdigen Familie zertrümmert, einen so liebenswürdigen und allbeliebten Helden in's Verderben zieht und, was das Ergreifendste ist, in eine so herzbrechende Seelennoth stürzt. Wir fühlen uns gar nicht veranlaßt, zu untersuchen, ob Rüdiger denn wirklich einer klaren Pflicht Leben und alles opfere, oder ob nicht vielleicht ein von Etzel mit Unrecht begehrter Dienst mehr aus Ehrgefühl als aus Pflichtbewußtsein geleistet werde. Die Thatsache allein, daß eine traurige Verwicklung der Dinge so viel Glück und Größe zu Fall bringt, erschüttert uns; daher denn auch das Bestreben des Dichters, die Sonne des Glückes vor ihrem Untergange im schönsten Glanze strahlen zu lassen, daher sein bedeutsames Spielen mit den wohlgemeinten Geschenken, die eine so traurige Geschichte haben, daher sein angelegentliches Bemühen, die Unausweichlichkeit jener Entscheidung uns fühlbar zu machen, welche Freund gegen Freund ohne wirkliche Verfeindung der Herzen in einen Kampf auf Leben und Tod drängt. Mit Vorbedacht hebt er auch hervor, daß selbst von Rüdigers treuen Mannen keiner dem Verhängniß entgeht; Zerstörung und Verödung zurückzulassen, scheint dem Dichter eine Lust. Wo wäre eine entsprechende Schuld Rüdigers und seiner Leute? Nein, sie fallen dem *Schicksal* (richtig verstanden) zum Opfer. Man sage nicht: sie werden mit Hagen und den Burgunden in das von diesen verschuldete Verderben hereingezogen. Ganz richtig, aber das ist ja eben das Verhängniß, daß völlig Unschuldige durch die Verkettung der Umstände zu Grunde gehen. Ist das Schicksal etwa darum *gerecht*, weil es den Schuldlosen um des Schuldigen willen vernichtet?

Die gleiche Beobachtung läßt sich beim Untergang der *Berner* machen. Wer wäre Rüdigern ähnlicher als der edle Dietrich? Er, der die Gäste schon vor ihrer Ankunft gewarnt hat: „Trost der Nibelungen, hüte dich!“ (1664) und es Kriemhild keck ins Gesicht gesteht: „Ich bin es, der da warnte die edlen Fürsten reich!“ (1686) und Hagen vor ihren Augen freundschaftlich bei der Hand nimmt? Auch entbietet er allen Gästen Frieden und Freundschaft. Er will diesen Frieden auch halten und zieht sich darum vom Kampfe zurück. Doch der Jammer um Rüdigers Tod dringt in sein Quartier. Da schickt er einen Boten, den Grund zu er-

Digitized by Google

fragen, doch nicht Wolfhart, der sich anbietet, sondern den leidenschaftslosen Helferich. Derselbe kommt weinend zurück mit der Trauerkunde. „Das wäre des Teufels Spott!“ ruft Dietrich aus und will es noch nicht glauben: so entsendet er denn Hildebrand. Dieser will, ganz im Geiste seines Herrn, ohne Schild und Waffen gehen. Doch das Verhängniß fügt es, daß der hitzige Wolfhart ihn dringend davon abmahnt; „da gürtet sich der Weise nach des Unbesonnenen Rath“ (2187). Indessen läßt Wolfhart auf eigene Hand die Berner Krieger sich rüsten; Hildebrand sieht sie ungern heranziehen, aber noch ein unglückliches Wort — „da gestattet's ihnen der Degen.“ Auch Dietrich scheint nachzugeben, obwohl es nicht ausdrücklich gesagt wird, und obwohl er später sagt, daß er den Streit selbst dringend widerrathen habe (2247). Die Schuld Hildebrands und Dietrichs ist jedenfalls sehr gering, und die Folgen gehen weit über alle Erwartung und Voraussicht hinaus. Die Krieger erscheinen vor den Feinden und erfahren hier Rüdiger's Tod; alle brechen in Thränen aus und begehren nun die Auslieferung der Leiche. Volkers Spott reizt den kampflustigen Wolfhart; schon will er ihm entgegenspringen, als ihn der verständige Hildebrand zurückhält. Noch einmal höhnt Volker, und nun bricht die Wuth unter allen Bernern aus. Hildebrand kann sie nicht mehr dämpfen, er wird vom Strome fortgerissen und will nun selbst der Erste im Kampfe sein. Es beginnt das furchtbare Gemetzel, welches auf Seiten der Burgundern nur Gunther und Hagen übrig läßt, von den Bernern überlebt Hildebrand allein, um Dietrich die böse Zeitung zu überbringen. Er stellt sich ihm blutüberronnen vor und erzählt, daß er Hagens Wuth mit Mühe entgangen sei. „Da geschah euch recht“, spricht der Held, „weil ihr den Frieden brachet; wär's mir nicht ewig Schande, ihr solltet dafür das Leben lassen.“ Bei der weiteren Kunde von Rüdigers Tod „da zwang die Noth den Helden, er begann zu weinen“, und der Friedliebende selbst verlangt nun nach seiner Rüstung und seinen Kriegern, doch nur um mit Nachdruck „zu fragen die Helden aus Burgundenland“. Hildebrand entgegnet kurz: „Die euch am Leben blieben, die seht ihr vor euch stehen; ich bin es ganz allein.“ Die Verwüstung wäre nicht vollendet gewesen, wären nicht auch Dietrichs Leute gefallen; Hildebrand mußte als einziger Zeuge des Untergangs der Berner übrig bleiben. Was aber ist Schuld an dem Entsetzlichen? Es mußte so kommen, es war ein Ver-

Digitized by Google

hängniß. Darein legt das Lied den einzigen, letzten Grund; Wolfharts Leidenschaft, Hildebrands Nachgiebigkeit und Volkers Spott sind nicht der Grund, sondern bloße Veranlassung. Eine Schuld von Seiten Dietrichs, der am schwersten getroffen wird, ist am wenigsten erkennbar; andererseits aber auch kein hohes Gut, das durch solche Opfer gewonnen oder geschützt würde. Das Schicksal waltet also, so weit die persönliche Schuld des Betroffenen in Frage kommt, grund- und zwecklos als muthwilliger Zerstörer der Heldengröße — so erscheint es in der Darstellung des Liedes, das nun endlich auch die wahrhaft Schuldigen, Gunther, Hagen und Kriemhild der Schärfe des Schwertes preisgibt. Blicken wir aber zurück, welche Oede hat der Dichter nicht geschaffen: in Xanten, in Worms, in Bechlaren, an Etzels Hofe, unter den burgundischen, österreichischen, amelungischen und hunnischen Heldenscharen! Von den Burgunden allein sind 10,000 gefallen, von ihren Gegnern aber wohl eine größere Zahl.

Die stolzen Ruhmeswerthen, sie lagen alle todt,
Und alle Leute hatten drob Jammer nur und Noth.
Mit Leide ward beendet des Königs Festlichkeit,
Wie alles Liebe Leiden gern nachzieht mit der Zeit. (2315).

Der Maler Cornelius stellt auf dem Titelbild der „Nibelungen" den überlebenden Etzel in seiner Trauer dar. Er stützt das Haupt auf eine Hand, in tiefes Sinnen versunken, die andere Hand läßt er schlaff herabhängen in stumpfer Gleichgültigkeit und Muthlosigkeit. Der furchtbare Held (den sich der Künstler wohl nicht in der verblaßten Gestalt des Liedes vorgestellt hat) brütet also wie stumpfsinnig über den Untergang der Heldengeschlechter — eine ergreifende Vorstellung, die ganz im Sinne des Gedichtes ist.

An das Lied von „der Nibelungen Noth" mußte sich naturgemäß eine „Klage" anschließen.

Es ist offenbar gerade dieser Gedanke an den allgemeinen Untergang, welcher die Begeisterung zu dem Sange von den Nibelungen erzeugt hat. Derselbe muß also in sich ästhetischen Werth und Gehalt haben. Zwar ist selbstverständlich die psychologische und ethische Begründung der Ereignisse nicht versäumt worden, vielmehr leistet das Lied Großes auch in dieser Beziehung, aber den Schwerpunkt verlegt es unverkennbar in die Tragik des Verhängnisses. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung noch die Schilderung des Donauüberganges im XXV. Abenteuer, welcher

Digitized by Google

sinnbildlich den Uebertritt in den Bann der Todesgötter darstellt. Als Vertreter derselben erscheinen die Meerweiber und verkünden:

Ja, wieder umzukehren, das wäre an der Zeit,
Dieweil ihr kühnen Helden also geladen seid,
Daß euch der Tod ereilet in König Etzels Land:
Euch alle, die ihr hinzieht, hat schon der Tod an seiner Hand. (1480.)

An eine vorausgehende Schuld der Burgunden, die zudem durch die Versöhnung mit Kriemhild aus dem Gesichtskreis entschwunden ist, wird nicht erinnert, sondern vielmehr beigefügt: „Es muß also geschehen; aus eurer Mitte kann keiner entrinnen." Nur der (wehrlose) Kaplan soll entkommen, so heißt es — als ob die Helden, eben weil sie wehrhaft sind, zu Grunde gehen müßten. Scheinen doch auch der launige Küchenmeister und die andern Feiglinge, die klüglich daheim blieben (1405 ff.), im Gedichte gewissermaßen Recht zu bekommen. Man kann nicht etwa an das nachfolgende Unrecht Hagens gegen den Priester denken; dieses gibt erst einen zweiten untergeordneten Grund sowohl für die Errettung des Kaplans als für den Untergang des Heeres. Die Uebrigen sind ja hier nicht einmal so schuldig, da sie die That zwar nicht kräftig hindern, aber doch mißbilligen. Ebenso wenig ist in der Tödtung des Fährmanns der Grund zu finden, welcher das Unglück eigentlich heraufbeschwört. Die Probe aber, der Hagen durch den vereitelten Angriff auf den Priester die Weissagung der Wasserfrauen unterwirft, stellt die Unabwendbarkeit des in ihnen sich offenbarenden heidnischen Schicksals, beziehungsweise des höheren göttlichen Willens, welcher nur den wehrlosen Priester wunderbar rettet (1519), sehr lebhaft vor Augen. Demselben Zwecke dient poetisch die Zertrümmerung des (in der Voraussetzung des Liedes) einzigen und unersetzlichen Schiffes; sie macht den Eindruck, als ob an dem Fluß des Todtenreiches, den die Helden eben überschritten haben, noch die einzige Brücke hinter ihnen abgebrochen würde. Diese treffliche Symbolik sinnbildet ganz greifbar die Unentrinnbarkeit des Geschickes, und insofern gehört der Donauübergang zu den sinnvollsten Stellen des herrlichen Gedichtes und belehrt insbesondere über die tragische Grundanschauung desselben.

Man wird mit einem Schein des Rechtes geltend machen, daß schließlich doch nur die Schuld Hagens und Kriemhildens und die (nach Einiger Urtheil) noch größere des Gunthers, der für Siegfrieds Mord

Digitized by Google

endgültig verantwortlich ist, im Liede gesühnt und so die gestörte sittliche Ordnung hergestellt werde. Ganz richtig; allein braucht es zur Strafe der Drei den Untergang von Familien und Völkern? Erscheint darin die Gerechtigkeit des Schicksals oder der Vorsehung? Nein und wiederum nein; nur die uns so schmerzliche Unbegreiflichkeit, das erschütternde Geheimniß derselben tritt hier zu Tage!

Selbst die schwere Schuld, welche in dem einen Hagen, auch nach der Versöhnung Gunthers mit Kriemhild, immer noch nach Rache schreit, muß schließlich mit unter dieses Geschick gerechnet werden. Wie er nämlich an obiger Stelle dem Schicksal durch Ermordung des Kaplans und die Zerschlagung des Rettungsbootes Vorschub leistet, so scheint überhaupt in seiner Brust neben der Heldenseele ein Dämon zu wohnen, welcher als Diener des Verhängnisses die wesentlichste Triebfeder in der unseligen Schicksalsverwicklung ist. Unwiderstehlichkeit und Unwidersprechlichkeit kennzeichnet ihn daher schon dort, wo er Siegfrieds Mord einleitet, und hier von neuem, wo er unaufhaltsam weiterdrängt in's Verderben. Die Verweigerung seiner Auslieferung gibt schließlich die Könige selbst unwiderruflich dem an seine Person gebundenen bösen Schicksal preis. Er wird also gleichsam zum Stellvertreter jenes Geistes der Zerstörung, der im Nibelungenliede gegen alles Große und Herrliche wüthet.

Darum steht auch Hagen in so naher Beziehung zum Nibelungenschatze, auf welchem nach allen Anzeichen ursprünglich der Fluch des Schicksals ruhte. Hagen räth, ihn in's Land zu bringen (1047), versenkt ihn in den Rhein (1077) und hehlt noch im Tode seine Stelle (2305). Die letzten Burgunden, Gunther, Hagen selbst und Kriemhild, verlieren in Folge dessen das Leben. Das schöne, verlockende Gold, als Träger des Fluches, hat sich also Hagen angeeignet, damit durch ihn auch um des Goldes willen das Verderben entstehe.

Sind diese unsere Ausführungen in der Grundauffassung des eigentlich durch und durch heidnisch gedachten Epos begründet, so erkennen wir nunmehr die Tragik desselben in dem siegreichen Kampfe der Mächte des Todesdunkels gegen Lichtgestalten wie Siegfried, der einer herrlichen Sonne gleich plötzlich untergeht, und Kriemhild, deren Seelenschönheit durch einen Rachedämon verwüstet wird, gegen die Blüthe des Heldenthums, welche wie niedergemäht und vom Angesicht der Erde weggerafft wird, endlich gegen

Digitized by Google

das Glück und den Wohlstand so vieler Familien und Reiche. Es durchzittert ja das ganze Epos zunächst ein tiefes Schmerzgefühl über die traurigen Verwüstungen der Völkerwanderung, die so viele Reiche in den Staub trat und einem grausamen Schicksale zum Werkzeug zu dienen schien. Man hört die laute Jammerklage eines jüngeren Geschlechtes über den Untergang der in der Volksphantasie so herrlich strahlenden Heldenzeit. Aber es muß seltsam erscheinen, daß doch keineswegs ein Heereszug des geschichtlichen Attila die Tragik des Liedes begründet, und daß die Sage so geflissentlich Trümmer auf Trümmer häuft und zu diesem Zwecke Franken (Siegfried), Burgunden, Ostgothen (Dietrich), Oesterreicher (Rüdiger) und Hunnen in den Vernichtungskampf mit dem übermächtigen Geschicke hereinzieht. Daß dieser Kampf eben in der allgemeinen Zerstörung und im Sieg der finstern Mächte gipfelt, das ist das Kennzeichnende, aber auch — das Unbefriedigende. Wollen wir uns darüber Rechenschaft geben, so können wir es wohl nicht anders als das spezifisch heidnische Element nennen, einen Nachhall der uralten germanischen Mythologie. Durch diese zieht sich ja der unversöhnliche Streit zwischen Göttern und Riesen, welcher in der grausen „Götterdämmerung" (ragnarökr) mit dem allgemeinen Untergang der Götter, der Riesen und der Welt endigt. Zeitweilig bändigen die Geister des Lichtes das Böse des Naturreiches, das sittliche Walten der Götter obsiegt über die rohe Kraft der Riesen. Inmitten der Welt führen jene ein Leben ungetrübter Seligkeit. Doch die furchtbaren Nornen (Schicksalsgöttinnen) verkünden ihnen bereits den Niedergang ihrer Herrschaft und ihres Glückes. Die Aufnahme untergeordneter „Wanen" und selbst des Feuerriesen Loki in ihre Reihen bezeichnet nur eine vorläufige Abfindung des Lichtes mit dem Dunkel. Das Böse dringt unaufhaltsam ein und gipfelt in dem Morde des herrlichen Baldur auf Loki's Betreiben. Die Götter suchen die furchtbaren Kinder Loki's, die Midgardsschlange, die Hel und den Feuriswolf, und schließlich den Vater selbst vergeblich unschädlich zu machen; das Verderben schreitet schnell. Nach und nach lösen sich alle sittlichen Bande; die feindlichen Mächte sind entfesselt. In dem Entscheidungskampfe fallen nun der Reihe nach Freyr, Tyr, Thor und Odin; aber auch Loki stirbt. Nun stürzt die Welt zusammen; die Sonne verfinstert sich, die Sterne schwinden, die Erde sinkt in's Meer, Feuer wüthet gegen Feuer und die Lohe schlägt zum hohen Himmel empor. Das sind die

Digitized by Google

Grundlinien der altgermanischen Welt- und Göttergeschichte. Wohl erneuert sich schließlich die Welt und ersteht ein allwaltender Gott, und wird so dem Bedürfniß nach einem befriedigenden Abschluß genügt; allein die Wiederherstellung wird so kurz und dunkel dargestellt, daß man nicht weiß, was man an ihr hat. Die Vernichtung aller Dinge ist dagegen breit ausgeführt, die Trauer darüber voll ausgesungen.

So ist es nun auch im Nibelungenliede. Eine gewisse Wiederherstellung der Heldenwelt in anderer Form wird freilich aus der Geschichte vorausgesetzt; allein der Gegenstand des Gedichtes ist der Untergang der Heldengröße, und die Trauer herrscht durchaus vor. Wenn dieselbe in der That allzu düster ist, so erinnert das eben an den Schluß der Göttersage. Das Heidenthum hatte ja weder von der Gottheit, noch von der Entwicklung der Welt- und Menschengeschichte unter der Hand eines ewigen, allheiligen und allgütigen Gottes die rechte Vorstellung. Daher gestaltete sich das Geschick aller Wesen, gemäß der natürlichen Hinfälligkeit der Geschöpfe in sittlicher, so gut wie in physischer Beziehung, als ein der Vernichtung zustrebendes Verderbniß, indem Welt und Riesen und Götter zusammt untergehen. In das Nibelungenlied sind gleichfalls die christlichen Anschauungen noch keineswegs organisch hineingearbeitet; daher seine düstere Tragik.

Doch hat diese immerhin noch ihren hohen ästhetischen Werth, indem sie das natürliche Gefühl der Wehmuth ausspricht, das den denkenden Menschen beim unaufhaltsamen Vergehen und Verderben alles Schönen befällt. Das ist ein ganz berechtigtes Gefühl, dessen treffender Ausdruck uns nothwendig erfreut. Obendrein läugnet es ja keineswegs, so wenig wie die Mythologie selbst, die Verderblichkeit sittlicher Vergehen, das Walten moralischer Mächte oder eine endliche Wiederherstellung, ja widerspricht nicht einmal ausdrücklich der christlichen Anschauung vom Walten einer allweisen Vorsehung, sondern sieht vielmehr nur von dieser ab. Wohl hätte die schließliche Versöhnung mit dem Schicksal auch in der Darstellung zu Tage treten sollen; daß es nicht geschieht, ist der Fehler. Aber es bleibt ja dem Leser unbenommen, sich des eigentlichen Pessimismus zu entschlagen, und insofern darf man die Tragik des Nibelungenliedes nicht als widerchristlich verurtheilen.

Wir dürfen uns ihr im Gegentheil mit einem gewissen Vorbehalt hingeben. Die Vergänglichkeit aller Größe und Schönheit in der

Digitized by Google

Welt ist eine Thatsache und die tragische Betrachtung derselben vollberechtigt, somit auch die poetische Veranschaulichung nicht ohne ästhetische Wirkung. Die Offenbarung, zum Theil die natürliche, vor allem jedoch die übernatürliche, ermöglicht aber außerdem eine höhere Befriedigung. Sie lehrt, den unsterblichen Geist von der hinfälligen Materie und die unverlierbaren Güter von den vergänglichen scharf absondern; sie läßt in den traurigen Geschicken der Menschen und ihrer Werke das Gesetz einer allweisen Weltregierung erkennen, ahnen oder voraussetzen und verbreitet über ein neues schönes Da'ein, nach dem Zusammensturz aller weltlichen Herrlichkeit, ein klareres Licht. Wie der Christ sich im Sinne des Apostels „seiner eigenen Schwäche zu rühmen" vermag, so schaut er auch nicht ohne Befriedigung um sich her die Trümmer in Welt und Weltgeschichte, weil sie das Geistige, Dauernde, Ewige durch ihren Gegensatz erst recht würdigen lehren. Aus der sieghaften Erhebung der geistigen Betrachtung über die beengende Trauer, in welchem Grade jene immer verwirklicht wird, erwächst nun der tragische Genuß. Schon die lebhafte Ergreifung der Wahrheit der *Thatsache*, daß „der Verderber Nidhöggr nagt an einer Wurzel der Weltesche" (Edda, Grimnismal 35), vermag ein Lustgefühl zu erzeugen, so lange der Gedanke an gänzliche Vernichtung nicht überwiegt. Die treffende Aussprache und poetische Verkörperung dessen, was wir im innersten Herzen empfinden, gewährt uns Vergnügen. Das Nibelungenlied leistet wenig mehr, dies aber in erschütternder Weise. Wird jedoch zugleich der Geist sich bewußt, daß er selber *bleibt*, indeß alles vergeht, daß er neben dem Strome der Zeit am festen Ufer steht und der Ewigkeit angehört, so ist das ein höherer Genuß. Ahnt und erkennt er vollends in den Schicksalsschlägen eine *Vorsehung*, die gerecht, wenn auch verborgen wirkt, so fühlt er sich selbst durch ihr geheimnißvolles Walten zu staunender Bewunderung gestimmt, und hier kann nun der Dichter durch Lüftung des Schleiers auch unserm ethischen Gefühle seine vollkommene Befriedigung gewähren. Er kann stärker, als es in der Wirklichkeit des Lebens und der Geschichte zu Tage tritt, die Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung durchleuchten lassen, und uns durch Betonung des Vergeltungsprincips zufrieden stellen. Diese Befriedigung macht aber nicht den tragischen Genuß aus, ja kann nicht einmal ohne Beschränkung die nothwendige Bedingung desselben genannt werden. Im Nibelungenliede insbesondere ist

Digitized by Google

der Ausgleich von Schuld und Strafe, von Zerstörung und Aufbau, von Schicksalswillkür und Vorsehung durchaus nicht überall durchgeführt, wenn auch nicht schlechthin ausgeschlossen, und daher wird die Tragik in ihrer Wirkung nicht aufgehoben. Endlich können noch höhere, der Offenbarung entlehnte Anschauungen das Gefühl der Trauer über die Vergänglichkeit alles Irdischen geradezu *verklären und heiligen*. Der Dulder Job leidet unter der Verfolgung der Hölle; er legt durch seinen heldenhaften Starkmuth und durch seine geduldige Ergebung in Gottes Willen Zeugniß ab für die innere Kraft der ächten Tugend; er verdient aber eben dadurch auch jene Verherrlichung, welche dem Tugendhelden nach der Prüfung sowohl im Leben als in der Geschichte zu Theil wird. Sein Zeugnißleiden ist zugleich ein Läuterungsleiden, aus welchem er selbst reiner und heiliger hervorgeht.

Die tragische *Katharsis*, oder ästhetische Läuterung der tragischen Stimmung, wird auf allen diesen Stufen durch Ausscheidung des Verletzenden aus dem sich aufdrängenden Schmerzgefühl erzielt. Wir leiden und fürchten, unter dem Druck der (in der Betrachtung) gegenwärtigen oder drohenden Uebel; aber wir erheben uns über diese Gefühle in dem Maße, wie sie sich durch höhere Erwägungen klären und läutern. Je gerechtfertigter in Folge dessen unsere Trauer ist, desto wohlthuender muthet sie uns an, und irgend welche Katharsis bleibt unerläßliche Bedingung des ästhetischen Genusses. In derselben liegt nun auch jene *ethische* Befriedigung beschlossen, welche der Tragik als solcher eigen ist. Wir haben dabei nicht an die Befriedigung unseres Gerechtigkeitsgefühles, d. h. an die lebhafte Erkenntniß zu denken, daß dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen Lohn und Strafe nach gerechtem Gottes- oder Weltgesetz zugemessen werden; diese ist für die tragische Wirkung nicht von entscheidender und wesentlicher Bedeutung. Aber daß wir *recht* trauern bei der Vorstellung des Unglücks, das ist unerläßlich, soll anders die Kunst ihre Bestimmung, die Menschen zu veredeln, nicht verfehlen. Die Läuterung unseres Schmerzgefühles entbehrt nun aber gewiß nicht der Beziehung auf die Sittlichkeit. Diese Beziehung ist freilich, wie bei allen ästhetischen Wirkungen eine entfernte, aber doch eine wahre und nach Umständen eine bedeutsame. Die richtige Würdigung des Menschenlebens von seiner traurigen Seite gehört ja zu den wesentlichsten Bestandtheilen, die eine richtige Weltanschauung überhaupt zusammen-

Digitized by Google

setzen. Die Leiden und Plagen des Lebens reizen den Menschen zu vielen ungeregelten Affekten von der Ungeduld und Unzufriedenheit bis tief hinunter zur Verzweiflung und zum Abfall von Gott. Der ächten Tragik fällt nun, soviel das einer schönen Kunst zukommen kann, die Aufgabe zu, mit dem leidenvollen Leben und den Prüfungen der Vorsehung auszusöhnen, das Herz trotz aller äußeren Beengung zu erweitern und den Geist trotz des Druckes zu erheben. So vermittelt sie eine erhabene Anschauung von den Leiden, das doch, seiner Natur nach, unsere Menschenwürde am empfindlichsten kränkt. Die tragische Stimmung ist also eine der edelsten, nicht nur weil sie wahr und tief begründet ist, sondern auch weil sie den Triumph der geistigen Betrachtung über alle sinnliche Bedrückung, über alle Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit einschließt und auf's Lebhafteste an das ewig Dauernde, Himmlische und Göttliche gemahnt.

Die Ueberzeugung von dieser Wahrheit, mehr oder minder klar bewußt, hat die größten Dichter bestimmt, der Tragik des Lebens eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon die homerische „Ilias" nimmt mit dem XVIII. Buche eine ganz tragische Wendung. Achills Freund Patroklus ist erschlagen; er selbst verfällt in so tiefe Trauer, daß in dieser sein furchtbarer Zorn (die menis) völlig untergeht. Sie zieht den Tod Hektors, des liebenswürdigen Helden und Vorkämpfers der Troer, nach sich, nicht minder aber Achills eigenen Tod; der sterbende Hektor verkündet ihn seinem Besieger. Und hiermit, nicht etwa mit der Eroberung Troja's schließt das Gedicht, welches obendrein in den Eingangsversen tausendfaches Leid anderer Art in Aussicht stellte und im Verlaufe zur Darstellung brachte. Auch die „Odyssee" singt von den Leiden einer zehnjährigen Irrfahrt und einem ebenso blutigen, als gefahrvollen Kampfe des Helden mit den frechen Eindringlingen in seinem Hause. Einen Grundgedanken aller Tragik spricht der alte Sänger in überraschend zutreffendem Bilde aus: die Götter haben dem Achill die Wahl gelassen, entweder ein langes, aber ruhmloses, oder ein glorreiches, aber kurzes Leben zu führen (Il. 9, 410 ff. vergl. 1, 352 f. 416 f.); weil der Held den Ruhm vorzog, mußte er, wie Siegfried, einem frühen Tod anheimfallen. Diese Erdichtung besagt, daß eine tragische Nothwendigkeit (für die Poesie) den frühen Untergang alles Schönen erheischt. Das tragische Drama errang später bei den Griechen eine ganz bevorzugte Stellung, und wie düster ist der mythische oder geschichtliche Hintergrund, auf welchem

Digitized by Google

die berühmtesten der Stücke erscheinen! Man braucht nur an die Labdakiden- und Pelopidensage zu denken, um das Traurige zum Grausigen und Gräßlichen gesteigert zu sehen, und doch griffen die Dichter mit besonderer Vorliebe gerade nach diesen Stoffen. — Bei Shakespeare ist es recht hervorstechend, wie sehr er in seinen Tragödien die Zerstörung und die Verwüstung liebt, und wie oft er sich in Herbeiführung derselben um Verdienst oder Mißverdienst der Personen (zumal der Nebenpersonen) nicht krümmet. — Von gewaltiger Tragik ist die volksthümliche Faustsage, und wie viele Dichter fühlten sich zu derselben hingezogen! Nehmen wir nun unser Nibelungenlied, eines der erschütterndsten tragischen Gedichte hinzu, so ermessen wir leicht die Gewalt, welche die Betrachtung des Leidens der Sterblichen über das fühlende Menschenherz hat. „Ein Kriegsdienst ist das Leben des Menschen auf Erden", so tönt es uns selbst aus dem uralten, heiligen Gedichte vom Dulder Job entgegen, und ein wie furchtbares Zeugniß legt der Inhalt des Buches nicht für die Wahrheit des Satzes ab! Niederschmetternd ist vollends die Tragik jenes andern heiligen Buches, welches anhebt: „Eitelkeit der Eitelkeiten, sprach der Prediger, Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel!" Gott sebst aber hat in die Mitte der Weltgeschichte eine reale Tragödie eingefügt, welche tausendmal lauter, als alle Dichtung, vom Leiden des Menschenlebens erzählt. Es war gewiß sehr angemessen, daß der Gottessohn, sobald er in Menschengestalt erschien, das Leiden des Menschen, das nun gewissermaßen zu dessen Natur gehört, mit übernahm. Er that es zur Sühne, aber auch zum Beispiel, ja zum Troste der Menschen, die nun einmal auch nach getilgter Sünde und trotz höchster Heiligkeit, immerdar leiden müssen. Träumte doch schon die Sage der Griechen von dem schweren Leiden eines Gottes, der sich herabließ, ein Menschenfreund zu werden, und trug die altgermanische Mythologie nebst dem Leiden sogar die Vernichtung in die menschlich gedachte Götterwelt hinein.

Die unausweichliche Nothwendigkeit eines tief einschneidenden tragischen Zuges im Leben der Staubgeborenen bezeugen somit die Dichtung und die Geschichte. Noch mehr; ein Schattenbild davon hat der Schöpfer bereits in die Natur gezeichnet. Das erkannte schon der Sänger des trojanischen Krieges, als er den aufkeimenden und verwelkenden Blättern die Geschlechter der Menschen verglich, die, wie jene, in rastlosem Wechsel kommen und gehen (Il. 6,

Digitized by Google

146 ff. 21, 464 ff.). Das Absterben der Natur, ja selbst der ewige Wechsel von Licht und Dunkel, erinnern in der That sinnbildlich an die tragischen Vorgänge im Leben. Ein römischer Dichter findet sogar eine größere Vergänglichkeit in der Menschennatur als in den Dingen (der sich wenigstens immer wieder erneuernden) leblosen Schöpfung:

> Damna tamen celeres reparant coelestia lunae:
> Nos ubi decidimus . . . .
> Pulvis et umbra sumus. (Hor. Od. IV. 7, 13 ss.)

Ja, selbst der „Prediger" betont diesen Gegensatz: „Ein Geschlecht geht und ein anderes kommt — doch die Erde bleibt auf immer bestehen." Schon der h. Hieronymus bemerkt dazu: „Wo gäbe es eine größere Nichtigkeit, als diese, daß die Erde, die um des Menschen willen geschaffen ist, dauert, der Mensch selbst hingegen, der Erde Beherrscher, in Staub zerfällt?" Und diese Anschauung ist wenigstens poetisch und rhetorisch gerechtfertigt, insofern das lebhaft bewegte Herz eine starke Empfindung gern einseitig ausspricht. Wollen wir nun etwas von dieser Berechtigung auch dem Nibelungenliede zusprechen, so wird die Tragik desselben sich von einer ganz neuen Seite empfehlen.

Jedes starke Gefühl liebt den übertriebenen einseitigen Ausdruck. In dem Stoffe des großen Epos ist aber eine furchtbare Tragik schon angelegt. Derselbe entstammt ja der Zeit allgemeiner Verwüstung, als ein Volk das andere niederwarf oder vernichtete. Außerdem hat es seinen tiefsten Hintergrund in der urgermanischen Götterlehre und diese selbst in Naturmythen. So lag es nahe, die Tragik des Lebens auf die nothwendigen Gesetze der Natur zurückzuführen. Zum Beweise nun, daß eben dies im Nibelungenliede geschieht, führen wir hier noch das Urtheil Stuhrmanns (in der erwähnten Schrift) an: „Die Burgunden werden gewissermaßen durch eine höhere Macht in das Verderben getrieben. Sie werden wiederholt gewarnt und zuletzt in einer so eindringlichen Weise, daß man ihre Verblendung gar nicht begreift. Die ganze Darstellung des Gedichts aber läßt in uns die Empfindung zurück, als ob die Helden eben nur so und nicht anders handeln könnten. Wir fühlen das Walten einer höhern Macht, welche die Burgunden alle Vorsicht und Besonnenheit vergessen läßt, und ihnen alles, wovon sie Gutes hoffen (nach Lachmanns Ausdruck) in Grimm, Verderben und Untergang verwandelt. Hätte jemand dem Etzel Kriemhilds

Digitized by Google

großen Haß offenbart, so hätte er alles, was später geschah, verhindert. Aber das durfte nun einmal nicht geschehen. Die Nothwendigkeit des Untergangs ist der tiefer liegende Grund für dieses trotzige Schweigen, das zwar dem Wesen altgermanischer Heldencharaktere nicht widerspricht, aber doch als eine ungeheuerliche Steigerung desselben erscheint. Gegenüber dieser Anlage des Ganzen verstummt jedes Bedenken: wenn wir über das Gedicht reflektieren, so können wir zwar sagen, daß die Burgunden sich dem Verderben hätten entziehen können; wenn wir es aber lesen, so wissen wir, daß alles so kommen mußte, wie es kam. Diese Nothwendigkeit des allgemeinen Verderbens war in dem frühern Stadium der Sage an den Besitz des Goldes geknüpft (s. oben), sie wirkt noch fort, nachdem das alte Motiv vergessen worden und ein neues an seine Stelle getreten ist, welches ausschließlich in dem Willen des Menschen seine Wurzel hat."

Dies ist in der That der vorwiegende Eindruck, welchen das Gedicht macht. Trotz aller psychologischen Begründung der Ereignisse fehlt eigentlich dennoch die volle Motivirung; das Unheil bricht unabhängig von Schuld und Sünde herein; diese sind nur die Werkzeuge, deren sich eine höhere, zerstörende Macht bedient. Es scheint alles naturnothwendig zum Abgrund hinzudrängen. Hierin spiegelt sich aber die thatsächliche Unausweichlichkeit des Leidens ab, welche Erfahrung und Geschichte lehren; es liegt also eine wirklich berechtigte, ja tiefe Anschauung von der Tragik des Lebens hier zu Grunde. Wir werden angewiesen, über die Einzelschuld hinaus in der allgemeinen Gebrechlichkeit (sowohl der physischen als der moralischen) unserer menschlichen Natur den letzten Grund für das tragische Unglück zu suchen. Es muß hereinbrechen, gleichviel ob durch diese oder jene Schuld, oder auch ohne ein moralisches Vergehen, oder endlich wenigstens nicht nach Maßgabe dieses Vergehens. Der Mensch tritt einmal leidensfähig und gewissermaßen mit der Bestimmung, zu leiden, in's Leben ein; alle seine Vorsicht reicht nicht aus, der verderblichen Verkettung der Verhältnisse auszuweichen. Er trägt in seinem individuellen Charakter, auch ohne Verschuldung, Anlaß genug zu manchem schmerzlichen Anstoß mit der Außenwelt, und was von einem Einzelnen gilt, trifft bei allen zu, in Familien, Gemeinden und Völkern, vervielfältigen sich so die Quellen von Zwietracht, Haß und Leid. Je vortrefflicher ein Charakter ist, desto ausgeprägter drängt sich oft jene Einseitig-

Digitized by Google

keit vor, welche Ursache schwerer Prüfungen wird. Gerade das Schönste in Natur und Leben scheint zu raschem Untergang bestimmt zu sein. Daher muß, poetisch gesprochen, eine Lichtgestalt wie Siegfried früh verbleichen, so gut wie der schöne Lenz, dessen Abbild in der Menschenwelt Helden wie Siegfried sind, am schnellsten verblüht. Und bei diesem Namen stoßen wir abermals auf die erwähnte, in das Menschenleben übertragene Naturauffassung. Denn bei Siegfried ist es am ersten nachweisbar, daß er in der That ursprünglich nur ein Naturgott gewesen sein kann, ob nun Baldur oder Freyr der nordischen Göttermythe sein Urbild ist. Im allgemeinen sind hierüber die Stimmen der Gelehrten auch so ziemlich einig, wenn auch keine von beiden Göttergestalten eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem fränkischen Helden aufweist. Auf alle Fälle hat die Sage die Idee der Vergänglichkeit, welche aus der Natur in die Göttermythen eingeführt war, aus dieser wieder in die Heldengeschichte übergeleitet. Doch wäre an und für sich eine so umständliche Vermittlung nicht einmal nothwendig vorauszusetzen, da die unmittelbare Entlehnung des Gedankens aus der Naturanschauung zur Erklärung von Gedichten wie das Nibelungenlied im allgemeinen ausreicht. Die Verwandtschaft der in letzterem herrschenden Gesetze mit den starren Naturgesetzen muß jedenfalls anerkannt werden, zumal auch von einer höheren Vorsehung als Lenkerin der Menschengeschicke, wie sie etwa bei Homer waltet, kaum oder gar nicht die Rede sein kann. Es herrschen freilich zugleich sittliche Gesetze; Haupttriebfeder der Handlung bleibt aber das Gesetz der Nothwendigkeit. Wie nun der freie Mensch sich immer mehr dem Zwang der Umstände zu entziehen sucht, so stellt er allerdings auch an ein Gedicht aus der Menschengeschichte die Forderung sittlicher Motive. Daher konnte wohl z. B. bei den Griechen die Tragödie mit dem Naturmythus, nämlich mit den Leiden des Kulturgottes Dionysos, beginnen, aber sie entwickelte immer mehr die eigentlich dramatische Motivirung. Schon das homerische Epos hat in gleicher Weise die ethische Freiheit in weit ausgedehnterem Maße, als das Nibelungenlied, zur Geltung gebracht. Wenn nun demnach das letztere stärker die Gesetze der Nothwendigkeit betont, die nach Aehnlichkeit der Naturgesetze auch das Menschenleben beherrschen, so wird es dadurch noch keineswegs unwahr, sondern stellt nur eine andere Wahrheit dar, die noch erschütternder wirkt, weil wir sie nicht selber schaffen, sondern als eine uns beherr-

Digitized by Google

schende vorfinden. Der Mensch in seinem Schicksal untersteht in Wirklichkeit eben so sehr dem Einflusse unabänderlicher Kräfte, als der freien Selbstbestimmung. Einen schroffen Ausdruck für jenen Einfluß bietet das Lied von den Nibelungen. Es will in seinem Sinne aufgefaßt und dann mit billiger Rücksicht beurtheilt werden; dann aber gewährt es einen erhabenen tragischen Genuß.

Unsere Untersuchung hat uns also zur Erkenntniß geführt, daß es eine mächtig ergreifende Tragik gibt ganz anderer Art, als sie uns in der Tragödie vorzukommen pflegt, nämlich eine solche, in welcher das ethische, dem Drama wesentliche, Moment von ihr möglichst abgelöst erscheint. Auch in einer großen, ja der größten Zahl der Tragödien ist es ein völlig vergebliches Bemühen, Verschuldung und Leiden genau gegen einander abwägen zu wollen. Mit der einen oder anderen Hauptperson mag man sich leidlich zurechtfinden; für die Nebenpersonen gibt man den Umsturz der Rechtsordnung schon oft genug nothgedrungen zu: „Sie werden in das allgemeine Verderben hereingezogen." Es ist aber doch der Bettler so gut ein Rechtssubjekt, wie der Fürst. In der That beginnt genau da, wo das Leiden (wenigstens für die gegenwärtige Betrachtung) das Maß der Schuld übertrifft, die Tragik, diese kann darum auch recht wohl (theilweise) von der ethischen Betrachtung abgesondert werden. Täuschen wir uns nicht, so kann sie in dieser reineren Form ihre eigenartige Wirkung noch leichter ausüben. Bei Beurtheilung von Tragödien ist es jedenfalls sehr räthlich, die anderen Empfindungen, welche die Handlung wachruft, sorgfältig zu trennen von jenen, welche dem Tragischen als solchem zuzuschreiben sind. Die Befriedigung des Gerechtigkeitsgefühles, durch strenge Abwägung von Lohn und Strafe gegen Verdienst und Verschuldung, stimmt uns nicht traurig, so wenig wie jede Abstrafung eines Verbrechers, kann also nicht eine Wirkung des Tragischen genannt werden, so sehr immerhin eine zu starke Verletzung jenes Gefühles den ästhetischen Genuß beeinträchtigt. Das Gesetz der tragischen Läuterung fordert eben, daß die traurige Stimmung, welche der Anblick des Leidens in uns hervorruft, allseitig so ermäßigt werde, daß sie Vergnügen statt Schmerz bereite. Dies ist in der Kunst sehr leicht zu erzielen, ohne daß die Trauer selbst aufhört, Trauer zu sein. Sie wird nämlich in sich selbst gehoben und verklärt, indem das Gefühl schmerzlicher Beengung durch das Bewußtsein von der Berechtigung, der Angemessenheit, ja Erhabenheit einer solchen Stimmung über-

Digitized by Google

wunden wird. Der Pessimist, welcher die Leiden des Menschenlebens betrachtet, bleibt in jener Beengung gefangen, weil er sich jeden Weg zur Aussöhnung mit dem Geschicke selber versperrt. Der Optimist entschlägt sich der Trauer, ohne sie eigentlich zu überwinden; seine Auffassung ist oberflächlich. Die tragische Weltanschauung hingegen versenkt sich in die Tiefe des menschlichen Elendes, welches nun einmal nicht zu verkennen ist, sucht der traurigen Empfindung bei diesem Anblick keineswegs auszuweichen, findet sich vielmehr in dieselbe und gewinnt sie lieb. Daß dies möglich ist, erhellt schon aus Erfahrung; es giebt sogut eine wohlthuende Trauer, wie es süße Thränen gibt. Dasselbe beweist die philosophische Betrachtung dieses Gefühles, da, wie schon ausgeführt wurde, der Geist durch mancherlei Erwägungen in d m Schmerzlichen selbst ein edles Genügen find n kann. Endlich muß einleuchten, daß der Schöpfer durch Zulassung der manigfaltigsten Leiden sicherlich nicht das Menschenherz nur zusammenpressen und niederdrücken wollte. Es muß einen Weg geben, sich bis zu jenem Grade mit dem Druck der menschlichen Gebrechlichkeit auszusöhnen, daß sie wenigstens in der objektiven Betrachtung eine tröstliche Seite aufweist. Durchschlagend erreicht dieses Ziel die zufriedene Ergebung in den Willen der Vorsehung, die christliche Demuth, und jenes „Rühmen der eigenen Schwäche", welches der Apostel so sehr betont (II. Kor. 11,30; 12 5 u. 9). Angebahnt wird diese erhabene Anschauung durch jede Art von Läuterung der tragischen Empfindungen. Es ist der Triumph der Poesie, die Läuterung ganz durchzuführen, ihre Pflicht, sie zu ermöglichen. Wenn nun das Nibelungenlied positiv wenig dafür leistet, so muß das seine Schwäche genannt werden; aber seine Stärke ist es, daß es die Tragik der Geschichte und des Lebens in ihrem bittersten Kerne zu verkosten gibt, ohne doch den Leser eigentlich niederzudrücken. Vielleicht dürfen wir in der Thatsache, daß die Germanen (im weitesten Sinne) mit sichtlicher Vorliebe nicht nur in dramatischen Schöpfungen, sondern auch in der Lyrik, in volksthümlichen Erzählungen, in der Heldensage und im Göttermythus der tragischen Weltanschauung sich zuneigen, nicht bloß den Einfluß des nördlichen Himmelsstriches, sondern auch eines höheren Ernstes und einer größern Tiefe der Reflexion über Welt und Leben erkennen.

Betrachtungen

über das

Verhältniß der menschlichen Seele zu der Thierseele.

Von **A. v. Biegeleben.**

Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Denkens tritt immer deutlicher hervor, daß die Geister sich in zwei feindliche Lager scheiden, zwischen denen keine Vermittelung möglich ist, sondern die zu einem fortwährenden Kampfe berufen sind, der nur mit der vollen Niederlage des einen Lagers endigen kann. Dieser Kampf der Geister ist auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft erkennbar, tritt aber namentlich auf dem Gebiete der sogenannten Naturwissenschaften hervor, von wo aus er überall hin eine verderbliche Rückwirkung ausübt, insbesondere auch auf die staatsbürgerlichen und selbst die privaten Verhältnisse.

Der eine Theil der gelehrten Welt, — fußend auf den Anschauungen, von denen alle bekannten civilisirten Völker der Vorzeit Jahrtausende hindurch in mehr oder weniger reiner Form durchdrungen waren, — hält an der Gottesidee fest, d. h. an dem Gedanken, daß eine geistige Macht außerhalb und unabhängig von der sichtbaren Welt besteht, die sich in der letzteren und durch dieselbe offenbart und einen unausgesetzten selbstbewußten Einfluß auf den Lauf der sichtbaren Dinge ausübt.

Der andere Theil, — von materialistischen oder pantheistischen Ideen durchdrungen oder doch angekränkelt, — läugnet diese Gottesidee entweder ganz oder verflüchtigt dieselbe doch dermaßen, daß von einem persönlichen, selbstbewußten, weltleitenden Gotte nur noch ein schattenhafter Begriff übrig bleibt. Die Anhänger dieser Richtung, die leider unter den Gelehrten unserer Tage der Zahl nach vielleicht überwiegen, bezeichnen sich selbst mit Vorliebe als die Vertreter der

Digitized by Google

modernen Wissenschaft. Wenn im Nachfolgenden dieser letztere Ausdruck gebraucht wird, ist daher selbstverständlich immer nur die bezeichnete Richtung gemeint.

Es liegt auf der Hand, daß diese moderne Wissenschaft mit den Grundlehren der christlichen Religion sich nicht in Einklang bringen läßt, ja daß sie überhaupt jeder Religion feindlich entgegentreten muß. Denn jede Religion, den nakten Fetischdienst vielleicht ausgenommen (wenn es überhaupt einen solchen giebt), setzt den Begriff des Uebernatürlichen voraus, worauf schon die ursprüngliche Wortbedeutung des Wortes religio hinweist. Nun läugnet aber die moderne Wissenschaft alles Uebernatürliche und erkennt nur mit der sichtbaren Welt engverbundene natürliche Kräfte an. Daß in der Welt nicht alles todte Materie ist, kann freilich der fanatischste Materialist nicht läugnen. Abgesehen davon, daß schon die in der leblosen Natur vorhandenen Kräfte, wie z. B. Magnetismus und Schwerkraft, nicht an sich, sondern nur durch ihre Wirkungen den menschlichen Sinnen erkennbar sind, so ist dies noch viel weniger der Fall bei dem Lebensprinzip der Organismen, bei der Pflanzen- und Thierseele, und namentlich bei dem menschlichen Geiste, deren Existenz wir stets nur aus ihrer Lebensbethätigung sinnlich zu erkennen vermögen. Bekanntlich hat noch kein Secirmesser die Seele bloszulegen vermocht.

In der Art und Weise, wie diese seelischen und geistigen Kräfte in ihrem Verhältnisse zur Materie aufgefaßt werden, tritt nun die Verschiedenheit der Grundanschauungen ganz besonders scharf zu Tage. Während die auf religiöser Grundlage aufgebaute Wissenschaft das Niedrigere dem Höheren, also die Materie dem Geistigen und Seelischen unterordnet und in Letzterem das gestaltende Prinzip erkennt, hat die moderne Wissenschaft die Tendenz, in den organischen und geistigen Kräften nur das Product eines in der Materie vorgehenden Entwickelungsprozesses zu erblicken.[1]) Die erstere Richtung faßt die Materie als etwas Geschaffenes, also in der Zeit Entstandenes auf, was nothwendig auf einen von Ewigkeit her vorhandenen geistigen Urquell aller Welterscheinungen, also auf Gott hinweist. Die zweite Richtung wird folgerichtig dazu gedrängt, die Materie als von Ewigkeit bestehend zu betrachten, sie also an die Stelle Gottes zu setzen. Denn wollte man zugeben, daß die

[1]) Daher die Freude, die in diesem Lager herrscht, wenn man Beispiele einer s. g. generatio aequivoca nachweisen zu können vermeint.

Digitized by Google

Materie jemals einen Anfang gehabt habe, so müßte man nothwendiger Weise anerkennen, daß vorher eine geistige Kraft vorhanden gewesen sein müsse.[1])

Die Folgerungen dieser beiden entgegengesetzten Grundanschauungen verzweigen sich begreiflicher Weise nach den verschiedensten Richtungen. Für den Zweck, den diese Blätter zunächst im Auge haben, kommen diese Folgerungen jedoch nur insoweit in Betracht, als sie sich auf die Stellung des Menschen im Weltall beziehen und insbesondere auf das Verhältniß der menschlichen Seele zur Thierseele.

Durch die Verläugnung jedes übernatürlichen Prinzips und die Verewigung der Natur ist die moderne Wissenschaft gewissermaßen gewaltsam auf die s. g. Descendenztheorie hingedrängt worden. Wenn man die gesammte Natur, wie sie sich uns erkennbar darstellt, nicht als das Resultat eines selbst- und zielbewußten Schöpfungsactes auffaßt, sondern als das mehr oder weniger zufällige Ergebniß eines langsamen, in seiner Dauer unberechenbaren Entwickelungsprozesses, dessen erste Anfänge in einem Urschleime zu suchen seien, — so liegt es nahe, durch eine Aneinanderreihung von ähnlichen, mehr oder minder vollkommenen Erscheinungsformen, namentlich auf dem Gebiete der organischen Bildungen, eine Kette zu bilden, die schließlich Glied um Glied zu jener Urform der Materie zurückführt.[2]) Bei einer solchen Theorie bleibt im Grunde zwischen allen Organismen ein wesentlicher Unterschied nicht mehr bestehen, sondern alle Einzel-Organismen stellen sich nur als mehr oder weniger entwickelte Erscheinungsformen desselben Urwesens dar. Bekanntlich hat diese Theorie auch vor der Krone der irdischen

[1]) Damit hängt auch die Tendenz der modernen Geologen zusammen, den Entwickelungsprozeß der Erde nach Hunderttausenden von Jahren zu berechnen und in unermeßbare Fernen zurückzuschrauben.

[2]) Das Chaos der Alten ist ein weit faßbarerer Begriff, als der von modernen Gelehrten unterstellte Urschleim. Unter Ersterem braucht man nur eine Unordnung, eine noch nicht erfolgte Absonderung und Gestaltung aller verschiedenartigen Kräfte und Stoffe zu verstehen, woraus die erkennbare Welt gebildet wurde, und dies ist eine Auffassung, die sich auch mit dem biblischen Schöpfungsbericht in Einklang bringen läßt. Der Gedanke aber, alle vorhandene Materie in Eine Urform zu zwängen, somit zu vereinerleien und dann die Entstehung aller mannichfaltigen Gebilde der Welt aus dieser gleichartigen Masse allein zu erklären, — dies ist fürwahr ein verzweifelter Gedanke den ein gesundes Begriffsvermögen kaum zu fassen vermag.

Digitized by Google

Schöpfung, dem Menschen, nicht Halt gemacht; sie will vielmehr in starrer Folgerung in dem Menschen nur das vervollkommnete Thier, sowie in letzterem den noch auf einer niedrigeren Entwickelungsstufe stehenden künftigen Menschen erkennen.

Es ist kaum begreiflich, wie eine solche, selbst als bloße Hypothese ungeheuerliche Lehre, welche die Würde des Menschen so tief herabsetzt und daher unser Gefühl so sehr verletzt, aufgestellt werden und so viele Anhänger finden konnte. Es ist dies ein trauriger Beweis, zu welchen Verirrungen eine gottentfremdete Wissenschaft gelangen kann. Erfreulich ist aber, daß selbst in den Kreisen der modernen Wissenschaft der wissenschaftliche Werth jener Hypothese immer mehr angefochten wird und es steht zu hoffen, daß die ganze Descendenztheorie, — insoweit sie sich nicht auf die Entwickelung und Vervollkommnungsfähigkeit innerhalb der einzelnen verschiedenen Gattungen beschränkt, bald nur noch ein Kapitel in der Geschichte menschlicher Verirrungen bilden wird.[1])

Wenn die fragliche Theorie schon bei den Vertretern der modernen Wissenschaft keinen durchschlagenden und nachhaltigen Erfolg hatte, so versteht es sich von selbst, daß sie seitens solcher Gelehrten, welche die Wissenschaft auf mehr oder weniger christlicher Grundlage aufbauen wollen, von Anfang an auf das Entschiedenste bekämpft wurde. Namentlich ließ man es sich angelegen sein, die Würde des Menschengeschlechts gegen den Versuch in Schutz zu nehmen, dasselbe zu einer bloßen höheren Abstufung der Thierwelt zu erniedrigen. Es will uns aber bedünken, daß man zu dem Ende in dem Bestreben, die zwischen dem Menschen und dem Thiere bestehende Kluft möglichst zu erweitern, sich hie und da habe verleiten lassen, die in der Thierseele vorhandenen Begabungen und Kräfte über Gebühr herabzudrücken, und somit über das Ziel hinauszuschießen. In einem Streite der Meinungen unterliegt man

[1]) Charakteristisch ist übrigens, daß seitens der modernen Gelehrten auch bei der Bekämpfung jener Hypothese der materialistische Standpunkt nicht verläugnet wird. So wird als Hauptargument gegen die Abstammung des Menschen von den Affen angeführt, daß man noch keine Skelette, insbesondere keine Schädel habe finden können, die als Bindeglied zwischen den Knochen des Menschen und denjenigen des Affen dienen könnten. Von einem wesentlichen Unterschied der menschlichen Seele und der Thierseele, an sich betrachtet, scheint man dagegen nichts wissen zu wollen; vielmehr ächt materialistisch die Seelenkräfte ganz durch die körperliche Gestaltung bedingt zu erachten.

leicht der Verlockung, bei Bekämpfung eines Irrthums die entgegenstehenden Gründe gewissermaßen zu übertreiben, wodurch man Gefahr läuft, nach einer andern Richtung selbst in einen Irrthum zu verfallen oder doch zu Mißverständnissen Anlaß zu geben. [1])

Nach Ansicht des Verfassers dieser Blätter ist aber der Unterschied zwischen der menschlichen und thierischen Seele ein so wesentlicher und tiefgehender, daß man wahrlich nicht nöthig hat, die Letztere herabzusetzen, um die Würde der Ersteren zu erhöhen. Viel mehr ließe sich eher behaupten, daß der Mensch sich um so erhabener darstelle, je vollkommenere Eigenschaften und Fähigkeiten man allen übrigen Schöpfungsgebilden zuzuerkennen vermag, über welche der Erstere zu herrschen berufen ist. [2])

Damit sind wir zu dem Punkte gelangt, welcher den eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtungen bilden soll, nämlich zu der Frage, wie das Verhältniß der menschlichen Seele zu der Thierseele aufzufassen sei. Eine Untersuchung dieser Frage dürfte gerade um deßwillen nicht ohne Interesse sein, weil die Ansichten darüber so wenig feststehen. Zudem ist die Sache auch nicht ohne praktische Bedeutung, weil die Art und Weise, wie man die Begabung der Thierseele auffaßt, schwerlich ohne Rückwirkung auf die Behandlung der Thiere bleiben wird, z. B. in Bezug auf die Frage, ob überhaupt und wie weit Vivisectionen zu billigen sind.

Das bisher Gesagte möge nur als Einleitung zu den nachfolgenden Erörterungen angesehen werden und hat keinen anderen Zweck, als den Anlaß und den Gedankengang darzulegen, der zu denselben geführt hat.

I.

Nach christlicher Auffassung beruht alle menschliche Erkenntniß auf göttlicher Offenbarung und zwar in doppelter Weise, einmal auf mittelbarer Offenbarung, die der menschliche Geist aus der Beobachtung der sichtbaren Welt und der darin wirkenden Kräfte

[1]) Bekannt ist z. B. daß einzelne Stellen in den Werken des hl. Augustinus, worin er gegenüber der pelagianischen Irrlehre die Nothwendigkeit des Glaubens in vielleicht zu einseitiger und scharfer Weise betonte, dazu ausgebeutet worden sind und noch ausgebeutet werden, um die Rechtfertigungslehre durch die sola fides zu unterstützen.

[2]) Es verhält sich hiermit in ähnlicher Weise, wie mit einer siegreichen Armee, deren Ruhm nicht dadurch erhöht wird, daß man den unterlegenen Gegner verkleinert, sondern dadurch, daß man seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit Anerkennung zollt.

Digitized by Google

zu schöpfen vermag,[1]) und dann auf einer unmittelbaren Offenbarung, die Gott dem Menschengeschlechte zu verschiedenen Zeiten, zuletzt in erhabenster Weise durch das fleischgewordene Wort zu Theil werden ließ. — Haben aber diese beiden Erkenntnißquellen denselben Urgrund in Gott, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß sie bei richtigem Verständniß nicht mit einander in Widerspruch stehen können. Sie ergänzen sich und dienen wechselseitig dazu, das richtige Verständniß der einen aus der andern Erkenntnißquelle zu vermitteln Betrachten wir die Frage, die uns beschäftigt, zunächst im Lichte der unmittelbaren Offenbarung und prüfen wir dabei im Einzelnen, ob und in wie weit das Ergebniß dieser Untersuchung durch die Erfahrungen bestätigt wird, die wir durch die Beobachtung der Natur und insbesondere unseres eigenen inneren Wesens gewinnen können.

Nach der ehrwürdigen Urkunde, der wir die Geschichte der Schöpfung in großen Zügen verdanken, schuf Gott Himmel und Erde lediglich kraft seines allmächtigen Willens. Die gesammte Schöpfung ist daher aus dem Gedanken und durch den Willen Gottes hervorgegangen, und hinsichtlich dieses göttlichen Urgrundes aller Dinge im Allgemeinen haben demnach die Geschöpfe höherer Ordnung vor den Gebilden niederer Gattung, also auch der Mensch vor der Thierwelt, nichts voraus. Indessen findet sich in der Darstellungsweise des Schöpfungsberichtes doch ein wesentlicher Unterschied. — Bei dem Bericht über die Schöpfung nicht nur der leblosen Natur, sondern auch der Pflanzen- und Thierwelt beschränkt die Genesis sich darauf, die Thatsache des Schöpfungsactes mitzutheilen. So heißt es: „Gott sprach es werde Licht, und es ward Licht.“[2]) Und von der Schöpfung der Thierwelt wird gesagt: „Gott sprach: Es bringe die Erde hervor lebende Wesen nach ihrer Art, zahmes Vieh und Gewürm und die Thiere der Erde nach ihrer Art; und also geschah es.“[3])

Ueber das „Wie“ der Schöpfung enthält aber die Genesis hier nichts Näheres. Anders verhält es sich bei dem Bericht über den letzten Schöpfungsact, die Schöpfung des Menschen. Davon heißt es: „Gott der Herr bildete den Menschen aus Erdenstaub und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens und

[1]) Röm. 1, 19 f.
[2]) Genesis 1, 3.
[3]) Genesis 1, 24.

also ward der Mensch zum lebenden Wesen.“ [1]) In einer weiteren Stelle wird die Schöpfungsart des Weibes mitgetheilt. [2]) Endlich lautet die für unsere Erörterung wichtigste Stelle, wie folgt: „Und Gott sprach: Lasset uns den Menschen machen nach *unserem Bilde und Gleichniß*, der da herrsche über die Fische des Meeres und das Geflügel des Himmels und die Thiere und über die ganze Erde und alles Gewürm, das sich reget auf Erden. Und Gott schuf den Menschen *nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes* schuf er ihn, Mann und Weib schuf er sie.“ [3])

Diese Worte der hl. Schrift sind der stolze Adelsbrief, der dem menschlichen Geschlechte verliehen worden und der zwischen ihm und allen übrigen Geschöpfen der sichtbaren Welt einen tiefen Wesensunterschied begründet. Wenn sich auch in der Thierwelt Organismen fänden, welche der körperlichen Bildung nach dem Menschen noch viel näher ständen, als in Wirklichkeit der Fall ist, so würde jene Ebenbildlichkeit mit Gott, die in erster Linie nicht sowohl dem menschlichen Körper wie der Seele ihr Gepräge aufdrückt, eine Kluft zwischen dem Menschen und der Thierwelt bilden, die durch nichts überbrückt zu werden vermag. Alle dahin zielenden Bestrebungen der modernen Wissenschaften werden sicherlich daran scheitern müssen. Zwar ist die Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen durch seinen Sündenfall getrübt, die Gottähnlichkeit abgeschwächt worden; aber nach der Lehre der katholischen Kirche wie nach der Erkenntniß, die wir aus der Beobachtung unserer selbst zu schöpfen vermögen, sind beide Vorzüge keineswegs ganz verloren gegangen. Immer noch tragen wir in unserer Seele das Gepräge und den Abglanz unseres göttlichen Urbildes. Daraus folgt aber, daß wir berechtigt sind, aus den Eigenschaften, welche wir als mit dem Gottesbegriff untrennbar und wesentlich verbunden erkennen, Rückschlüsse auf die Eigenschaften und Kräfte unserer eigenen Seele zu machen, wie wohl sie sich darin nur in unvollkommener Weise und durch die Sünde entstellt oder angekränkelt vorfinden. Umgekehrt dürfen wir aus unseren menschlichen Eigenschaften und Kräften, insoweit sie nicht mit der Sünde zusammenhängen, Rückschlüsse auf diejenigen Gottes machen; nur müssen wir sie uns von allen den Eigenschaften endlicher Wesen nothwendig anklebenden Mängeln be-

[1]) Daf. 2, 7.
[2]) Daf. 2, 21 f.
[3]) Daf. 1, 26 f.

Digitized by Google

freit und zu der Stufe unendlicher Vollkommenheit erhoben denken. Betrachten wir dies näher im Einzelnen.

Eine mit dem Gottesbegriff wesentlich und untrennbar verbundene Eigenschaft ist vor Allem die Allmacht, welche sowohl die Schöpfermacht, wie die Herrschergewalt Gottes umfaßt.

Nun besitzt freilich der Mensch keine schöpferische Macht in dem Sinne, daß er neue Materie und Lebenskeime zu schaffen vermöchte; aber er vermag die vorhandenen Stoffe und selbst Organismen derart umzugestalten, daß sie neue, von Natur aus nicht vorhandene Erscheinungsformen annehmen. In dieser Beschränkung ist aber die schöpferische Macht des Menschen eine ungemein große. Noch jetzt bilden die gewaltigen Reste von Baudenkmälern, die schon vor Jahrtausenden von längst untergegangenen Völkern geschaffen wurden, den Gegenstand unserer Bewunderung. Und was die spätere und unsere Zeit betrifft, so bedarf es nur eines Blickes auf die Leistungen der Chemie, der Mechanik und Industrie, ja des einfachen Handwerks, sowie auf die Erfolge der Edelzüchtung in der Pflanzen- und Thierwelt, um sich zu überzeugen, in welch ausgedehntem Maße die schöpferische Befähigung des Menschen ins Leben zu treten vermag. — Noch viel ausgeprägter und dem eigentlichen Schöpfungs-Begriff näher stehend, offenbart sich aber die schöpferische Kraft des Menschen auf dem rein geistigen Gebiete. Der Dichter, der Componist, der Maler, Bildhauer und Architect, sie alle schaffen in ihren Werken in der That etwas Neues, was noch nicht vorhanden war. Zwar bedürfen sie, um ihre Werke für Andere erkennbar ins Dasein treten zu lassen, der äußerlichen Vermittelung; aber den Gedanken, also das eigentlich Wesentliche ihrer Werke, schöpfen sie doch nur aus ihrem eigenen Innern, kraft der Befähigung, die dem Menschengeiste durch die Gott-Ebenbildlichkeit verliehen worden ist.

Von dem Allen findet sich in der Thierwelt nichts Aehnliches. Allerdings bringt auch das Thier in seiner Art vollendete Erzeugnisse hervor, so die Schwalbe ihr Nest, der Bieber seinen künstlichen Bau, die Biene ihre Wabe. Aber alle diese Lebensbethätigungen bewegen sich in den engen Grenzen der diesen Thieren von Anfang an verliehenen unveränderlichen natürlichen Fähigkeiten — Grenzen, die sie nicht zu überschreiten vermögen. Die Schwalbe baut ihr Nest, der Bieber seinen Bau, die Biene ihre Wabe heute noch gerade ebenso wie vor Jahrtausenden, und von einer der Thierseele

innewohnenden Erfindungskraft, welche der Schöpfermacht so nahe verwandt ist, läßt sich keine Spur entdecken.

Was sodann die Herrschergewalt anlangt, so besitzt sie der Mensch nicht nur kraft seiner Gott-Ebenbildlichkeit, sondern sie ist ihm auch von Gott noch ausdrücklich in ausgedehntem Maße verliehen worden.[1]) Daß aber der Mensch diese Gewalt auch wirklich ausübt, und daß somit die Worte der hl. Schrift ihre thatsächliche Bestätigung finden, liegt offen zu Tag. Der Mensch beherrscht die leblose Natur, indem er die Erde zwingt, ihm Nahrung hervorzubringen und indem er Gestein und Metalle in mannichfaltigster Weise ausnutzt. Er gebietet nicht minder über die organische Schöpfung, die Pflanzen- und Thierwelt, die ihm zur Nahrung und Kleidung dienen müssen, oder deren Arbeitskraft er sich dienstbar zu machen weiß. Ja selbst die wilden Thiere vermag er bis zu einem gewissen Grade zu zähmen und seiner Macht zu unterwerfen. Endlich erstreckt sich die Herrschaft des Menschen auch auf die in der Natur waltenden Kräfte; denn er hat es verstanden, die Gewalt der Winde, die Kraft des Wassers und des Dampfes, ja selbst die geheimnißvollen Kräfte der Electricität und des Magnetismus unter seinen Willen zu beugen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Bei den Thieren wird man nach einer derartigen Herrschaft über andere Geschöpfe vergeblich suchen, man müßte denn in der Thatsache, daß einzelne Thiergattungen vom Raube anderer Thierarten leben, ein Beherrschungs-Verhältniß erkennen wollen. Man spricht zwar von einer Bienenkönigin, von Arbeitsbienen und Sclaven-Ameisen; aber wenn überhaupt hierbei ein eigentliches Herrschaftsverhältniß erkennbar wäre, so würde sich dies doch nur als eine Herrschaft innerhalb derselben Thiergattung, nicht aber als eine solche über andere Thierarten darstellen. In Wirklichkeit handelt es sich aber bei jenen Bezeichnungen nur um gewisse Functionen, die einzelnen Individuen oder Gruppen innerhalb der Thier-Republiken, wie sie von Bienen und Ameisen gebildet werden, durch die Natur angewiesen sind. Eine eigentliche Herrschaft einerseits und erzwingbare Unterwürfigkeit andererseits läßt sich dabei nicht nachweisen. Noch viel weniger kann von einer Herrschaft der Thiere über die Naturkräfte die Rede sein.

[1]) Genesis 1, 28—30.

Digitized by Google

Wenden wir uns nunmehr zu Gottes Allwissenheit, deren Abglanz sich in dem Wissen des Menschen und vor Allem in dessen Befähigung offenbart, religiöse Wahrheiten zu erkennen. Freilich ist alles menschliche Wissen und insbesondere auf dem Gebiete religiöser und abstracter Wahrheiten nur Stückwerk und wir vermögen die Wahrheit nur wie in einem Spiegel zu erkennen.[1]) Aber es ist immerhin Stückwerk göttlichen Wissens und das was wir nur schattenhaft wie in einem Spiegel erkennen, ist göttliche Wahrheit.[2]) — Auch auf dem Gebiete des profanen Wissens sind dem menschlichen Geiste ohne Zweifel Grenzen gesteckt; doch diese Grenzen sind in so weite Fernen gerückt, daß wir sie nicht zu bestimmen vermögen. Vor Allem sind es die mathematischen Wahrheiten, welche in Verbindung mit den exacten Ergebnissen der Physik und Chemie dem Menschen es ermöglicht haben, den Bereich seines Wissens in wunderbarer Weise auszudehnen und selbst weit über die Grenzen der Erde hinaus die Gesetze zu ergründen, nach welchen die Himmelskörper sich bewegen. Das Wissen des Menschen erstreckt sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart und selbst die Zukunft, indem er viele Ereignisse vorauszuberechnen weiß, die sich im Weltall vollziehen werden. Durch das Mikroscop sind die kleinsten Organismen, deren Dasein man kaum zu ahnen vermochte, durch das Fernrohr die entlegensten, dem unbewaffneten Auge gar nicht erkennbaren Himmelskörper Gegenstand der menschlichen Beobachtung geworden. Und welches neue Feld der Forschung hat sich dem menschlichen Geiste erst wieder in den letzten Jahrzehnten durch die Entdeckung der Spectral-Analyse eröffnet! Kurz, auf allen Gebieten des menschlichen Wissens offenbart sich ein steter Fortschritt, von dem nicht abzusehen ist, ob und wann ihm ein Halt geboten werden wird.

---

[1]) Corinth. 13, 12.

[2]) Man wende nicht ein, daß die menschliche Wissenschaft unläugbar häufig in Irrthum verfalle, der Irrthum aber den Begriff der Gott-Ebenbildlichkeit ausschließe. Es ist oben nur vom Wissen im strengen Sinne des Wortes die Rede, also von einem Wissen, das sich mit der Wahrheit deckt und als solche von uns mit unfehlbarer Sicherheit erkannt wird. Der Begriff der Wissenschaft ist allerdings ein weiterer; er erstreckt sich auch auf das Gebiet der Forschung, der Hypothese und Wahrscheinlichkeit. Hierbei kann der menschliche Geist freilich in Irrthum verfallen, wenn er voreilig das, worin er einen Schein von Wahrheit zu erblicken meint, als evident erkannte Wahrheit hinstellt; aber beides — Forschung und Hypothese — ist oft nöthig, um zu wirklichem Wissen zu gelangen.

Digitized by Google

Dem gegenüber beschränkt sich das Wissen des Thieres auf dasjenige, was ihm durch seine eigene individuelle Lebenserfahrung zum Bewußtsein gebracht wird, und bewegt sich daher in den engen Grenzen mehr oder weniger sinnlicher Eindrücke. Was die Befähigung zur Erfassung religiöser und überhaupt abstracter Begriffe anlangt, so vermögen wir zwar das Innerste der Thierseele nicht zu ergründen; gewiß ist aber, daß nicht die leiseste Spur einer solchen Befähigung für uns erkennbar in die Außenwelt tritt. Eben so wenig wird es Jemanden in den Sinn kommen, dem Thiere irgend welche wissenschaftliche Thätigkeit zuzusprechen. Die Befähigung hierzu fehlt dem Thiere schon durch den Mangel der Sprache. Ohne Zweifel besitzen auch die Thiere die Fähigkeit, sich bis zu einem gewissen Maße untereinander verständlich zu machen und die ihnen hierbei zu Gebot stehenden Mittel sind vielleicht weit entwickelter, als wir zu beobachten vermögen und anzunehmen geneigt sind. Aber unbestreitbar ist doch, daß dem Thiere der Besitz einer articulirten und Schrift-Sprache versagt ist. Die Gabe einer solchen Sprache, wodurch allein eine tiefergreifende Uebertragung des eigenen Denkens und Wissens auf Andere und auf kommende Generationen ermöglicht wird, ist ausschließlich dem Menschen verliehen; sie ist die nothwendige Vorbedingung zur Erfüllung der ihm durch seine Gott-Ebenbildlichkeit schon auf Erden gestellten höheren Aufgaben und erscheint daher selbst als ein Ausfluß jener Gott-Ebenbildlichkeit.

Das Abbild der Liebe und Barmherzigkeit Gottes in der menschlichen Seele ist nicht die natürliche Liebe, die auf Gemeinsamkeit der Interessen oder auf persönlichem Wohlgefallen beruht. Diese natürliche Liebe findet sich auch bei dem Thiere, wenn gleich in minderem Maße. Die göttliche Liebe und Barmherzigkeit spiegelt sich vielmehr in der Caritas, in jener christlichen Liebe ab, welche in der Liebe des Nächsten und der Geschöpfe im Hinblick auf Gott und aus Liebe zu ihm besteht. Wenn die Befähigung zu einer solchen Liebe der menschlichen Seele nicht eingeimpft wäre, so würde Christus sie nicht von uns haben fordern können, wie er es doch so nachdrücklich gethan hat. Das thatsächliche Walten dieser Liebe offenbart sich in zahlreichen Wohlthätigkeits-Anstalten und in der selbstverläugnenden Hingebung, mit der so viele barmherzige Menschen ihr Vermögen und ihre Person dem Dienste der Armen und Leidenden widmen, die ihnen sonst im Leben ganz fern stehen.

Digitized by Google

Vergeblich wird man bei der Anhänglichkeit und Zuneigung, die wir bei den Thieren beobachten können, nach einem derartigen höheren, in der Gottesidee wurzelnden Beweggrunde suchen.

Aehnlich verhält es sich auch mit den übrigen göttlichen Eigenschaften, mit Gottes Gerechtigkeit, Weisheit und Heiligkeit.

Wer wagt es, der menschlichen Seele den Sinn für Gerechtigkeit abzusprechen? Wo findet man ein Volk, das nicht Recht spricht und Strafgerechtigkeit pflegt? Und dafür daß der Seele des Menschen die Gabe der Weisheit zueigen ist, zeugt schon die Thatsache, daß er die Liebe zur Weisheit zu einer Wissenschaft auszubilden versucht hat. Was endlich die Heiligkeit betrifft, so hat der Mensch die heiligmachende Gnade durch den Sündenfall allerdings verloren, nicht aber die Befähigung, sie wieder zu erlangen. Ist es doch gerade die von Gott dem Menschen zugewiesene Bestimmung, sich hier auf Erden zu heiligen, um der ewigen Seligkeit würdig zu werden. Daher spricht man auch von gerechten, von weisen Menschen und von solchen, die im Geruche der Heiligkeit stehen. Aber Niemanden wird es in den Sinn kommen, irgend welchem Thiere Gerechtigkeit, Weisheit oder gar Heiligkeit [1]) zuzuschreiben.

So bestätigen die Ergebnisse unserer Untersuchung überall, daß die erkennbaren thatsächlichen Verhältnisse in vollem Einklang stehen mit dem Berichte der hl. Schrift über den grundlegenden Unterschied, der zwischen der Schöpfung des Menschen und derjenigen aller übrigen Geschöpfe besteht.

Wenn der Verfasser im weiteren Verlauf dieser Abhandlung der Thierseele eine mehr als bloß sinnliche Fassungsgabe und ein ausgedehnteres Empfindungsvermögen zuerkennt, als manche Andere anzunehmen geneigt sein werden, so hofft er doch durch das bisher Gesagte vor dem Verdachte sich genügend geschützt zu haben, daß er es darauf

[1]) Bei einzelnen heidnischen Völkern waren zwar gewisse Thiere Gegenstand der Verehrung und man bezeichnete sie daher wohl als heilig. Aber dabei handelte es sich entweder um offenbaren Götzendienst oder man gebrauchte jenen Ausdruck in dem Sinne von „einer Gottheit geweiht". Pflegt man doch noch heute in der christlichen Kirche selbst leblose Gegenstände, die bei dem Gottesdienste benutzt werden, mit jenem Beiwort zu bezeichnen und z. B. von heiligen Gefäßen und von heiligen Gewändern zu sprechen. Zu dem Begriff, den wir mit der Heiligkeit Gottes verbinden, hat dies aber nur eine sehr entfernte Beziehung und dieser letztere Begriff läßt sich mit der Thierseele nicht in Verbindung bringen.

abgesehen habe, den Unterschied zwischen der menschlichen Seele und der Thierseele zu verwischen. Er glaubt vielmehr, daß es kaum möglich sein werde, diesen Unterschied schärfer zu betonen und namentlich grundsätzlicher zu entwickeln, als er zu thun bestrebt war. [1])

II.

Wenn wir aber von jenen göttlichen Eigenschaften absehen, die sich nur in der menschlichen Seele abspiegeln, so erscheint uns im Uebrigen das Verhältniß der letzteren zu der Thierseele in anderem Lichte. Bei genauer Beobachtung wird man Spuren, wenn vielleicht auch nicht aller, doch der meisten Kräfte und Anlagen, welche in der menschlichen Seele vorhanden sind, auch in der Thierseele finden. [2])

Man pflegt gewöhnlich die Begabung des Thieres, im Gegensatz zu derjenigen des Menschen, mit dem Worte Instinct zu bezeichnen. Aber mit einer solchen allgemeinen Wortbezeichnung ist für das Verständniß der Frage, die uns beschäftigt, nichts gethan. Es kommt auf den Begriff an, den man damit verbindet. Nun versteht man unter instinctigen Lebensäußerungen solche, die entweder aus einem rein natürlichen, den Willen bestimmenden Antrieb hervorgehen, oder solche, die unwillkürlich und ganz oder nahezu unbewußt erfolgen. In diesem gewöhnlichen Wortsinne handelt und bewegt sich aber auch der Mensch vielfach aus Instinct. Er folgt z. B. wesentlich einem Naturtriebe, wenn er Nahrung und Trank zu sich nimmt oder das Bedürfniß nach Schlaf, Wärme u. s. w. befriedigt. Nicht minder sind dem Menschen auch ganz unwillkürliche und unbewußte Lebensäußerungen eigenthümlich. Ebenso wie er gegen seinen Willen vom Schlafe überwältigt werden kann, wird er auch häufig ganz unwillkürlich erwachen. Wenn er zu fallen im Begriff ist, wird er unwillkürlich die Hände vorstrecken, und wenn das Auge

1) Der Wunsch des Verfassers, gerade in dieser Beziehung seinen Standpunkt möglichst klar zu stellen und vor Mißdeutungen zu schützen, mag ihn verleitet haben, in dem Hinweis auf unbestreitbare und oft ausgesprochene Wahrheiten vielleicht über Gebühr weitschweifig zu werden, wofür er um Nachsicht bittet.

2) Selbstverständlich will der Verfasser hiermit nicht behaupten, daß sich diese Kräfte und Anlagen bei allen Thiergattungen sämmtlich und in gleichem Maße vorfinden. Es gibt eben Thierarten höherer und niederer Ordnung und jemehr sich das animalische Leben dem Uebergang in die Pflanzenwelt nähert, um so mehr treten die seelischen Kräfte und Anlagen zurück. Eine genaue Feststellung dieser Abstufungen wird selbst bei der sorgfältigsten Beobachtung kaum möglich sein.

Digitized by Google

bedroht ist, dasselbe schließen. Die Eindrücke des Schmerzes, der Freude, des Zornes und aller andern Gemüthsbewegungen spiegeln sich deutlich in dem Mienenspiel und der Haltung des Menschen ab, ohne daß er sich davon Rechenschaft gäbe oder dabei sich eines besonderen Willensactes bewußt würde. Daher ist es ja auch eine ganz übliche Redensart, daß man dies oder jenes instinctmäßig gethan habe.

Andererseits beschränken sich die Lebensäußerungen des Thieres keineswegs auf solche, die lediglich in einem Naturtriebe ihren Grund haben und daher rein instinctiger Art sind. Es ergibt sich dies schon aus der Thatsache, daß die Lebensweise der Thiere, insbesondere der Hausthiere, häufig durch Verhältnisse bestimmt wird, welche von Natur aus gar nicht vorhanden sind, sondern erst durch die Dazwischenkunft des Menschen geschaffen werden. Kein unbefangener Beobachter wird verkennen können, daß Thiere auch zu Handlungen befähigt sind, welche ein gewisses Maß von Ueberlegung und zielbewußtem Streben voraussetzen, worauf weiter unten eingehender zurückgekommen werden soll. Hier mag es genügen, im Allgemeinen an die oft erstaunlichen Beweise von zielbewußtem Handeln zu erinnern, das man bei einzelnen Thiergattungen, z. B. dem Elephanten, dem Pferde und namentlich dem Hunde, beobachtet hat, und welche allgemeiner bekannt sind, weil sie vielfach auch in naturgeschichtlichen Werken Erwähnung gefunden haben.

Der Instinct kann daher nicht als ein wesentliches Unterscheidungs-Merkmal zwischen Mensch und Thier betrachtet werden, einmal weil er, wie gesagt, nicht ausschließlich der Thierseele eigenthümlich ist, und dann weil letztere auch zu Lebensäußerungen befähigt ist, die über die blinde Befolgung bloßer Naturtriebe und über ein unbewußtes Handeln weit hinausgehen. Um dies überzeugend darzuthun, wird es nöthig sein, die einzelnen Kräfte der Seele und die damit in Verbindung stehenden Anlagen des Näheren in Betracht zu ziehen.

In der menschlichen Seele wirken drei Hauptkräfte, welche, — wie Jedermann durch die Beobachtung seiner selbst leicht zu erkennen vermag, — sich deutlich unterscheiden lassen, nämlich: das Erkenntnißvermögen, das Gefühlsvermögen und der Wille.

Innerhalb des Erkenntnißvermögens pflegt man meist zwischen Verstand und Vernunft zu unterscheiden und versteht unter

Ersterem die Fähigkeit, Eindrücke in sich aufzunehmen und sich zum Bewußtsein zu bringen, und unter der Letzteren die Befähigung, Schlußfolgerungen zu ziehen, also die Gabe des logischen Denkens. — Daß die Thierseele mit Verständniß ausgerüstet ist, fällt zu sehr in die Augen, um ernstlich bestritten werden zu können. Die Fähigkeit, Eindrücke in sich aufzunehmen und im Gedächtniß festzuhalten, ist bei den Thieren sogar nach einzelnen Richtungen in höherem Maße ausgeprägt, als bei dem Menschen. Dahin gehört z. B. der Ortssinn, der bei vielen Thieren, namentlich bei den Hunden,[1]) so sehr entwickelt ist, daß sie sich in Gegenden, die ihnen vorher völlig unbekannt waren, in kürzester Frist, oft in räthselhafter Weise, zurecht zu finden wissen. Nicht minder unverkennbar offenbart sich die Verstandesthätigkeit der Thiere in ihrer großen Gelehrigkeit. So ist es z. B. in der That erstaunlich, wie rasch Hunde die Stimme ihres Herrn erkennen, seine Sprache verstehen lernen, und mit welchem Verständniß sie sogar die Eigenheiten und Gewohnheiten desselben ihm abzulauschen und sich danach zu richten wissen. — Die Gabe des Verstandes wird daher auch den Thieren bereitwillig zuerkannt; wohl aber bestreitet man ihnen die Befähigung, Schlußfolgerungen zu ziehen, also die Gabe der Vernunft. Nach Ansicht des Verfassers kann man aber dem Thiere die letztere Gabe nur dann mit Fug absprechen, wenn man den Vernunftbegriff auf die Fähigkeit beschränkt, abstracte Begriffe zu erfassen und logisch zu entwickeln, nicht aber auch, wenn man jedes folgerichtige Denken darunter begreift. Dafür daß auch das thierische Erkenntnißvermögen Schlußfolgerungen zu ziehen vermag, spricht schon der Umstand, daß die Verstandesthätigkeit, welche man dem Thiere doch zuerkennen muß, und die Vernunftthätigkeit sich so nahe berühren, daß es oft schwer ist zu bestimmen, wo die erstere aufhört und die letztere beginnt. Zudem tritt bei manchen Handlungen der Thiere ein damit verbundenes überlegtes und folgerichtiges Denken so deutlich hervor, daß man dessen Vorhandensein

[1]) Wenn im weiteren Verlauf dieser Erörterungen hauptsächlich auf die Fähigkeiten und Eigenschaften der Hunde verwiesen wird, so geschieht dies um deßwillen, weil der Hund wegen seiner vielseitigen Brauchbarkeit mehr wie jedes andere Thier mit dem Menschen in Berührung kommt und daher ohne Zweifel mancher Leser in der Lage sein wird, das oben Gesagte mit seinen eigenen Erfahrungen zu vergleichen. Zudem kann der Verfasser sich hierbei auf langjährige persönliche Beobachtungen berufen.

Digitized by Google

nicht abläugnen kann, ohne die Worte ihres gewöhnlichen Sinnes zu berauben.

Das Wild des Waldes und des Feldes bleibt häufig bei Annäherung von Menschen sehr vertraut, auch dann und selbst vorzugsweise dann, wenn letztere dabei gar keine Vorsicht gebrauchen. Sucht aber Jemand mit einer Flinte bewaffnet sich an das Wild heranzuschleichen und wird von diesem bemerkt, so ergreift dasselbe sofort die Flucht. Der Fuchs pflegt keinen Versuch zu machen, einen ausgewachsenen und gesunden Hasen, der vor ihm entflieht, zu verfolgen, obwohl ihn seine instinctige Begehrlichkeit eher dazu antreiben sollte; er unterläßt es, weil er aus Erfahrung weiß, daß er nicht so rasch wie der Hase zu laufen vermag, seine Bemühung daher erfolglos sein würde. Der Hund, der dem Gebote seines Herrn ungehorsam war, wird letzterem aus dem Wege zu gehen suchen und im umgekehrten Falle ihm freundlich wedelnd entgegenspringen. [1])

[1]) Man möge dem Verfasser gestatten hier noch zwei Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung anzuführen.

Vor Jahren war ich bei meinem Schwiegervater auf dessen Landsitz zu Besuch zu einer Zeit, als ich keinen eigenen Jagdhund besaß. Mein Schwiegervater hatte daher die Güte, mir seinen eigenen Hund zur Verfügung zu stellen. Die natürliche Folge war, daß der Hund — Tasso war sein Name — mir bald sehr anhänglich wurde, namentlich nachdem ich eines Tags das seltene Glück gehabt hatte, viel Feldhühner mit einem einzigen Schuße zu erlegen, ein Jagderfolg, der mit augenscheinlich die besondere Achtung Tasso's erwarb. Nicht minder natürlich war aber auch, daß mein Schwiegervater von der wachsenden Anhänglichkeit seines Hundes an mich nicht sehr erbaut war und eine berechtigte Eifersucht empfand. Unter diesen Umständen hielt ich mich verpflichtet, seine Güte nicht zu mißbrauchen und fernerhin den Hund nicht mit auf die Jagd zu nehmen. Dabei mußte ich oft förmliche Kunstgriffe anwenden, um zu verhüten, daß mir der Hund gegen meinen Willen folge. Als ich eines Tages von einem erfolglosen Jagdgang zurückkam, fand ich Tasso vor der Schloßthüre liegen. Sobald er mich sah, sprang er mir entgegen und begleitete mich auf mein Zimmer. Nachdem ich dort die Flinte an die Wand gehängt hatte, sah ich, wie Tasso zu ihr hinging, sich an der Wand aufrichtete, an der Mündung der Flinte roch und sich dann mit dem deutlichen Ausdruck der Befriedigung niederlegte. Der Hund wollte offenbar untersuchen, ob die Flinte abgeschossen worden sei, und nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall gewesen, war er darüber beruhigt, daß er kein besonderes Jagdvergnügen versäumt habe.

In späteren Jahren besaß ich einen Hühnerhund, Namens Romeo. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, nach Tisch den Rest meines Brodes mit in mein Arbeitszimmer zu nehmen, um dort den Hund damit zu füttern.

Digitized by Google

In allen diesen Fällen setzt das Verhalten der Thiere eine gewisse Schlußfolgerung voraus. In dem letzteren Falle z. B. wird sich in der Seele des Hundes etwa folgender Denkprozeß abspielen. Obersatz: Von meinem Herrn ist mir dies oder das bei Strafe verboten worden. Untersatz: Ich war diesem Verbote ungehorsam. Schlußfolgerung: Also habe ich Strafe zu erwarten. — Damit verbindet sich wohl noch die folgende weitere Gedankenreihe. Obersatz: In Folge meines Ungehorsams ist mein Herr erzürnt. Untersatz: Erfahrungsgemäß mildert sich dieser Zorn nach Ablauf einiger Zeit. Folgerung: Also werde ich gut thun, meinem Herrn so lange wie möglich aus dem Wege zu gehen. Daß aber Thiere in der That in Gemäßheit derartiger Schlußfolgerungen handeln, kann einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen.

Die Verfechter der strengen Instinct-Theorie werden freilich entgegnen, daß es sich bei dem obigen Beispiele lediglich um das Gefühl der Furcht vor Strafe oder umgekehrt der Begehrlichkeit nach Belohnung handle, und daß gerade diese Gefühle wesentlich instinctiver Natur und daher von Ueberlegung und Bewußtsein unabhängig seien. Sie übersehen aber dabei, daß jene Gefühle, wenn sie auch an sich in der That instinctigen Charakters sein mögen, doch nicht ohne Anlaß entstehen, sondern durch gewisse Ver-

Eines Tages war ich genöthigt, unmittelbar nach Tisch einen Besuch zu empfangen. Ich legte daher das Brod auf meinen Schreibtisch und begab mich dann in das Empfangszimmer. Als ich nach dem Weggang des Besuchs in mein anstoßendes Arbeitszimmer zurückkehrte, bemerkte ich sofort, daß Romeo inzwischen das Brod vom Tische genommen und verzehrt hatte, weßhalb ich ihn mit Worten und der Hand strafte. Nach Verlauf einiger Wochen wiederholte sich der Fall, daß ich unmittelbar nach Tisch einen Besuch empfangen mußte. Wiederum hatte ich den Brodrest auf den Schreibtisch gelegt und war dann in das Empfangszimmer gegangen, wo ich aber diesmal nach Weggang des Besuchs noch verblieb. Da kam nach einiger Zeit Romeo aus dem benachbarten Zimmer, den Brodrest säuberlich im Maule haltend, und setzte sich vor mir nieder, mich erwartungsvoll anschauend, worauf ich ihn zur Belohnung seines verständigen Benehmens mit dem Brode fütterte.

In beiden Fällen setzt das Verhalten dieser Thiere eine Kette von Schlußfolgerungen voraus.

Es würde dem Verfasser nicht schwer fallen, noch manche ähnliche Beispiele von intelligenten Hunden anzuführen, theils aus eigener Erfahrung, theils nach glaubwürdigen Mittheilungen Anderer. Indessen glaubt er, daß das Angeführe für seinen Zweck genügen werde, und andererseits wollte er auch nichts mittheilen, für dessen volle Wahrheit er nicht persönlich einzustehen vermöchte.

Digitized by Google

hältnisse bedingt sind, und daß es eines Denkprocesses bedarf, um das Vorhandensein dieser Verhältnisse und damit den Beweggrund zu jenen Empfindungen zum Bewußtsein zu bringen. — Handelt doch auch der Mensch vielfach lediglich aus Furcht vor Strafe oder aus Hoffnung auf Belohnung und überhaupt wird bei allen seinen Handlungen, — abgesehen von den weiter oben besprochenen rein unwillkürlichen Lebensäußerungen, — irgend eine Triebfeder erkennbar sein, die mehr oder weniger in einer Naturanlage ihren Grund hat. Aber es fällt doch Niemanden ein, alle derartige Handlungen des Menschen als instinctive zu bezeichnen. Mit welchem Rechte will man nun durchaus diesen Ausdruck ausschließlich und grundsätzlich auf ein ganz analoges Verhalten der Thiere anwenden? Das hieße doch mit der Bedeutung der Worte Spiel treiben. Allerdings bewegen sich die Schlußfolgerungen der Thiere stets nur in den engen Grenzen ihrer Lebenserfahrungen, aber immerhin sind es Schlußfolgerungen.

In naher Verbindung mit dem Erkenntnißvermögen steht das Gedächtniß und das Gewissen. Daß die Thierseele des *Gedächtnisses* nicht entbehrt, vielmehr damit in hohem Maße begabt ist, wurde bereits hervorgehoben und bedarf wohl keines weiteren Nachweises. Dagegen verdient die Frage, ob und in wie weit dem Thiere auch *Gewissen* zugesprochen werden könne, noch eine nähere Beleuchtung. — Vor allem ist erforderlich, daß man sich über das eigentliche Wesen des Gewissens klar werde. Dasselbe ist nicht etwa ein in die Seele geschriebenes *Gesetz*, woraus die Begriffe von Gut und Böse, vom Erlaubten und Unerlaubten mit Sicherheit entnommen werden könnten, sondern es übt nur eine *richterliche* Thätigkeit aus nach dem Maße der Erkenntnisse, die der Einzelne aus eigener Beobachtung oder aus Offenbarung und Belehrung bereits geschöpft hat.[1]) Das Gewissen ist also abhängig von dem Er-

[1]) Man entgegne nicht, daß durch diese Auffassung des Gewissens das Vorhandensein eines natürlichen Sittengesetzes geläugnet werde. Das natürliche Sittengesetz, im Gegensatz des offenbarten, kann und muß von dem Menschen kraft seines Erkenntnißvermögens durch die Beobachtung seiner selbst und aller seiner Lebensbedingungen, als eine Vernunftforderung erkannt werden. Immer bedarf es aber dazu einer Vernunftthätigkeit und keineswegs ist dieses Gesetz in der Weise der menschlichen Seele eingepflanzt, daß es ganz unwillkürlich und ungerufen seine Stimme laut werden ließe, um dem Menschen die sittlichen Wahrheiten zuzuflüstern. Wollte man dies behaupten und demnach das natürliche Sittengesetz mit der *Stimme* des Ge-

Digitized by Google

kenntnißvermögen. Wenn die Erkenntniß eine richtige ist, so wird auch die Stimme des Gewissens richtig urtheilen; ist die Erkenntniß eine durch Irrthum gefälschte, so wird auch das Gewissen in die Irre gehen.[1]) Daher kommt es, daß eine und dieselbe Handlung bei verschiedenen Völkern, je nach dem Maße ihrer sittlichen Erkenntniß für erlaubt oder unerlaubt gilt. Der Heide, der Mohammedaner, selbst der Jude wird manche Handlung ohne die geringste Gewissensregung vornehmen, die das Gewissen des Christen schwer belasten würde, und selbst unter den verschiedenen christlichen Confessionen wird eine und dieselbe Handlung oder Unterlassung das Gewissen des Einen beschweren und des Andern unberührt lassen.

Uebt aber hiernach das Gewissen keine gesetzgeberische, sondern nur eine richterliche Thätigkeit aus, so folgt daraus, daß man bei dem Thiere nur insoweit von einem Gewissen reden kann, als es befähigt ist, eine Erkenntniß des Erlaubten und Unerlaubten zu gewinnen. Nun haben wir aber oben unter I gesehen, daß dem Thiere die Fähigkeit zur Erfassung religiöser und überhaupt abstracter Begriffe, — wenigstens so weit wir wahrzunehmen vermögen, — völlig abgeht, daß es daher auch den Begriff von Gutem und Bösem, von sittlich Erlaubtem und sittlich Unerlaubtem nicht sich zum Bewußtsein zu bringen vermag. Schwerlich wird daher auch Jemand bei in voller Freiheit lebenden Thieren irgend welche Gewissensbewegung beobachtet haben. Anders verhält es sich mit solchen Thieren, die mit den Menschen in nähere Berührung kommen, also namentlich mit den Hausthieren. Ihnen gegenüber treten an Stelle des Sittengesetzes die von dem Menschen dem Thiere auferlegten Gebote und Verbote und für das, was hiernach erlaubt oder unerlaubt ist, haben manche Thierarten sogar ein sehr feines Verständniß. Hierin offenbart sich das in die Thierseele geschriebene Anerkenntniß, der dem Menschen von Gott eingeräumten Herrschaft über die Schöpfung. — Zumal bei den Hunden ist es manchmal

wissens, durch welche das bereits erkannte Gesetz auf den einzelnen Fall angewandt wird, identificiren, so würden sich die im Texte berührten Verirrungen des Gewissens kaum erklären lassen.

[1]) Aehnlich verhält es sich mit dem irdischen Richter, der auch nur nach den bestehenden Gesetzen Recht zu sprechen vermag. Sind diese Gesetze gerecht, so wird er auch gerechte Urtheile fällen; sind sie ungerecht, so wird selbst der gewissenhafteste Richter nicht umhin können, zwar formell richtige aber materiell ungerechte Entscheidungen zu treffen.

nahezu komisch, wie deutlich sich in ihrem Ausdruck und Benehmen das Schuldbewußtsein ausspricht und zwar in dem Maße, daß der Herr des Hundes sofort aus dessen Haltung zu entnehmen vermag, ob derselbe heimlich sich eines Vergehens schuldig gemacht habe. Nicht minder deutlich und oft rührend sind aber auch die Freudenbezeigungen des Hundes, wenn er sich davon überzeugt hat, daß er für seine Vergehungen Verzeihung erlangt habe. In der oben bezeichneten beschränkten Ausdehnung kann man daher dem Thiere ein Gewissen nicht absprechen.

Was das Gefühlsvermögen der Thiere betrifft, so nähert es sich demjenigen des Menschen wohl noch in höherm Maße, als nach den vorstehenden Ausführungen bei dem Erkenntnißvermögen der Fall ist. Es hängt dies wohl damit zusammen, das das Gefühlsvermögen weit enger mit der körperlichen Beschaffenheit (Nervensystem, Temperament) in Verbindung steht und weit mehr von ihr beeinflußt wird. Der eigentliche Wesensunterschied zwischen Mensch und Thier hat aber seinen Sitz nicht sowohl in der körperlichen Beschaffenheit und den davon abhängigen Eigenschaften, als in den rein geistigen Kräften. Daher lassen sich die vornehmsten Gefühlsregungen, wie diejenigen der Freude, des Schmerzes, der Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit, bei den Thieren deutlich erkennen. Das Gefühl des Schmerzes beschränkt sich keineswegs auf die Empfindung körperlicher Leiden, sondern das Thier ist eines wahren innerlichen Trauergefühls fähig, wie man z. B. leicht beobachten kann, wenn Thiere zuerst ihrer Freiheit beraubt oder ihrer gewohnten Umgebung entrissen werden. Bei manchen Thierarten ist die Elternliebe besonders entwickelt und es fehlt nicht an rührenden Beispielen eines opferwilligen Muthes, womit Thiere ihre Jungen zu vertheidigen suchen. Bei den mit dem Menschen in enger Beziehung lebenden Thieren tritt die Dankbarkeit für freundliche Behandlung und die treue Anhänglichkeit an ihren Herrn in den Vordergrund. Häufig kommt es z. B. vor, daß ein Hund, der verkauft oder verschenkt wurde, die erste Gelegenheit benutzt, um oft auf weite Entfernungen hin seinen früheren Herrn wieder aufzusuchen, auch dann, wenn die Behandlung seitens des neuen Herrn nichts zu wünschen ließ.[1])

Aber auch die aus bösen Neigungen entspringenden Gefühls-

[1]) Der Verfasser hat selbst einen derartigen wahrhaft rührenden Fall erlebt.

regungen sind dem Thiere mit dem Menschen gemein, so das Gefühl der Eifersucht, der Mißgunst, des Zornes u. s. w. — Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, das eifersüchtige Verhalten von Hunden zu beobachten, wenn fremde Hunde sich ihrem Herren nähern und an ihn anzuschmeicheln suchen, oder die zornige Wuth von in Streit gerathenen Hunden? Kurz, von allen Gefühlsregungen, welche wir bei dem Menschen vorfinden, mögen sie aus guten oder bösen Neigungen hervorgehen, lassen sich auch in der Thierwelt Spuren entdecken.

Es erübrigt nur noch die Willenskraft in Betracht zu ziehen. Der Wille hat das Eigenthümliche, daß er einerseits von den der Seele eingepflanzten Naturtrieben sich bestimmen läßt oder doch beeinflußt wird, und daß er andererseits eine Rückwirkung auf diese ausübt und im Grunde sie zu beherrschen berufen ist. Daß das Thier überhaupt einen Willen hat, lehrt der Augenschein. Kostet es doch oft viele Mühe, diesen Willen zu brechen. Wohl aber ist es eine Folge des sehr beschränkten Fassungsvermögens des Thieres, daß sein Wille in höherem Maße von dem Naturtriebe beherrscht wird, als derjenige des Menschen. Indessen ist dies doch keineswegs in solchem Maße der Fall, daß der Wille des Thieres völlig dem Zwange der Naturtriebe unterworfen wäre, das Thier also gar keine eigentliche Willensfreiheit [1]) besäße.

Wenn dem so wäre, so würde daraus folgen, daß das Thier, wenn genau dieselben äußeren Verhältnisse eintreten, ein wie das andere Mal gleichmäßig handeln müsse; ja man müßte erwarten, daß alle Individuen einer und derselben Thiergattung, bei denen sich also im Wesentlichen die gleichen Naturtriebe vorfinden, in Gemäßheit der letzteren unter gleichen Verhältnissen sich auch gleichmäßig, oder doch ähnlich verhalten würden. Beides ist aber, wie

[1]) Wenn hier von einer Willensfreiheit der Thiere die Rede ist, so ist dabei selbstverständlich nicht an jene höhere sittliche Freiheit zu denken, die als Abbild der göttlichen aufgefaßt werden kann. Diese höhere Willensfreiheit setzt die Erkenntniß sittlicher Begriffe voraus, welche bei den Thieren nicht nachzuweisen ist. Der Ausdruck „freier Wille" ist vielmehr oben nur im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs zu verstehen, im Gegensatz zu demjenigen Willen, der einem inneren oder äußeren Zwange, einer Nothwendigkeit unterworfen ist. In diesem landläufigen Sinne bethätigt der Mensch z. B. seinen freien Willen, wenn er sich einen Beruf erwählt, wobei ein sittliches Moment nicht Platz zu greifen braucht. Pflegt man doch diejenigen, die aus Neigung den Soldatenstand erwählen, geradezu als „Freiwillige" zu bezeichnen.

Digitized by Google

die tägliche Erfahrung lehrt, keineswegs immer der Fall. Oft kommt es z. B. vor, daß ein Jagdhund, der gerade sein Futter erhalten hat, dasselbe im Stiche läßt und ungerufen seinem Herrn nachspringt, wenn er diesen zur Jagd gerüstet vorbeigehen sieht. Der Hund hat hier die Wahl zwischen der Befriedigung zweier Naturtriebe, der angeborenen Jagdlust und dem Triebe nach Sättigung. Nicht alle Hunde werden in diesem Falle gleichmäßig handeln und selbst nicht immer ein und derselbe Hund. Hieraus erhellt doch deutlich eine gewisse Wahlfreiheit, denn in diesem Falle läßt sich doch nicht behaupten, daß der Hund durch seine Natur gezwungen werde, eine bestimmte Wahl zu treffen. Wir vermögen in vielen Fällen gar nicht mit Sicherheit zu ergründen, ob der Wille des Thieres nur durch einen reinen Naturtrieb bestimmt wird oder nicht auch durch einen Beweggrund höherer Ordnung, z. B. bei Hunden durch die Liebe zu ihren Herren — Man kann hiernach dem Thiere nicht jegliche Wahlfreiheit absprechen, wie sich denn auch die mit dem eigenen Willen zusammenhängenden Eigenschaften, z. B. Gehorsam und Trotz, Fleiß und Trägheit, bei ihm vorfinden.

Am Schlusse dieser Betrachtungen verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß alle die oben besprochenen Seelenkräfte und damit verbundenen Anlagen sich in der Thierwelt nicht etwa derart vorfinden, daß alle Thiergattungen oder auch nur alle Individuen derselben Thiergattung ganz gleichmäßig damit ausgestattet wären. Ebenso wie bei den einzelnen Menschen die Geistesanlagen und Charaktere verschieden sind, so sind auch bei den Thieren, wenigstens bei denjenigen höherer Ordnung, die Individualitäten deutlich ausgeprägt. Es gibt gehorsame und widerspenstige, fleißige und träge, fromme (im Sinne von sanft) und unbändige Pferde; desgleichen gescheidte und einfältige, gutmüthige und tückische, muthige und feige Hunde u. s. w. — Auch in dieser Beziehung tritt also die Aehnlichkeit der Thierseele mit derjenigen des Menschen deutlich zu Tage.

III.

Wenn in der That die Aehnlichkeit der Thierseele mit der menschlichen Seele eine so große ist, wie in dem Vorstehenden nachzuweisen versucht wurde, so liegt die Frage nahe, ob sich diese Aehnlichkeit nicht auch noch weiter erstrecke, nämlich auf die Fort-

dauer der Seele in einem andern Leben. Der Grundgedanke der bisher entwickelten Anschauungen nöthigt allerdings nicht dazu, eine Fortdauer des animalischen Lebens im Allgemeinen und noch weniger eine individuelle Fortdauer der Thierseele in einer anderen Welt anzunehmen. Nach diesem Grundgedanken liegt der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Thier in der Gott-Ebenbildlichkeit des Ersteren. Man kann daher die Unsterblichkeit der menschlichen Seele als eine Folge dieser Gott-Ebenbildlichkeit auffassen, als ein Abbild der Ewigkeit Gottes. Die Seele des Thieres dagegen, welche der Gott-Ebenbildlichkeit entbehrt, fällt in das Bereich der ganzen übrigen Schöpfung und unterliegt mit dieser dem Gesetze der Vergänglichkeit. Wenn aber auch hiernach die Fortdauer des animalischen Lebens aus dem bisher Gesagten nicht gefolgert werden muß, so ist dadurch doch die Möglichkeit einer solchen Fortdauer nicht ausgeschlossen. Im folgenden ist zunächst nur die Rede von der Fortdauer des animalischen Lebens im Allgemeinen innerhalb der neuen Schöpfung, die wir nach christlicher Lehre nach dem Untergang der jetzigen sichtbaren Welt am Ende der Zeiten zu erwarten haben; für eine solche Fortdauer lassen sich aber sowohl aus Vernunftschlüssen, wie aus Stellen der heiligen Schriften die gewichtigsten Gründe anführen.

Vor allem ist festzuhalten, daß der Begriff der Vergänglichkeit der Dinge mit dem der Vernichtung sich keineswegs deckt. Schon unser Gefühl sträubt sich gegen die Annahme, daß Gott irgend etwas von dem, was er geschaffen und wovon in der Genesis [1]) gesagt ist, „daß alles sehr gut war," der vollständigen Vernichtung überantworten werde. Der Gedanke, daß unter der Vergänglichkeit der Dinge nicht die Vernichtung sondern die Umwandlung in einen herrlicheren, vollkommeneren Zustand zu verstehen sei, scheint der Weisheit und Güte Gottes mehr zu entsprechen. [2]) Wissen wir doch, daß in unserer jetzigen irdischen Schöpfung kein einmal vorhandener Stoff [3]) in das Nichts zurückkehrt, sondern daß die Materie

[1]) Genesis 1. 31. — Gerade von der Schöpfung der Thierwelt heißt es noch besonders: „Und Gott sah, daß es gut war" 1 c. 25.

[2]) Vergl. die Anmerkungen bei Allioli zu 2 Petri 3, 13.

[3]) Wenn aber der Stoff nicht der Vernichtung unterliegt, warum sollte das bei den seelischen Kräften der Fall sein? Der Materialismus würde freilich um eine Antwort auf diese Frage nicht verlegen sein; denn nach ihm gibt es gar keine selbstständige seelische Kraft, sondern die letztere ist ihm nur Product der Materie.

in einem steten Umwandlungsproceß begriffen ist. Auch der menschliche Leib ist dieser irdischen Vergänglichkeit unterworfen; aber wir wissen aus der christlichen Glaubenslehre mit Sicherheit, daß er dereinst in verklärter Form auferstehen und mit der unsterblichen Seele wieder vereinigt werden wird. Gerade dieser Glaubenssatz führt nahezu mit Nothwendigkeit zu der Annahme, daß dereinst auch die Thierwelt in einer veredelten Form fortdauern werde. Wäre uns nur die Unsterblichkeit unseres Geistes verbürgt, so würde diese Folgerung sich uns nicht aufdrängen, denn einen reinen Geist vermag man sich losgelöst und unabhängig von jeder materiellen Umgebung zu denken. Sobald man aber den Geist mit irgend einer leiblichen Hülle in Verbindung bringt — mag man sich dieses Leibliche auch noch so verklärt und vergeistigt denken — so wird man sich ein solches Wesen nicht ohne entsprechende körperliche Umgebung vorzustellen vermögen. Muß man demgemäß folgern, daß, ebenso wie der Leib des Menschen, auch die übrige Schöpfung einer verklärten Umwandlung entgegengehe, so ist wahrlich nicht abzusehen, warum die Thierwelt, welche nach dem Menschen das vollkommenste Schöpfungsgebilde auf Erden ist, davon ausgenommen sein sollte.

Hiermit stimmen auch die Aussprüche der heiligen Schrift überein. Schon im alten Testamente weisen prophetische Stellen auf eine Schöpfung neuer Himmel und einer neuen Erde hin,[1]) und im neuen Testamente findet sich dieselbe Verheißung mit nahezu denselben Worten.[2]) Dabei wird in der Offenbarung Johannis[3]) ausdrücklich gesagt: „Siehe, ich mache alles neu." Es wird demnach von dieser Neuschöpfung Nichts, also auch nicht die Thierwelt, ausgeschlossen. Nicht minder bestimmt verkündet Paulus im Römerbrief die dereinstige Verherrlichung der Geschöpfe und da diese merkwürdige Schriftstelle gerade bezüglich der Frage, ob sich diese Verherrlichung auch auf die Thierwelt ausdehne, von besonderem Gewichte ist, möge sie hier wörtlich angeführt werden: „Denn ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird. Denn das Harren des Geschöpfes ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn das Geschöpf ist der Eitelkeit (Verderbtheit) unterworfen, nicht freiwillig, sondern um

1) Ps. 103, 30. Jesaias 65, 17 und 66. 22.
2) 2 Petri 3, 13. Offenb. Joh. 21, 1—5.
3) 21, 5.

Digitized by Google

dessen willen, der es unterworfen hat auf Hoffnung hin; weil auch selbst das Geschöpf von der Dienstbarkeit der Verderbtheit befreit wird zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Geschöpfe seufzen und in den Geburtswehen liegen immer noch. Und nicht allein sie, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes besitzen, ja wir selbst seufzen innerhalb uns und warten auf die (vollendete) Annahme zu Kindern Gottes, auf die Erlösung unseres Leibes." [1])

Gegenüber solchen Zeugnissen der heiligen Schrift ist es einem gläubigen Christen doch kaum gestattet an einer Fortdauer der Thierwelt in einem anderen Leben zu zweifeln.

Wenn man dagegen wohl einwendet, daß die dereinstige Neuschöpfung nicht besonders verlockend sein würde, wenn man darauf gefaßt sein müßte, dort den reißenden Thieren und dem Ungeziefer dieser Erde mit seinen Plagen wieder zu begegnen, so kann man sich einen solchen Einwand als Scherzrede gefallen lassen; aber eine ernste Widerlegung verdient er vom gläubigen Standpunkte nicht. Ebenso wie der menschliche Leib nach seiner Verklärung von allen jenen großen und kleinen Leiden, denen er auf Erden ausgesetzt ist, befreit sein wird, so wird sich auch in den übrigen Geschöpfen nichts Mißständiges finden, weder für diese Geschöpfe selbst, noch für die anderen Schöpfungsgebilde. Es wird, wie die hl. Schrift sagt, kein Tod, noch Trauer, noch Klage und Schmerz mehr sein, [2]) und der Wolf wird mit dem Lamme wohnen. [3]) Alle Geschöpfe werden dann keine andere Aufgabe haben, als sich ihres Daseins zu freuen und Gott dadurch zu verherrlichen. In Wahrheit wird dann alles, was Odem hat, den Herrn loben.

Eine andere Frage ist es, ob eine individuelle, d. h. selbstbewußte persönliche Fortdauer der einzelnen Thierseele in einer andern Welt anzunehmen sei. Hierüber wagt der Verfasser nicht eine feste Meinung mit voller Ueberzeugung zu äußern, läugnen kann er aber nicht, daß er einer Bejahung dieser Frage zuneigt,

---

1) Röm. 8, 18—23. Darüber, daß unter dem Geschöpfe die ganze Natur im Gegensatz zu den Engeln und dem Menschen zu verstehen sei, herrscht unter den Auslegern der hl. Schrift wohl keine Meinungsverschiedenheit. — Vergl. die Anmerkungen bei Allioli und Reischl zu der obigen Stelle.

2) Offenbar. Joh. 21, 4.

3) Jesaias 11, 6—9 65, 25.

Digitized by Google

theils weil sich unverkennbar in der Thierwelt deutlich ausgeprägte Individualitäten vorfinden, theils weil die in der oben angeführten Stelle des Römerbriefes gebrauchten Ausdrücke, das „Harren und Seufzen des Geschöpfes", auf ein individuelles Empfinden hinzudeuten scheinen. Auch dürfte das Zugeständniß, daß mit dem leiblichen Tode der Thiere auch ihre individuellen Seelenkräfte einer völligen Auflösung verfallen seien, leicht zu Gunsten der materialistischen Auffassung des Seelenlebens ausgebeutet werden können.[1]) Endlich fehlt es für eine Verneinung der obigen Frage an zwingenden Gründen.[2]) Wollte man überhaupt die Möglichkeit einer solchen individuellen Fortdauer der Thierseele bestreiten, so hieße das an der Allmacht Gottes zweifeln.

Die obige Frage wird wohl stets eine offene bleiben. Die göttliche Offenbarung hat sich darauf beschränkt, uns die einstige Umwandlung und Verherrlichung der Schöpfung im Allgemeinen zu verkünden; über das Wie dieser Neuschöpfung giebt sie uns nur die unbestimmten Andeutungen, welche wir aus den oben angeführten Schriftstellen und aus den Mittheilungen der Evangelien über die Erscheinungen des Heilands nach seiner Auferstehung entnehmen können. Alles Weitere ist ein uns verschlossenes Geheimniß, das wir ohne eine neue besondere Offenbarung niemals zu ergründen im Stande sein werden. Es ist daher auch völlig unnütz und kaum wohlgethan, über die Art und Weise der einstigen Neugestaltung der Welt viel zu grübeln. Jedenfalls hüte man sich aber vor einer Vorstellung von der künftigen Schöpfung, wodurch dieselbe allzusehr mit der jetzigen Welt verähnlicht würde, damit man nicht Gefahr laufe, die sinnlichen Freuden und Genüsse dieser Erde auch auf das Jenseits zu übertragen.[3]) Andererseits vermeide man aber nicht minder, das Wesen der künftigen Schöpfung so sehr zu vergeistigen und zu verflüchtigen, daß für den Glaubenssatz von der Auferstehung des Fleisches kein Raum mehr bleibt. Begnügen wir uns mit der freudigen Gewißheit, die uns der heilige Paulus ver-

[1]) Vergl. d Anwerk. 3 S. 317.

[2]) Der Verfasser hat oft Anlaß gehabt, diesen Gegenstand mit andern zu besprechen. Er ist dabei häufig Zweifeln und Widerspruch begegnet, erinnert sich aber nicht, daß ihm jemals bestimmte Gründe mit zwingender Beweiskraft entgegen gehalten worden seien.

[3]) Etwa wie der Mohammedaner sich das Paradies oder der Indianer die seligen Jagdgründe vorstellt.

bürgt, daß kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.[1])

Der Verfasser ist darauf gefaßt, daß seine Anschauungen nicht überall ungetheilten Beifall finden werden, er ist sich auch bewußt, daß manche der oben, namentlich im Abschnitt III. entwickelten Gedanken in Widerspruch stehen mit den Ansichten gelehrter Denker, die sich eines hohen kirchlichen Ansehens erfreuen. Aber er glaubt nichts vorgebracht zu haben, was mit einem unzweifelhaften, festgestellten Lehrsatz der Kirche im Widerspruch stünde, und so lange dies nicht der Fall ist, hält er sich für berechtigt, von der Augustinischen libertas in dubiis Gebrauch zu machen. Sollte er sich aber hierin irren und in der That unbewußt etwas gesagt haben, was mit der kirchlichen Glaubenslehre im Widerspruch steht, so braucht er, im Hinweis auf seine ganze Denkweise, die in den obigen Ausführungen wohl hinlänglich zum Ausdruck gelangt ist, wohl kaum noch zu versichern, daß er rückhaltlos seine Ansicht derjenigen Autorität unterzuordnen bereit ist, welche von Anfang an mit dem heiligen Geiste ausgerüstet wurde und bei welcher Jesus Christus nach seinem ausdrücklichen Versprechen verbleiben wird bis an das Ende der Welt.

[1]) 1. Corinth. 2, 9. — Vergl. Jesaias 64, 4.

Geschrieben im Herbste 1889.

Digitized by Google

Die Orden

die Blüthe der christlichen Religion.

Von

Karl Jb. Eisenring.

„O, wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerstörenden Aufklärerei ernüchtert, froh sein werden, wenn in die verfallenden Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen."

L. Oken.

Als der erste Rektor der neu errichteten Universität in Zürich, einer der berühmtesten und tüchtigsten Naturforscher aller Zeiten, Lorenz Oken, obige denkwürdige Worte schrieb, da war die traurige und drückende Zeit vorüber, die Zeit der Klosteraufhebungen am Ende des vorigen und am Anfange unseres Jahrhunderts.

Vorüber ist auch, so hoffen wir zu Gott, die traurige Zeit der Ordensverfolgungen, mit welchen der „Kulturkampf" in unseren Tagen die katholische Kirche verwüstet hat, und mancher der durch traurige Erfahrungen gewitzigten „Kulturkämpfer" unterschreibt jetzt die Worte Oken's: „Ein großer Fehler war es, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichkeit herab setzte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschieht. Wo sind nun die den Klöstern geraubten Reichthümer? Wo ihre Bibliotheken, Naturalien-Sammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsere Staaten nun schon einmal alles nur insofern dulden wollen, als sie Geld daraus pressen können. Aber hätten denn die Klöster nicht stehen bleiben können, aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren denn nicht sie es, welche zuerst den

Digitized by Google

Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit ihr Wissenschaft und Bildung brachten? Was wären wir ohne unsere Klöster? Nichts als halbwilde Germanen. Hat denn unsere Jetztwelt gar kein Gefühl mehr für Dank und ehrwürdiges Alter? O, wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerstörenden Aufklärerei ernüchtert, froh sein werden, wenn in die verfallenden Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen." [1])

Wie viele mögen in Deutschland die Gedanken gehegt haben, die in diesen herrlichen Worten ausgesprochen sind, während der langen, bitteren Zeit, in welcher der „Kulturkampf" so viele Ordensmitglieder ihres Vaterlandes, und dieses der segensreichen Wirksamkeit der Orden beraubt hat.

Nachdem aber durch die weise Sorge des glorreich regierenden Oberhauptes der Kirche und das wohlwollende Entgegenkommen des Staates der kirchliche Friede eingeleitet worden ist, wird es angesichts der Trümmer und des Elendes, welche der „Kulturkampf" leider geschaffen, vielen, die nicht gerade Freunde der Kirche sind, klar, daß „Kulturkampf" und „Civilisation" nicht gleichbedeutende Begriffe sind. „Das Wort „Civilisatio", sagt Hettinger in seiner herrlichen Apologie (II. 43), „ist Mönchslatein. In den Klöstern, den Bildungsstätten der christlichen Welt, ward dieses Wort zuerst gesprochen, weil die Idee einer ächten, alle umfassenden Civilisation unter dem Einflusse des christlichen Glaubens hier zuerst concipirt wurde." Die Segnungen und die Wirksamkeit der Orden bei den Armen, den Kranken, Sündern und Sterbenden, in den Schulen, Spitälern, Waisenhäusern, Armenanstalten, in Hütten und Palästen, in Dörfern und Städten, sind der sichtbare Kommentar zu jenen Worten. Und weil viele erst nach der Vertreibung der Orden sich dieser Segnungen und dieser Wirksamkeit erinnerten und sie schwer vermißten, deshalb haben so viele die Orden zurückgesehnt, die ihnen vorher gleichgültiger waren. Gewohnt, nur nach den materiellen Vortheilen und nach dem Aeußern, in die Augen Springenden eine Sache zu schätzen, sahen sie das Anwachsen des Pauperismus, die Zerrüttung und Untergrabung der Autorität, die zunehmende Unzufriedenheit u. s. w., gegen welche die Orden vor-

[1]) Lorenz Oken, Neue Beiträge. 1814.

Digitized by Google

her einen festen Damm gebildet hatten, und diese Beobachtung erweckte gerechtere Anschauungen gegen die Orden, beseitigte viele Vorurtheile, mahnte zur Vorsicht gegen Lügen und Verleumdungen, mit denen offene Feinde der Kirche die Orden überhäuften. Allein in Rücksicht auf die Orden der katholischen Kirche darf man nicht bei dem Aeußerlichen stehen bleiben. Was seit der Entstehung der Ordensgenossenschaften, also seit Jahrhunderten, die besten, edelsten und kraftvollsten Seelen in den Ordensstand hineinzog und sie in demselben glücklich und zufrieden machte, was die Orden zu ihrer gewaltigen, weltumfassenden Wirksamkeit von jeher befähigte, das hat einen tieferen, übernatürlichen Grund. Die Orden der katholischen Kirche sind Offenbarungen der übernatürlichen Kraft des Christenthums, sie sind die Blüthe der christlichen Religion.

Diese Wahrheit ergiebt sich aus der Betrachtung, daß die Orden die herrlichste Offenbarung des Geistes Jesu Christi sind:

1. im Streben nach evangelischer Vollkommenheit,
2. in Pflege des christlichen Gebetslebens,
3. in der steten Erfrischung des religiösen Lebens,
4. in Ausübung der christlichen Charitas,
5. in Pflege der christlichen Wissenschaft und
6. in Ausbreitung der christlichen Religion.

„Während zehn Jahrhunderten", sagt Montalambert,[1]) „hat das Ordenswesen der Kirche nicht nur ein thatkräftiges, schlagfertig stehendes Heer, sondern auch eine erprobte Reserve geliefert. Gleich den verschiedenen Waffengattungen bei einem Kriegsheere, haben die religiösen Orden eben wegen der Verschiedenheit ihrer Regeln und ihrer Richtungen auch die Mannichfaltigkeit in der Einheit entfaltet, in welcher die lebensvolle Schönheit, die hehre Majestät des Katholicismus selbst besteht; wobei sie dann noch, soweit menschliche Schwäche es gestattet, die evangelischen Räthe befolgten, deren Erfüllung zur christlichen Vollkommenheit führt.

Vor allem darnach trachtend, sich den Weg zum Himmel frei zu halten, haben sie zugleich der Erde die größte, die wichtigste und edelste aller Lehren gegeben, indem sie durch die That zeigten, welch eine Höhe der Mensch auf den Flügeln einer durch Opfergeist geläuterten Liebe und einer durch den Glauben geregelten Begeisterung zu erreichen fähig ist."

1) Die Mönche des Abendlandes. Bd. 1. S. XXIX.

Digitized by Google

1. Die Orden die Blüthe der christlichen Religion im Streben nach evangelischer Vollkommenheit.

„Von den zahlreichen Gründern und Gesetzgebern des Ordenslebens", sagt v. Montalembert an derselben Stelle, „ist es keinem Einzigen eingefallen, seinen Jüngern das Urbarmachen des Bodens, das Abschreiben der Manuskripte, die Pflege der Künste und Wissenschaften, die Geschichtschreibung und dergleichen als Lebenszweck hinzustellen; alles dies war für sie nur eine Nebensache, es war häufig eine nur indirekte und gar nicht einmal beabsichtigte Folge bei einem Institute, das nichts als die Pflege und Ausbildung der Seele bezweckte, nur ihre Gleichförmigkeit mit dem Gesetze Christi, nur die Abbüßung der angeborenen Verderbniß durch ein Leben in Aufopferung und Abtödtung anstrebte. Darin lag für alle der Zweck, der Grund, der höchste Gegenstand ihres Daseins, der alleinige Ehrgeiz, das einzige Verdienst und der hauptsächlichste Sieg."

Die Weltentsagung, das Streben nach evangelischer Vollkommenheit ist somit die Grundlage des Ordenslebens und dieses selbst die herrlichste Offenbarung des Geistes und der Liebe Jesu Christi und ein wundervolles Zeugniß von der Wirksamkeit des hl. Geistes in der christlichen Religion. Denn, was blos menschliche, irdische Macht nie und nimmer zu Stande gebracht, ja nicht einmal versucht hat, die Disciplinirung der Seele, die Umbildung ihrer Kräfte durch freiwillige Armuth, stete Keuschheit, strengsten Gehorsam; die Erhebung und Stählung des durch die Sünde verderbten Menschen zur größten Tugendhöhe, zu Wundern der evangelischen Vollkommenheit, das haben die Orden durch lange Jahrhunderte vollbracht. Die Nachahmung des Erlösers, die Ergreifung seines Geistes, die Aneignung seines heiligsten Opferlebens war und ist die Grundlage aller christlichen Orden. Der übernatürlichen Kraft des Christenthums sind sie entsprungen, sie sind die Blüthe der christlichen Religion. Letztere ist deshalb auch die einzige Religion, welcher das Ordensleben entsprossen ist, und die es fort und fort hegt und pflegt.

Hat ja doch der göttliche Stifter der christlichen Religion selbst die evangelische Vollkommenheit aufgestellt und in erhabenster Weise ausgeübt. Zu dem Jüngling im Evangelium sprach der Herr: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote." Diese

Digitized by Google

Anweisung geht alle ohne Ausnahme an. Die Beobachtung der Gebote Gottes genügt zur Erreichung des Himmelreiches. Sie ist aber nicht das Vollkommenste. Denn auf die weitere Frage des Jünglings: Die Gebote habe ich von meiner Jugend an gehalten — „was fehlt mir noch?" ertheilte ihm Jesus folgenden bedingnißweisen Rath: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komme und folge mir nach." (Matth. 19, 17 ff.)

Es ist also die Nachfolge Jesu Christi, wenn im Ordensstande der Christ allem Eigenthume freiwillig entsagt in vollkommener Weltverachtung, in freiwilliger Armuth. Denn er folgt Demjenigen nach, der von sich selber sprechen konnte: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, aber der Sohn des Menschen hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. (Math. 8, 20; Luc. 9, 58.) Eine solche Armuth ist zwar zur Erlangung der Seligkeit nicht nothwendig, aber sie ist ein großes und besonderes Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit und jenes Lohnes, auf den der Stifter der christlichen Religion hingewiesen hat mit den Worten: „Und wer immer sein Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten, und das ewige Leben besitzen." (Matth. 19, 29.)

Als der göttliche Heiland zu seinen Jüngern sprach: „Es gibt noch andere, die um des Himmelreiches willen freiwillig der Ehe entsagen; „wer es fassen kann, der fasse es" und „Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist", (Matth. 19, 11 ff.), da gab er, wie St. Paulus (1 Kor. 7, 35. 40) sagt, kein „Gebot", wohl aber den „Rath", sich um Christi willen nicht nur von allem, was der Reinigkeit zuwider ist, sondern auch von der Ehe zu enthalten. Da sah der Herr in seiner Kirche die unermeßliche Zahl jener edlen, heldenmüthigen Seelen, denen der hl. Augustinus zuruft: „Freuet euch, Ihr Gott Verlobten! Welche Ehre und welch ein Glück für euch! Denjenigen, dessen Mutter zu sein die allerreinste Königin aller jungfräulichen Seelen allein würdig war, den habt ihr zu Euerem Bräutigam. Er ehrt Euch zwar nicht wie Seine Mutter, aber Er liebt Euch als seine Bräute." Diejenigen, die in der Kirche Gottes die stete Keuschheit gelobt, nannte schon der hl. Cyprian „die Blüthe unter den Früchten

Digitized by Google

der Kirche; die Zierde und den Schmuck der Gnade, den edelsten und herrlichsten Theil der Heerde Christi."

Ja schon der hl. Apostelschüler Ignatius ermahnt die Christen zu Tharsis: „Diejenigen, welche im jungfräulichen Stande leben, sollt ihr ehren wie die Priester Christi." Das ist der geheimnißvolle Vorzug der Jungfräulichkeit, die wesentliche Bedingung des Ordenslebens, in dem die Seele in ihrer bis zum Heroismus gesteigerten Gottesliebe eine siegreiche Waffe in ihren Kämpfen und ein unfehlbares Heilmittel findet gegen die ungeordnete Liebe der Kreatur.

Nicht umsonst sagt darum der Verfasser der immer noch allzuwenig gewürdigten „Briefe aus Hamburg" so wahr: „Manche werden im Lichte der christlichen Wahrheit von dieser Ueberzeugung bereits in ihrem Lebensmorgen ergriffen, in jenem Alter, in welchem die Seele zu allem, was groß, schön, kraftvoll ist, hinstrebt, wo sie sich fähig fühlt zu jeder muthigen That, zu jedem hohen Opfer, zu jedem kühnen Aufschwung. Im freiesten Entschluß möchten sie ihre jungfräuliche Vollkraft der Sache Gottes, dem Dienste des Nächsten, den alleinigen Gütern der Seele weihen und sich dabei von dem Hin- und Herwogen der gewöhnlichen Erdensorgen möglichst frei halten." Hierzu bietet ihnen aber die christliche Religion allein Gelegenheit, Gewähr und Sicherheit in ihren Orden. Der Ordensgeist ist dem Katholiken nicht fremd. Er stammt aus derselben Macht des Glaubens, die jeder Katholik im Herzen trägt. Es ist der Eine von Gott im Schooße der Kirche gepflanzte Lebensbaum, der zum Streben nach Vollkommenheit antreibt. Darum sagt schon der Apologet Athenagoras: „Bei uns sind viele beiderlei Geschlechtes zu finden, welche im ehelosen Stande verbleiben, voll der Hoffnung, daß sie auf diese Weise enger mit Gott vereinigt würden."

Darum war von jeher das Ordenswesen so enge verbunden mit dem Geiste der wahren Kirche Gottes, so daß, wie selbst ein Protestant gesteht (Herzog, Realencyklopädie), „schon in den ersten Jahrhunderten die Vervielfältigung der Klöster mit reißender Schnelligkeit erfolgte, der ganze Orient, Kleinasien, Palästina und Syrien mit Klöstern und Einsiedlerkonventen besetzt wurde, deren Bewohner seit der Mitte des vierten Jahrhunderts zu vielen Tausenden anwuchsen."

Aus dem Geiste Jesu Christi und seiner hl. Kirche erblühte wie die freiwillige Armuth und die stete Keuschheit, so auch die dritte

Digitized by Google

Blume der evangelischen Vollkommenheit im hl. Ordensstande: der vollkommene Gehorsam unter einem geistlichen Obern.

Gehorsam sein muß jeder Mensch. „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, — wer sich ihr widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes", sagt der Apostel (Röm. 13, 1 ff.) Aber seinen eigenen Willen einem freiwillig erwählten Obern zu unterwerfen in allem, was Gottes Willen nicht zuwider ist, das hat die Menschen in der hl. Kirche Gottes Derjenige gelehrt, der seinen eigenen, heiligsten Willen armen Menschen unterthänig machte, obwohl er Herr des Himmels und der Erde ist, dessen Speise es war, den Willen dessen zu erfüllen, der ihn gesandt hat, und dem er gehorsam war, ja gehorsam bis zum Tod am Kreuze. Er hat zu diesem freien Gehorsam die Menschen eingeladen, als er sprach: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach". (Luc. 9, 23.) Wo wird dieses göttliche Wort treuer erfüllt, als in dem freiwilligen Gehorsame in den christlichen Orden, einem Gehorsame, der nach Alvarez der Inbegriff der Vollkommenheit und des ganzen geistlichen Lebens ist, das müheloseste, ungefährlichste, sicherste und kürzeste Mittel, sich an allen Tugenden zu bereichern und zum ewigen Leben zu gelangen.

So ist denn dieses dreifache Opfer im hl. Ordensstande in der heroischen Weltentsagung und im Streben nach Vollkommenheit wahrhaft die herrlichste Offenbarung des Geistes und der Liebe Jesu Christi in seiner Kirche und ein erhabenes Zeugniß der Wirksamkeit des hl. Geistes in der christlichen Religion. Diese Kraft im Streben nach evangelischer Vollkommenheit, dieser Starkmuth, „der darin besteht, sich selbst in Zucht zu halten, sich zu regeln, sich zu beschränken, die eigene rebellische Natur in Unterwürfigkeit zu halten, diese Stärke, diese Kardinaltugend, die weltbeherrschend wird durch Heldenmuth und Aufopferungsgeist" (Montalembert) — sie stammt in den Orden der Kirche nicht von der Natur, sie ist die Offenbarung der übernatürlichen Kraft des Christenthums, sie blüht, wie die Orden selbst, nur in der christlichen Religion.

Digitized by Google

2. Die Orden die Blüthe der christlichen Religion in Pflege des christlichen Gebetslebens.

„Was die Paläste der Könige und die Rathssäle der Parlamente bewegt, wovon alle Tagesblätter der Welt voll sind, was auch die Herzen vieler Gläubigen mit Furcht und Hoffnung erfüllt, ist klein, ist wie nichts vor Gott und seinen Engeln, im Vergleich zu dem, was in ihnen an Gnaden gewonnen oder verloren wird. Hier allein liegt aller Gewinn und aller Verlust, nicht nur für die Ewigkeit, sondern auch für die Zeit. So gewiß Gott in Fügung und Zulassung, in Erbarmung und in Strafe bis ins Kleinste die Geschicke der Menschheit lenkt, so gewiß werden diese Geschicke nicht durch äußere Ereignisse, sondern durch die inneren Umwandlungen der Seelen und durch die unsichtbaren Gnaden und Gerichte Gottes bestimmt." In diesen trefflichen Worten des „Katholik" (1875, II. 633) ist die gewaltige Macht des Gebetes und des Gebetslebens in der katholischen Kirche ausgedrückt. Ihr göttlicher Stifter hat ja schon ausgesprochen, „daß man allezeit beten und nicht nachlassen müsse" (Luc. 18, 1), und St. Augustin nennt (Serm. 22) das Gebet „die Grundsäule heiliger Tugenden, das Fundament des Glaubens, die Krone der Einsamen", und der hl. Karl Borromeo nennt es „aller Tugenden Anfang, Wachsthum und Vollendung." Der Mensch ist der unendlichen Majestät, Größe und Güte Gottes das Gebet schuldig. Gott knüpft seine Gnadengaben an das Gebet und befiehlt es dem Menschen geradezu, und das erhabenste Muster und Vorbild des Gebetes gibt uns Jesus Christus selbst.

Nicht umsonst wird in den christlichen Orden das Gebet an die Spitze aller Verpflichtungen und Handlungen des täglichen Lebens gestellt. Wer die Aussprüche Christi wohl erwägt, der möchte das Gebet mit den Imponderabilien in der Natur vergleichen, deren Nutzen nicht mit den Händen greifbar ist und welche dennoch in Wirklichkeit auf den Weltgang den gewaltigsten Einfluß üben. Jede Arbeit wird im Ordensleben ein Gebet und jedes Gebet eine fruchtbringende Arbeit. Darum sagt Montalembert so schön: „Der erste aller Dienste, welchen die Klöster der christlichen Gesellschaft leisteten, war das Gebet. Gebet für jeden Einzelnen und für alle. Die Christenheit verehrte und schätzte in ihnen über alles diesen heiligen Gebetsdienst, die gewaltige Kraft ihres fürbittenden Gebetes, dieses ununterbrochene Bittgebet zu Gott, welcher

Digitized by Google

will, daß wir ihn anrufen und ihn anrufend für einander beten." „Durch ihr ununterbrochenes Gebet verminderten die Klöster so zu sagen die Missethaten der Welt und brachten das Reich der Himmel mit dem Reiche auf Erden in Einklang. Was in den Augen eines jeden erleuchteten Christen die Welt in ihrem richtigen Bestande erhält, ist eben das Gleichgewichtsverhältniß zwischen Gebet und Handeln, zwischen den flehenden Stimmen der hilfsbedürftigen, oder dankbaren Menschheit und dem steten Geräusch und Getriebe der Leidenschaften, des Ringens und Arbeitens in ihrem Schooße. Wo dieses Gleichgewicht zwischen Gebet und Arbeit erschüttert wird, da wankt alles in der gesammten Gesellschaft, wie auch in der einzelnen Menschenseele." (Briefe von Hamburg.)

Wie das gemeinsame Leben, so hat auch das gemeinsame Gebet seine Wurzel im Geiste Christi und seines Evangeliums. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen", hat Derjenige gesprochen, der in den drei Jahren seines öffentlichen Lebens die junge Kirche im Gebete sammelte, nachdem er in den ersten dreißig Jahren seines verborgenen Lebens das Gebetsleben in der heiligen Familie geweiht und geheiligt hatte. Wie das gemeinsame Leben in innigem Zusammenhange steht mit der treuen Ausführung der drei evangelischen Räthe, so hat eben auch gerade das Gebetsleben im gemeinsamen Leben der Orden seine erste Stelle gefunden, die größte Kraft, die höchste Blüthe und segensreichste Wirksamkeit entfaltet zum Heile der Einzelnen und zum Wohle der ganzen christlichen Religion und Kirche. Denn wie nur solche alles vollkommen gemeinsam haben können, welche ausschließlich für sich nichts besitzen, nur solche eine geistliche Familie bilden können, die durch keine irdischen Familienbande gefesselt sind, und nur jene wie Kinder einem gemeinsamen Vater gehorchen können, welche in einer geistlichen Gemeinschaft Ein Herz und Eine Seele sind, so erlangt das Gebet jedes Einzelnen, auch des Schwächsten, in einer religiösen Gesammtheit eine unermeßliche Kraft und Wirksamkeit, wird gleichsam zum Vermittler der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit Gottes.

Darum sagt der berühmte Apologet der Mönche des Abendlandes so schön: „Ich wüßte mir keinen schöneren Gegenstand historischer Behandlung zu denken als die Geschichte des Gebetes, das heißt, die Geschichte von dem, was die Kreatur aus der Tiefe ihrer Empfindung vor ihren Schöpfer bringt, die Erzählung, aus

Digitized by Google

welcher wir lernen würden, wann und weßhalb und wie sie angefangen, Gott ihre Leiden und Freuden, ihr Fürchten und ihr Hoffen und ihr Wünschen auszudrücken. Wenn es einem Menschen gegeben wäre, dieses Werk zu schreiben, so würde dies dann eben hauptsächlich eine Geschichte der Orden sein."

Dazu bemerkt der geistreiche Uebersetzer der Werke des Grafen v. Montalembert, P. Carl Brandes, sehr richtig: „Das wahre Gebet, welches aus der Tiefe des kreatürlichen Geistes aufsteigt und einen herabsteigenden Gnadenakt Gottes voraussetzt, hat seine durchaus übermenschliche Gewalt nicht aus der Kraft des menschlichen Geistes, sondern aus der Kraft Gottes, die den Menschengeist erfüllt."

Ueberall und so lange die Orden deshalb dem Geiste ihres Berufes in der That treu geblieben sind, haben sie das Gebet nicht nur für sich selbst, sondern für alle als ihren eigentlichen Beruf, als ihre erste und hauptsächlichste Pflicht betrachtet. Sie waren, wie der hochsel. Bischof Dupanloup gesagt, die kriegsgeübten, unermüdlichen Kämpfer der Christenheit im heiligen und ununterbrochenen Kampfe des Gebetes mit der göttlichen Allmacht. „Eigends und gesetzmäßig für das gemeinschaftliche Gebet versammelt und aus Beruf dazu bestimmt, wurden sie mit Grund vom gesunden Sinn des Volkes als ein mächtiger, zum Heile der Seelen und der Nationen eingesetzter fürbittender Sammelpunkt des Gebetes betrachtet. Durch sie ward das Gebet ein öffentliches Institut, eine permanente, öffentliche, allgemein anerkannte, von Gott und den Menschen gesegnete Kraft." (l. c.)

Schon der hl. Chrysostomus hat die Wohlthat, Wichtigkeit und Erhabenheit der Pflege des christlichen Gebetslebens in den christlichen Orden anerkannt mit den Worten: „Die Wohlthat der Ordenspersonen ist mehr als königlich; der König, wenn er gut ist, kann die körperlichen Leiden lindern, aber der Ordensmann befreit durch sein Gebet die Seele von der Gewalt des bösen Feindes. Derjenige, den ein moralisches Leiden drückt, geht an einem Könige wie an einem leblosen Dinge vorbei und eilt zur Zelle des Ordensmannes. — Was die Waffe dem Jäger, das ist das Gebet dem Ordensmann. Und nicht nur wir suchen in unseren Nöthen diese Zuflucht, die Könige selbst rufen sie an in ihren Gefahren, den Bettlern gleich, die in der Hungersnoth im Hause des Reichen Zuflucht suchen."

Während tausend Jahren und bei allen katholischen Völkern

Digitized by Google

nahmen in der That die Fürsten zu den Gebeten der Ordensleute ihre Zuflucht und rechneten sich das in dieselben gesetzte Vertrauen zur Ehre an, wie das ihre Vergabungen, Stiftungen von Klöstern, Kirchen und Kapellen und wohlthätigen Schenkungen aller Art glänzend bestätigen.

„Indem die Ordensleute aus den Händen der Gläubigen vergängliche Güter empfingen, ward dem gesammten Volke dafür von ihnen das Gut ohne Gleichen, die unschätzbare Gabe des Gebetes zu Theil. Durch sie erscholl die Stimme der Kirche ohne Unterlaß und erhob sich zum Himmel, um dann als Gnadenthau göttlichen Segens auf die Erde wieder herabzukommen. Ueber alle Länder der Christenheit kam er im Ueberflusse und bildete gewissermaßen eine Fruchterde, eine Schatzkammer unerschöpflicher Gnaden und Tröstungen." (l. c.)

Wahrlich in der treuen und ununterbrochenen Pflege des christlichen Gebetslebens offenbart sich die übernatürliche Kraft des Christenthums und in dieser Pflege erweisen sich die Orden als die Blüthe der christlichen Religion. „Die Auffassung Derjenigen ist oberflächlich und ungerecht, die zwar die thätigen Orden loben, die beschaulichen, dem innern Leben und dem Gebete gewidmeten aber mißachten; sie gleichen dem, der die thätige Hand des Menschen für edler und wichtiger hält, als das verborgene, stillwirkende Herz im Leibe, das allen Gliedern Kraft und Leben zuführt", wie Dr. Heinrich in einer schon früher in der Frankfurter Broschürensammlung veröffentlichten Abhandlung über das Ordenswesen so schön sich ausspricht.

3. Die Orden die Blüthe der christlichen Religion in der steten Erfrischung des religiösen Lebens.

Das religiöse Leben, der Hauptzweck der christlichen Religion, wird in keinen Kreisen der menschlichen Gesellschaft so sehr und so intensiv gepflegt wie in den Ordensgenossenschaften. Sie sind deshalb frischen Quellen zu vergleichen, welche das religiöse Leben nach den verschiedensten Richtungen wecken und beleben.

Wie wahr das Erstere ist, und es wiederholt sich dieses schöne Bild des religiösen Ordenslebens auch heute noch, — beschreibt in anschaulicher Weise der ehrwürdige Abt Guibert von Gembloux in einem Briefe an den Hochwürdigsten Erzbischof Philipp von Köln:

Digitized by Google

„Acht Monate war ich zu Marmoutiers (Frankreich), nicht wie ein Gast, sondern wie ein Bruder behandelt. Hier entstand kein Hader, kein Zwist, kein Aergerniß; wohlbedachtes Schweigen läßt nichts dergleichen aufkommen. Ein bloßer Wink bringt die etwa Fehlenden zurecht. Nirgends kann größere Andacht bei dem Psalmengesang, größere Ehrfurcht bei der Feier der hl. Geheimnisse, größeres Entgegenkommen in Aufnahme von Gästen gefunden werden; Treue, Heiterkeit, Dienstfertigkeit in allem; nichts ohne, nichts über das Maß. Die Starken tragen die Schwachen, die Untergebenen ehren den Obern, die Obern sind besorgt für die Untergebenen. Haupt und Glieder bilden wahrhaft ein Ganzes. Täglich speisen drei Arme als Stellvertreter Christi an des Abtes Seite. Unter den Brüdern gedenkt keiner gegen den andern seiner Herkunft, seines Amtes, seiner Würde, vormaliger Ehre vor der Welt; alle betrachten sich als Knechte Christi. Durch Wachen und Fasten zähmen sie ihren Leib sammt allen Lüsten und Begierden. Die Einen sind wie Löwen stark, daß weder Glück noch Mißgeschick ihnen etwas anhaben kann. Die Andern schwingen sich, dem Aare gleich, von der Niederung der Welt himmelan; alle vereinen Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit. Allem Aeußeren ist das Gepräge unverrückbarer Klugheit aufgedrückt. In dem Bethaus, wie in der Werkstätte, geschieht alles im richtigen Maß, zur gehörigen Zeit; denn überall und stets haben diese Männer Gott vor Augen. Der Natur wird bloß das Nothdürftige gewährt, die übrige Zeit der Lobpreisung Gottes gewidmet. Sie gleichen einem Heere, welches kampffertig die Waffen vom frühesten Morgen bis zur sechsten Stunde klirren läßt. Schaarenweise sieht man sie vor den Altären knieen, Messe folgt auf Messe. Was sie an Almosen austheilen, läßt sich nicht schätzen; aber noch weniger berechnen, wie viele Seelen sie durch ihre Gebete dem Fegfeuer entreißen. Im Kloster selbst wird die Zeit zum Lesen und zu Gesangsübungen verwendet. Sprechen hört man nur an bestimmten Tagen, auf kurze Zeit, zu einiger Erholung von andauernder Anstrengung und um heimliches Plaudern abzuschneiden. Keiner genießt je etwas außerhalb des Speisezimmers oder des Krankenhauses. Bei dem Essen ist der Geist der Brüder mehr auf das Vorgelesene, als ihr Gaumen auf Speise und Trank gerichtet. Das meist Aufgetragene bleibt für die Armen übrig. Die Schlafkammer ist stets erleuchtet, die Betten stehen offen, sind rauh. Die Helle, welche auch des Nachts alles

Digitized by Google

beleuchtet, bewährt es, daß sie selbst ein Licht dem Herrn und nicht Kinder der Finsterniß sein wollen. Darum hat aber auch der Herr die Ströme seiner Segnungen über sie ausgegossen."

Daß hier Blüthen und Früchte jedweder Tugend sprossen, davon sind auch die Bücherschränke, die mit den mannigfaltigsten und werthvollsten Schriften angefüllt sind, Zeugen; sind Zeugen die trefflichen Ausleger des göttlichen Wortes, welche täglich, besonders aber an Festtagen, in dem Kapitel in Belehrung und Zurechtweisung sich sammt den Andern Geistesnahrung darbieten. Täglich hörte ich sie sich gegenseitig ermuthigen, trösten, zu den Wegen des Himmels ermahnen. Wäre mir Heimkunft nicht geboten gewesen, nimmer hätte ich mich von ihnen trennen können, so wohl war meiner Seele. Aber nur mein Körper entfernt sich von ihnen, mein Geist wird stets bei ihnen bleiben." (Kath. Bewegung III.)

Dieses anschauliche, liebliche und ergreifende Bild der Pflege des religiösen Lebens findet auch heute noch in den Orden, je nach der Strenge ihrer Regeln und der Auffassung und Ergreifung des Geistes derselben, seine Verwirklichung und übt seinen Einfluß aus in die weitesten Kreise der menschlichen Gesellschaft. In den Orden finden die Weltgeistlichen ihre Geisteserneuerung, die Seelsorger ihren Trost, Beichtväter ihre Hülfe und ihre Vorbilder. Die Weltleute finden in den Ordensmännern ihre besten Beichtväter und Seelenführer und die Erneuerung ihres religiösen Seelenlebens durch Exercitien und Volksmissionen, welche die Welt vor Versumpfung und Erschlaffung bewahren.

Das christliche Volk erblickt in den Karthäusern, den Cistercienserm, Prämonstratenserm, den Karmeliten, den Minimen des hl. Franz von Paula, sowie den Minoriten und den Trappisten das vorherrschend beschauliche, von der Welt abgezogene, dem Gebet und der Betrachtung gewidmete strenge und abgetödtete Leben, und erkennt in ihrem Beispiele eine lebendige und wirksame Predigt gegen die Weichlichkeit und Eitelkeit der Welt. Tausende von Seelen werden durch den Gedanken an die Tugenden dieser gottgeweihten Ordensleute aus einem sündhaften, unglücklichen Leben aufgeschreckt und zur Uebung christlicher Tugenden erweckt. „Der Sinn des mitten in die Welt hinein geworfenen Priesters, sagt ein Geistesmann (Möhler), wird begreiflicher Weise abgestumpft, die Begeisterung schwindet und an deren Stelle tritt Gleichgültigkeit, Kälte und Lähmung der Kräfte. Männer, die dem

Digitized by Google

Klerus einerseits angehören, andererseits aber doch nicht in der Welt wirken und daher als seine ideellere Seite zu betrachten sind, erscheinen daher wünschenswerth; Männer, die, selbst unbeschädigt von den Einflüssen der Welt, leicht von den vorhandenen Mißständen in tiefster Brust ergriffen und bei der Erwägung der gemeinen Wirklichkeit im Innersten bewegt werden, die alles rein und rücksichtslos aus dem Gesichtspunkte der Idee betrachten und unaufhörlich die Verwirklichung derselben fordern."

Wenn die in den Gemeinden wirkenden Seelsorger der Beihülfe der Ordensleute durchaus bedürfen, um nach Gottes Willen den Menschen, die in Last und Mühe, gebückt in den Staub der Erde, ihr tägliches Leben zubringen, den Trost, die Belehrung und Kräftigung der Religion in ihren unschätzbaren Gnadenmitteln mitzutheilen, wie hat die hl. Kirche Gottes, die Liebe Jesu Christi und seines göttlichen Geistes dafür so treu gesorgt in den Orden der Franziskaner, der Kapuziner, der Augustiner, der Theatiner, Lazaristen, Redemptoristen u. s. w., die sich vorzüglich der Besorgung der seelsorgerlichen Verrichtungen, der Vervollkommnung des Priesterstandes und der Abhaltung der Missionen widmen, wobei wir die Mitglieder der Gesellschaft Jesu besonders hervorheben, deren Orden alle Zweige der apostolischen Wirksamkeit umfaßt.

Wahrlich, die Orden sind die Blüthe der christlichen Religion zur steten Erfrischung des religiösen Lebens in der menschlichen Gesellschaft, Feuerheerde der christlichen Gesinnung, von denen das Leben der Gläubigen stets neue Wärme und Anregung empfängt. Dort brennt das Licht heiliger Selbstverleugnung, um allen den engen Pfad zu zeigen, der zum Frieden Gottes führt. Von dort tönt die Glocke der Andacht friedlich zu den Menschenwohnungen des Alltagslebens hinab, tröstend und mahnend, daß die müden Seelen immer wieder sich emporrichten und, von heiliger Sehnsucht gedrängt, dem Zuge der Gnade folgen zur Erreichung des ewigen Zieles.

4. Die Orden die Blüthe der christlichen Religion in Ausübung der christlichen Charitas.

„Einzelne Liebeswerke zu verrichten, sagt Dr. Heinrich in der oben erwähnten Broschüre über das Ordenswesen, das vermag auch ein gewöhnlicher Christ; vielfältige Wohlthaten kann auch ein

guter Pfarrer spenden; aber beide können nicht Tag und Nacht an den Krankenbetten stehen, können nicht ganz der Rettung und Pflege armer Kinder, können nicht den mannigfachen Werken der Erziehung, können nicht der Rettung der Tiefgefallensten ihres Geschlechtes, können nicht Tage lang dem Besuche der Armen und Kranken in ihren Häusern sich widmen wie barmherzige Brüder und Schwestern, wie Schulbrüder und Schulschwestern, wie die vielen der Erziehung geweihten Orden, wie die Schwestern vom Kinde Jesu, die Providenzschwestern, die Frauen vom guten Hirten, die Armen-Schwestern des hl. Franziskus und wie die Genossenschaften der vielgestaltigen christlichen Liebe alle heißen. Zerstört diese Genossenschaften und tausend Quellen der Liebe und Wohlthätigkeit werden zu fließen aufhören, tausend Quellen des Elendes und des Lasters werden dafür um so reichlicher strömen."

In der jahrelangen Beraubung und Entbehrung dieser wohlthätigen Anstalten hat das deutsche Volk bitter erfahren müssen, wie wahr diese Worte sind und wie die Orden die wirksamsten Organe sind, durch welche der Geist der Liebe und christlicher Erbarmung in der katholischen Kirche so sich bethätigt, wie es der Größe und der Absicht des Christenthums und dem Berufe der Kirche entspricht. Wenn wir hier der Trinitarier gedenken, welche der Befreiung der Christensklaven sich widmen, der barmherzigen Brüder des hl. Johannes von Gott und der Spitalbrüder des hl. Camillus, welche die Pflege der Kranken, der Piaristen des hl. Joseph von Calasanza und der Schulbrüder des ehrw. de la Salle, welche der Erziehung und dem christlichen Unterrichte ihre Kräfte weihen, so ist hier die Stelle die erhabene Wirksamkeit anzudeuten, welche durch den Ordensstand und die klösterlichen Genossenschaften und Congregationen das jungfräuliche weibliche Geschlecht in der katholischen Kirche ausübt. Das Christenthum hat dem Weibe zwar in der Familie eine hohe und einflußreiche Stellung angewiesen. Aber dessen Wirksamkeit beschränkt sich naturgemäß auf die Grenzen des Hauses und bewegt sich auf dem, durch die Religion geheiligten Gebiete des natürlichen Lebens. Im Ordensstande aber tritt die gottgeweihte Jungfrau, ohne von der zartesten Weiblichkeit und dem ihr von Gott beschiedenen Charakter der Eingezogenheit und Verborgenheit etwas einzubüßen, in das öffentliche Leben der Kirche, erlangt einen der christlichen Gesammt-

Digitized by Google

heit gewidmeten Beruf und eine bedeutsame Thätigkeit, ein weibliches Priesterthum gleichsam der Liebe und Barmherzigkeit und steigt zu einer Höhe empor, die am häuslichen Heerde unerreichbar ist.

So sehen wir außer den schon Genannten weiblichen Orden die Elisabethschwestern oder Hospitaliterinnen, die barmherzigen Schwestern des hl. Vincenz, des hl. Carl Borromeo, die Schwestern vom hl. Kreuz, die Englischen Fräulein, die Schwestern von der Heimsuchung Mariä, die Schwestern der göttlichen Liebe den verschiedensten Zweigen der christlichen Charitas sich hingeben in Spitälern, Armenanstalten, Waisenhäusern, Strafanstalten, Schulen und Unterrichtsanstalten; im Kriege führt sie die Liebe zu Jesus Christus auf blutige Schlachtfelder und für die Verbreitung des christlichen Glaubens arbeiten sie in den entlegensten Missionsstationen der Welt.

Durch die unermüdliche Thätigkeit der Benedictiner ist seiner Zeit fast ganz Europa civilisirt worden. „Mit intelligentem Arbeitseifer entsumpften sie den Boden, regulirten die nothwendige Bewässerung, bauten Wege, Brücken, Häfen, Leuchtthürme, Dämme, Schulen, Spitäler, Herbergen; sie waren Ackersleute und Viehzüchter; kurz, sie beförderten mit kräftiger Hand all das, was zur Wohlfahrt der Menschen gehört." (Montalembert, die Mönche des Abendlandes I Bd. Einl.)

Diesem rastlosen Streben nach Förderung der materiellen Wohlfahrt der Menschheit lag und liegt die aufopferungsbereite Theilnahme und christliche Liebe, das herzliche Interesse und die beharrliche und lebendige Sorgfalt für das Heil und das Wohl der Seelen zu Grunde. „Weinet mit den Unglücklichen, tröstet die Betrübten und kommt den Kummergebeugten zu Hülfe!" das war und ist die Vorschrift, welche die Orden der Kirche nach der Lehre ihres göttlichen Hauptes sich zur Berufspflicht machen. Die Einsamkeit, die Abtödtung, das ehelose Leben, weit entfernt, im Herzen der Ordensleute die Liebe des Nächsten auszulöschen, steigert vielmehr die Kraft derselben. Ihre Pforte ist jederzeit nicht nur den Hülfsbedürftigen und Verbannten offen, sondern auch allen, die unter den Mühen des Lebens seufzen, oder die gebeugt unter der Last ihrer Verirrungen hier anklopfen oder stille Einkehr ihrer Seelen halten oder sich dem Studium widmen wollen. Allen bieten die Orden der Kirche ihren Frieden an und theilen ihn gerne mit

ihnen. Es gibt kein moralisches oder materielles Bedürfniß, dem die Orden, diese edelmüthigsten und uneigennützigsten Wohlthäter der Menschheit, nicht abzuhelfen suchten, sofern man diesen wahren Kulturkämpfern Raum, Licht und Freiheit des Wirkens gestattet.

Einen wahrhaft ergreifenden Ausdruck hat dieser Wahrheit 1864 der hochselige Kardinal von Geissel in seinem letzten Hirtenschreiben an sein Volk gegeben in den Worten: „Mit dem Glauben und seiner also gesteigerten lebendigen Förderung hat auch die Liebe und ihre Thätigkeit in allen Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit gleichen Schritt gehalten. Ich will eueren Blick nur auf jene Genossenschaften richten, welche die Ausübung der christlichen Barmherzigkeit zur Lebensaufgabe sich gewählt und welche in zahlreichen Häusern in den Städten und Dörfern unserer Erzdiözese für diesen Zweck thätig sind. Sehet hin auf diese Gott und seinem Dienste geweihten Jungfrauen! In der Blüthe der Jugend haben sie allem entsagt, was die Welt der Jugend bietet. Sie haben Vater und Mutter verlassen, nicht um einem Manne zu folgen, sondern dem Herrn und seinem Dienste zu leben. So widmen sie ihre ganze Kraft der Erziehung der verwahrlosten und verwaisten Kinder, der Besserung der Sünderinnen, der Pflege der Armen und dem Dienste der Kranken. Sie haben das Recht, Mutter zu sein, daran gegeben, um dafür an die Stelle jener zu treten, welche Mütter geworden, aber ihre Mutterpflicht nicht erfüllen können, oder nicht wollen. Erbarmungsvoll nehmen sie die in der Welt an Leib und Seele zu Schanden Gewordenen in ihr stilles, keusches Haus auf, um sie da durch Reue und Buße zu einem reinen Leben zurückzuführen. Selbst von Almosen lebend, suchen sie die Wohnung der Armen auf, bringen ihnen Nahrung und Kleidung und verrichten an ihrem Lager die niedrigsten Mägdedienste. Sie haben den eigenen Haus- und Familienstand aufgegeben und treten dafür in eine andere große Familie, in die Spitäler. Und was erwartet sie da? Wohin immer auch ihr Auge schaut, erblickt es Gebrechen und Leiden, Krankheit und Schmerz, Jammer und Elend, Tag und Nacht. Da stehen und sitzen sie unablässig am Krankenbette, den Greisen und Unheilbaren Hülfe zu leisten, den von Schmerz Gefolterten Erleichterung zu verschaffen, dem Sterbenden Muth und Trost zuzusprechen und ihm im Todeskampfe beizustehen; und sie verlassen sein Lager nicht, bis er den letzten Athemzug ausgehaucht; ja auch nach seinem Tode

Digitized by Google

bekleiden sie ihn noch mit dem Leichenhemde, ihn zum christlichen Begräbnisse zu bereiten. Und das alles nicht für Silberlinge, sondern um Gottes willen.

Von solchem Hochsinne des werkthätigen Glaubens und der ohne Miethlohn sich aufopfernden Nächstenliebe weiß die Welt nichts. Die Bauleute von Babel bleiben kalt bei dem Anblick solcher Heldinnen christlicher Liebe. Sie spotten ihrer sogar und nicht selten regt sich in ihrem Herzen statt Bewunderung blinde Abneigung und Haß. Aber, ihr Bauleute von Babel, kennt ihr das Herz einer solchen Jungfrau? Wißt ihr zu würdigen, was in ihrer Brust vorgeht, wenn sie das arme verwahrloste Kind, das ihr fremd ist, dennoch, als wäre es ihr eigenes, mütterlich in warmer Liebe unterrichtet und erzieht; wenn sie, an Reinigkeit selbst ein Engel, in einen Abgrund von Schande und Versunkenheit hinabblickt und die darein Gefallenen mit rettender Schwesterhand emporzieht; wenn sie dem Armen Brod und Kleidung zuträgt und seine dürftige Kammer ihm zubereitet; wenn sie einsam in den nächtlichen Stunden am Bette des Kranken und Sterbenden sitzt und neben der aufmerksamen Obsorge für die Leidenden ihre Gedanken und Gefühle, von Glauben und Hoffnung getragen, sich theilen zwischen diesem so kurzen Erdenleben, das der Sterbende zu verlassen im Begriffe ist, und zwischen der Ewigkeit, welcher auch sie über kurz oder lang entgegengeht. Nein, das wißt ihr nicht. Aber wir wissen es und wir segnen alle diese Jungfrauen und ihr Wirken und wir danken Gott, daß er ihre Zahl in unserer Erzdiözese in den letzten Jahren so erfreulich vermehrt hat."

Was dieser verdiente Kirchenfürst in Rücksicht auf die weiblichen Orden in so dankbaren und rührenden Worten ausgesprochen, das hat das katholische Volk immer und überall gefühlt und in seiner Weise kundgegeben, wo die Unbild der Zeit und die Gewaltthätigkeit der Menschen, oft gegen bessere Einsicht, im Widerspruch mit den aus der Geschichte geschöpften Lehren und trotz der steigenden sozialen Noth die Orden aufhob und die Ordensleute vertrieb und diese Quelle des Segens blindlings verstopfte. Was der alte Joseph Görres seiner klostermordenden Zeit zugerufen, das war die Klage und der Jammer des Volkes, dem man im Kampfe gegen die Kirche die eifrigsten Pfleger der christlichen Charitas genommen hatte: „Mannigfach und von dem nahenden Flügelschlage des Todes erschreckt, starrt bereits die Zeit hohläugig mit Armensünderreflexio-

nen in die leeren Fenster der von ihr verwüsteten Klöster, die kein Obdach, keine Herberge, keine liebende Pflege geistlich und weltlich mehr bieten können; die Brunnen sind verschüttet, die Noth ist vogelfrei geworden und die entheiligten Mauern geben statt all des sonstigen Schutzes dem bösen Gewissen nichts mehr, als den Wiederhall des Angstgeschreies: Ihr Mauern bedecket uns!"

Da aber das arbeitende Volk dort glücklich und zufrieden war, wo jener Geist das öffentliche Leben beherrschte, welcher die Orden schuf, da dort die Reichen mildherziger, die Kluft zwischen Arm und Reich geringer und der glückliche Bürgerstand zahlreicher war, so hat die Sehnsucht nach besseren Zeiten und der Engel der christlichen Charitas die Hoffnung im christlichen Volke nie sinken lassen, die L. Oken ausgesprochen: „O, wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerstörenden Aufklärerei ernüchtert, froh sein werden, wenn in die verfallenden Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen."

5. Die Orden die Blüthe der Religion in Pflege der christlichen Wissenschaft.

In seinen „Neuen Beiträgen" geißelte 1814 der berühmte Naturforscher Laurenz Oken die damaligen Klosteraufhebungen mit den Worten: „Es war ein großer Fehler, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichkeit herabsetzte. Solche Sünden werden früher oder später bestraft. Wo sind nun die den Klöstern geraubten Reichthümer? Wo ihre Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsere Staaten nun schon einmal alles nur in sofern dulden wollen, als sie Geld daraus pressen können. Aber hätten denn die Klöster nicht stehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren denn nicht sie es, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion, und mit ihr Wissenschaft und Bildung brachten? Was wären wir ohne unsere Klöster? Nichts als halbwilde Germanen. Hat denn unsere Jetztwelt gar kein Gefühl mehr für Dank und ehrwürdiges Alter?" Mit diesen Worten hat der

Digitized by Google

große Naturforscher dem wissenschaftlichen Streben der katholischen Orden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Gleiche thut der freimüthige Vertheidiger der „Mönche des Abendlandes" mit den ehrenvollen Worten: „Wenn vor allem von den Diensten geredet wird, welche sie der Wissenschaft geleistet haben, so sind wir es auch wohl zufrieden. Nie wird man es genugsam wiederholen können, wie ihre Lebensform sich dem Studium, der begeisterten, thätigen, beharrlichen Pflege der Wissenschaften so überaus günstig zeigt. Nie wird man ihre rührende, demüthige Bescheidenheit, ihren unermüdeten Forschergeist, ihren fast übermenschlichen Scharfsinn, genugsam preisen, nie schmerzlich genug die Hülfsquellen und die Bürgschaften vermissen, welche jene großartigen literarischen Mittelpunkte für die bedeutendsten Werke der gelehrten Forschung, der Geschichte, der Kritik, durch jene Nachhaltigkeit, durch das beharrliche Ueberliefern eines moralischen und geistigen Erbgutes darbieten, wodurch die langwierigsten und undankbarsten literarischen Unternehmungen ermuthigt wurden. Wo fände jetzt ein den ernsteren Studien zugewandter Leser, insbesondere aber ein Schriftsteller, auch nur jene geräumigen, zahlreichen und auserlesenen Bibliotheken wieder, immer sogleich mit den besten und gediegensten Werken versehen, und die eben deshalb dieser Art Werken stets einen Absatz sicherten, der ihnen gegenwärtig fehlt, und den man, wie alles andere auch, mit knechtischer Zudringlichkeit vom Staate verlangt? Und, fügen wir noch bei, daß wir den Verlust jener uneigennützigen Pflege der Wissenschaft, wobei keinerlei Befriedigung persönlicher Eigenliebe, keinerlei materielle Vortheile in Anschlag kamen, und die mit ihnen gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint, nie genug werden bedauern können.."

„In den Zeiten," sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „da man weit und breit von keinen Aerzten, noch Spitälern oder Armenherbergen wußte, wurden dergleichen zum Troste vieler tausend elender Leute bei den Klöstern angelegt. Sie waren die hohen Schulen, wo man nicht allein die Gottesgelehrtheit, sondern auch die Rechte, die Heilkunde, die schönen Wissenschaften und mancherlei unentbehrliche Künste unentgeltlich lehrte und eine Menge vortrefflicher Lehrer zum Segen der Länder aufstellte. In den Klosterarchiven wurden die unschätzbaren Ueberbleibsel griechischer und römischer Gelehrsamkeit erhalten. Ohne dieselben würden wir nichts oder nur sehr wenig von den Urkunden und Denkmälern

unserer Väter, ja nicht einmal unsere Muttersprache verstehen; und ohne das Vertrauen, mit welchem man ehemals bald alle Gesetze, Ordnungen, Stiftungen, Vermächtnisse, Gab-, Theil-, Schlicht- und Sühnbriefe, sammt anderen rechtlichen und geschichtlichen Urkunden, in denselben zu hinterlegen pflegte, würden zu unverwindlichem Schaden ganzer Länder unzählige Schriften schon längst verloren gegangen sein." (Welter, Weltgeschichte.)

Es ist darum nicht zu verwundern, wenn selbst Protestanten, die sonst durchaus nicht Freunde der katholischen Orden sind, in Rücksicht auf ihre Leistungen in der Wissenschaft ihnen die vollste Anerkennung zollen. So sagt der vortreffliche Geschichtsschreiber der Schweiz Johannes von Müller: „Sie sind vortreffliche Institute, dergleichen nicht leicht wieder zusammenzubringen sein werden, und ganze Zweige der Gelehrsamkeit werden mit ihnen verdorren, ganze Gegenden in Wüstenei zurücksinken. Wie sehr erwünschte ich mir selbst ein Kloster! — — — errichten sollte man solche, wo keine mehr sind."

In Rücksicht auf die einstige Pflege der Wissenschaft und Kunst von Seiten der christlichen Orden in seinem Vaterlande und auf die allseitige segensreiche Wirksamkeit derselben in England bekennt der große Staatsmann Disraeli voll Bewunderung: „Ihnen (den Mönchen) hatte man es zu verdanken, daß das Land damals herrlich dastand und das Volk stolz war auf sein Land. Jetzt dagegen sehen wir England in zwei Nationen gespalten, die einander so fremd sind, als wenn sie verschiedene Zonen oder Planeten bewohnten. Diese beiden Nationen heißen: Reiche und Arme." — Disraeli wußte wohl, daß die ungeheure Kluft zwischen Reich und Arm, „wie sie, einem Abgrunde gleich, in England gähnt, von der Säkularisation der Klöster und der Aufhebung ihrer milden Stiftungen datirt, die die Günstlinge des Hauses Tudor und Stuart an sich brachten." Wie reich war England an Stätten der Wissenschaft in seinen trefflichen Klöstern. Hat doch Großbritannien den Anfang seiner Christianisirung dem Abte eines Klosters in Rom zu verdanken, dem nachmaligen Papste Gregor d. G., und seinem Freunde Augustinus, den er mit 40 Mönchen dorthin sandte, wo sie die erste Stätte der Wissenschaft in Dorovernum (Canterbury) gründeten. Es genügt, diese Stätte nebst Oxford nur genannt zu haben, zum Beweise, daß England auch heute noch an den Schätzen zehrt, welche die Orden und Klöster mit Mühe ge-

Digitized by Google

sammelt hatten. Und diese Stätten des Friedens und der Bildung hat wilder Vandalismus einst aufgehoben, samt und sonders zerstört. Hatte doch Heinrich VIII. weder die Schätze der Wissenschaft noch der Kunst geschont und als Opfer seiner Leidenschaft und seines Eigensinnes in seiner 38jährigen Regierung neben 2 Gemahlinnen, 2 Kardinälen, 2 Erzbischöfen und 18 Bischöfen, 13 Herzogen und Grafen, 164 Edelleuten, 124 Bürgern und 110 Frauen auch 13 Aebte, 500 Prioren und Mönche, 38 Doktoren der Theologie und Jurisprudenz hinrichten lassen.

Was die Orden einst in England gewirkt für Wissenschaft, Kunst und Literatur und welche Unsumme von Ungerechtigkeit, Gewalt, Verbrechen, Heuchelei und Niederträchtigkeit es gebraucht hat, um sie zu zerstören, hat schon der Protestant William Cobbet in seiner „Geschichte der protestantischen Reform in England und Irland" und neuerdings Fr. Aidan Gasquet in seiner höchst interessanten Schrift: „Heinrich VIII. und die englischen Klöster" nach den besten Quellen berichtet.

Auch die Geschichte der Orden in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, namentlich in den Zeiten eines Joseph II., eines Otto v. Bismarck und eines Augustin Keller, ist Zeuge sowohl für die Wahrheit, daß die Orden die Blüthe der katholischen Kirche waren in Pflege von Wissenschaft und Kunst, als auch dafür, daß die Welt sie nicht dulden will, weil es ihr um die wahre Wissenschaft nicht zu thun ist.

Mit Recht sagt daher F. H. Wetzel in der Betrachtung über „Wissenschaft und Kunst im Kloster St. Gallen im 9. und 10. Jahrhundert": „Wenn nach den Worten des protestantischen Geschichtschreibers Nüscheler die Klöster die Erziehungshäuser, die Studienanstalten, der Aufenthalt der Gelehrten und zugleich Muster der Landwirthschaft" waren, so wird man sich noch viel weniger wundern, wenn er das Kloster St. Gallen, „den Mittelpunkt und die Pflanzschule der wissenschaftlichen Ausbildung" nennt. Die Wissenschaften und Schulen, welche in Frankreich damals schon wieder zu sinken begannen, behaupteten an den Wasserfällen der Steinach so vollkommen ihren alten Glanz, daß Kaiser Otto I. durch diese Klosterschule den wankenden Schulen am Hofe und im Reiche wieder glaubte aufhelfen zu können.

Und sein Kennerauge hat ihn wohl nicht getäuscht. Unsere

„aufgeklärtere" Zeit aber hebt die Klöster sammt Klosterschulen auf und verwandelt dieselben in Kasernen oder Maschinenfabriken. Sie freut sich, wenn die Industrie ihren Sitz aufschlägt und die nimmer ruhenden Walzen und Räder schnurren, oder wenn die Landwirthschaft sich Kirchen und Kreuzgänge zu Stallungen umschafft und das Roß vom Altare sein Futter frißt; sie gibt ihren Beifall dazu, wenn man sie in Zuchthäuser, oder Irrenhäuser, oder Magazine umwandelt; und kaum erhebt sich eine Stimme des Tadels oder der Klage, wenn die industriösen Schacherjuden kommen, das Blei vom Dache, das Eisen aus den Mauern und die Platten aus dem Fußboden reißen, wenn sie mit dem Holzwerk ihren Ofen heizen, mit den Grabsteinen ihre Küchengärten ummauern, und im Taufbecken das Regenwasser auffangen, die Glasgemälde aber nach England, die Skulpturen nach Rußland verkaufen..... — Allein „das Christenthum, das allein wahrhaft glücklich macht, ist auch allein die Grundlage aller wahren Bildung, aller wahren Civilisation. Civilisation ohne Christenthum, ohne Religion ist ein übertünchtes Grab; in seinem Innern wohnen Fäulniß und Modergeruch.

Wenn die Klöster und Klosterschulen der Welt ein Dorn im Auge waren und deshalb gestürzt wurden, so hat sie sich hierdurch selbst gerichtet, aber auch eine Wunde geschlagen, für die es kein anderes Heilmittel gibt, als Wiederherstellung der zerstörten Klöster und ihrer Schulen."

Der Kanzler von England, Bacon v. Verulam aber sagt: „Was die Jugenderziehung betrifft, so wäre es am kürzesten zu sagen: Ziehe die Schulen der Mönche, der Jesuiten zu Rath, denn es gibt nichts Besseres."

Wenn man von der Pflege der Wissenschaft in den Orden der katholischen Kirche spricht, so sind es wenige Orden, welche diese Pflege nicht als einen der vorzüglichsten Zweige ihrer segensvollen Thätigkeit erachten und mehr oder weniger kultiviren, je nach dem Hauptzwecke ihrer Stiftung.

Unter allen aber behauptet der Orden der Benediktiner den Vorrang. Es genügt für Deutschland, an die großen Namen Benedictus und Bonifatius zu erinnern und an die uralten Klöster von Corvey, Fritzlar, Amöneburg, Bischofsheim, Fulda, Hersfeld, Reichenau, Prüm u. s. w., in neuerer Zeit an die blühenden Lehranstalten der Benedictiner in Bayern und in der Schweiz.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, den Glanz dieses Ordens in Wissenschaft, Kunst und Erziehung in Italien, der Wiege desselben, Frankreich und Spanien nur anzudeuten. Wenn der große Dante die beiden Ordensstifter Dominicus und Franziskus als die Helden ihres Jahrhunderts in unvergleichlicher Schöne schildert: „Von Seraph's Glanz war einer übergossen, der andere auf Erden weise und hocherfahren, und d'rob vom Cherubsschimmer ganz umflossen" (Par. 11), so lobte er ihre Orden in der Pflege der Wissenschaft auf höhern Schulen und Universitäten. Die Dominikaner Roland und Johann von San Aegidio, der Franziskaner Alexander von Hales, die glänzenden Namen eines Thomas v. Aquin, Duns Skotus und Bonaventura stehen als Zeugen dafür.

Was aber die Jesuiten betrifft, so hat schon König Friedrich II. von Preußen „über seine lieben Jesuiten, die man überall verfolgt", sich am 7. Juli 1770 dahin geäußert, „daß er dieses kostbare Samenkorn bewahren werde, um einst denjenigen davon mitzutheilen, welche Lust hätten, diese seltene Pflanze zu cultiviren", und 1774 gab er ihnen das Zeugniß, daß sie „Männer seien von wissenschaftlicher Bildung, die man bezüglich ihrer Verwendung zum Schulunterrichte schwer ersetzen könnte."

Moderne Gelehrte meinen zwar, daß „ihre alte Schulmethode" in unsere Zeit nicht mehr hineinpasse. Der berühmte Alexander von Humboldt aber ist folgender Ansicht: „Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben, aber sie war naturhafter, sie machte eine selbstständige Entwickelung des Geistes möglich. Ich war achtzehn Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Mein Lehrer glaubte auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so würde ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen sein."

Kein Geringerer als König Ludwig XVI. sagt von den Jesuiten: „Die Regierung hat immer jener berühmten Gesellschaft, welche die Jugend im Gehorsame gegen die Regierung, in der Kenntniß der Künste, der Wissenschaften und der schönen Literatur erzog, ihren besonderen Schutz angedeihen lassen. Choiseul allein hat die berühmte Gesellschaft den Verfolgungen der Parlamente, ihrer Feinde, überliefert und die Jugend den Systemen der Philosophie, oder dem Einflusse der gefährlichsten Meinungen der Parlamente preisgegeben. Seine Zerstörung der Jesuiten hat eine Lücke

gemacht, die keine andere Körperschaft zum großen Nachtheile der Erziehung der Jugend und der Wissenschaft hat ausfüllen können." Man braucht sich nur zu erinnern an die großartige Wirksamkeit der Väter der Gesellschaft Jesu in alter und neuer Zeit im Dienste der Wissenschaft und der Erziehung in den Städten Deutschlands, Köln, Trier, Mainz, Augsburg, Dillingen, Ellwangen, Paderborn, Würzburg, Aschaffenburg, Münster, Salzburg, Bamberg, Antwerpen, Prag, Posen u. s. w. und der herrlichen Zeugnisse, die ihrer segensreichen Wirksamkeit zu Theil wurden bei ihrer Vertreibung aus Deutschland in Folge der Kulturkampfgesetze, so muß man sich verwundern, wie weit Haß, Unwissenheit und blinde Gewaltthätigkeit kommen kann. Die moderne „deutsche Wissenschaft" fürchtet die Wissenschaft der katholischen Orden im Allgemeinen und die der Jesuiten insbesondere und erträgt nicht deren Concurrenz!

Kardinal Pacca erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten über Pius VII.: „Ich habe mich bei der Aufhebung des Ordens durch Clemens und bei der Wiederherstellung desselben durch Pius in Rom befunden und erinnere mich sehr wohl der Wirkungen, die beides hervorbrachte.

Damals (17. Aug. 1773) sah man auf den Gesichtern aller Einwohner Roms das Erstaunen und Mißvergnügen über die Bekanntmachung der Aufhebungsbulle; es ist aber unmöglich, den Freudenruf und die Beifallsbezeugungen des guten römischen Volkes zu schildern, welches nun (7. Aug. 1814) Pius VII. vom Quirinal bis an die Kirche al Gesu (Jesuitenkirche) und nach Ablesung der Wiederherstellungsbulle gleichsam im Triumph zurückbegleitete."

Mit gleichem Jubel und gleicher Begeisterung würden in Deutschland das katholische Volk, die studirende Jugend und die Männer der positiven Wissenschaft den Beschluß des Reichstages aufnehmen: „Das Gesetz, durch welches gewisse religiöse Genossenschaften aus dem deutschen Reiche verbannt sind, ist im Interesse der Wissenschaft, der Cultur und Erziehung aufgehoben." Durch einen solchen Beschluß würde nur altes Unrecht, das an den Katholiken Deutschlands und an ihren verbannten Söhnen und Töchtern begangen worden, wieder gutgemacht. Es ist ein unerträglicher Verstoß gegen die Parität, daß Männer der Wissenschaft, auf welche die Katholiken mit Recht stolz sind, von dem undankbaren Vaterlande ausgewiesen werden, wie ein Baumgartner, dessen Schriften über Goethe, Lessing, Longfellow, Joost van den Vondel

Digitized by Google

Musterleistungen sind; wie Kreiten, Verfasser der ausgezeichneten Monographien über Voltaire und Molière; der beliebte Dichter Diehl, dem wir die anziehenden Biographien „Cl. Brentano" und „Annette von Droste Hülshoff" verdanken; wie der Novellist Spillmann, der Literaturhistoriker Gietmann, der Dichter und Forscher Dreves, der berühmte Assyriologe Straßmaier, die verdienten Herausgeber der „Stimmen aus Maria-Laach", der „Katholischen Missionen" [1]) 2c.

Es ist ein Armuthszeugniß sonder Gleichen, welches sich die Gegner der Jesuiten selbst ausstellen, wenn sie vor der Concurrenz dieser wissenschaftlichen Kräfte Furcht haben. Nur kleinlicher Krämergeist, dessen sich ein Großstaat, wie das deutsche Reich ist, schämen muß, nicht eine große politische Auffassung nimmt zu solchen Mittelchen, wie das Jesuitengesetz ist, seine Zuflucht, um das „gefährdete Vaterland" zu retten. Alle übrigen Großstaaten, Rußland natürlich ausgenommen, selbst die antichristlichen Fanatiker in Paris halten es unter ihrer Würde, ihre Mitbürger, die in die Gesellschaft Jesu eintreten, oder gar Jungfrauen, welche in der Genossenschaft der Damen vom hl. Herzen ihr Heil suchen, zu proscribiren.

Das Mittel, dessen sich die Gegner zu ihrer Rechtfertigung bedienen, ist durchaus verwerflich. „Man pflegt im gegnerischen Lager", um mich der Worte des Luzerner ‚Vaterland' zu bedienen, „die heutigen Jesuiten, ihre Ziele und Grundsätze noch immer auf Grund aus dem Zusammenhang gerissener, entstellter und oft schamlos gefälschter Citate aus alten wirklichen oder vorgeblichen Schriften von Jesuiten zu beurtheilen, welche ein Pamphletist dem andern abschreibt.

Ist das ein ehrenhaftes Vorgehen angesichts der zahlreichen Schriften zeitgenössischer Jesuiten, aus welchen man sich mit größter Leichtigkeit von der Ungerechtigkeit und Verlogenheit der erhobenen Anschuldigungen überzeugen kann? Der wahre Grund, warum man den Jesuitenorden beständig schmäht und verfolgt, ist kein anderer, als der, daß sie mit Ueberzeugung, Geschick und Erfolg für die ererbte christliche Weltanschauung eintreten, welche die Völker groß gemacht hat. Dies ist das Verbrechen, welches ihm die Frei-

[1]) Eine gediegene Abhandlung über die „neueren wissenschaftlichen und literarischen Leistungen der deutschen Jesuiten" ist im „Katholik" 1892 I. Bd. Seite 142—168 zu lesen.

maurerloge und der religiöse, politische und soziale Radikalismus nicht vergeben kann."

Die Orden sind die Blüthe der christlichen Religion nicht nur in der Pflege der Wissenschaft, sondern am allermeisten:

6. In Ausbreitung der christlichen Religion.

Es ist geschichtlich erwiesene Thatsache, daß zu allen Zeiten die Ausbreitung des Evangeliums unter den heidnischen Völkern vorzugsweise das Werk der christlichen Orden und religiösen Genossenschaften war. Um dem Befehle des göttlichen Heilandes, das Evangelium in der ganzen Welt zu verkünden, getreu nachzukommen, fand die Kirche in den religiösen Genossenschaften die besten Pioniere, diese schwierigste und erhabenste aller evangelischen Arbeiten mit der Kraft und dem Erfolge der Apostel zu besorgen. So oft Intoleranz und Fanatismus die Orden in christlichen Ländern zerstörte, zerfielen auch die Missionen in den Heidenländern. Diese Wechselwirkung läßt sich überall nachweisen.

„Die Geschichte des einzigen Benediktinerordens", sagt Dr. Heinrich in seiner „Geschichte des Mönchthums", ist an Zeit, Raum und Inhalt nicht minder groß und umfangreich, als die des römischen Weltreiches: haben ja diese Mönche mehr Völker durch das Kreuz befreit, als die Römer durch das Schwert unterjochten." Die Orden sind in allen Jahrhunderten ein mächtiger und wesentlicher Faktor gewesen in der Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Erhaltung des Christenthums und der christlichen Kultur.

Mit Recht preist sie Fr. Beck in seiner „Theophanie" mit den schönen Worten:

„Die Wildniß wich der Aexte raschem Hiebe,
Den rauhen Boden zähmte Karst und Pflug;
Doch schön're Siege noch errang die Liebe,
Die Jesu Wort zu wilden Völkern trug.
Wie schwiege wohl von Deinem Ruhm mein Lied,
Apostel Deutschlands, muthiger Winfried,
Und sie, die schon vor Dir gestreut den Samen,
Wer preist nicht dankbar ihre theuern Namen?"

In seiner schönsten Blüthezeit zeichnete sich der Dominikaner-Orden durch einen nie gesehenen Eifer für die Verbreitung des Christenthums aus. Man sah seine Mitglieder bei den

Digitized by Google

Bulgaren, Griechen, Armeniern, Persern, Tartaren, Indiern, Aethiopiern; in Irland, Schottland, Schweden, Dänemark, Polen, Preußen, Rußland, ja selbst Grönland. Dasselbe Lob verdienen auch die Söhne des hl. Franz von Assisi.

Ein wahres Hohelied über Ordensthätigkeit wäre anzustimmen, wollte man die Wirksamkeit der meisten Orden und religiösen Genossenschaften der katholischen Kirche in Verbreitung und Consolidirung des Christenthums auch nur in kurzen Zügen streifen.

Auch in der Gegenwart fehlt es nicht an Glaubensboten aus dem Ordensstande, welche sich durch ihre Missionsthätigkeit auszeichnen. Die anerkennenden Zeugnisse eines Emin Pascha, Stanley, Major Wißmann u. a. können dafür als Beweis dienen.

Nicht minder groß ist der Wetteifer der weiblichen Orden und Congregationen. Ich will mich hier nur auf das gewiß unverdächtige Zeugniß berufen, welches der französische Minister Jules Simon vor aller Welt für die Barmherzigen Schwestern ablegte, als er im „Temps" die Worte schrieb: „Anläßlich der Zuwachssteuer dachte ich dieser Tage an die Congregationen und ich sagte mir u. a., daß man dieselben nicht kennt. Die Ungläubigen kennen sie gewiß nicht und ich zweifle, ob die Katholiken sie gut kennen. Ich gestehe, daß ich für eine Congregation eine Art von Vorliebe habe. Es ist diejenige der Töchter der göttlichen Liebe, der Schwestern des hl. Vincenz von Paul. Es ist das eine Congregation und ist auch keine; sie sind Ordensschwestern und sind auch keine Ordensschwestern. Sie legen keine Gelübde ab; sie verpflichten sich nur für ein Jahr; am 25. März eines jeden Jahres steht es ihnen frei, in die Welt zurückzukehren. Es sind, so sagt der hl. Vincenz von Paul, Pfarrkinder, welche unter gemeinsamer Regel zusammenleben. Ihr Kloster sind die Krankenhäuser, ihre Zelle ein gemiethetes Zimmer, ihre Kapelle die Pfarrkirche, ihr Kreuzgang die Straßen der Stadt und die Säle der Spitäler, ihre Clausur der Gehorsam, ihre Klostermauer die Furcht Gottes und ihr Schleier die heilige Bescheidenheit. Sie halten Schulen und Arbeitssäle, dienen in Spitälern und in Armenapotheken. In den Spitälern sind sie nur schwer zu ersetzen und es verursacht ganz bedeutende Mehrausgaben, Laien an ihre Stelle zu bringen. Manche rügen es als Uebelstand, daß diese Schwestern wohl manchmal von der hl. Jungfrau sprechen; bei den Laien ist dagegen der andere Uebelstand, daß sie gar nicht von Gott sprechen. Die Laien sind

Angestellte, deren Herz anderswo ist als im Spitale; die andern aber sind Schwestern, Schwestern der Armen, Schwestern der Kranken. Ich möchte sie nicht zurückweisen, denn sie opfern sich freiwillig; ich möchte sie aber auch denen nicht aufdrängen, welche sie zurückweisen. Ich weiß wohl, daß wir nicht eine sehr katholische Nation sind, aber wir müssen uns doch darin fügen, daß wir eine Nation von Katholiken sind. Ueberall, wo man den Wunsch der Kranken kennt, sollte ihr Wunsch Gesetz sein. Das beste von allen Regimen ist noch immer die Freiheit.

Die Schwestern besitzen gegenwärtig in Frankreich und in Europa 2434 Häuser, in denen sie 185,000 Kinder unterrichten und 45,635 in den Spitälern eingeschriebene Kranke pflegen. Das will doch gewiß schon etwas heißen!

Aber sie begnügen sich nicht damit, bei uns und bei unseren Nachbarn in Europa Gutes zu wirken.

Diese demüthigen Mädchen sind auch, wie man gegenwärtig sagt, Pionniere der Civilisation. Sie verbreiten den französischen Namen in weitentfernten, wilden und unbekannten Ländern, und wissen sich, im Gegensatze zu gewissen Forschungsreisenden, Liebe zu erwerben. Als einst im Senate von den Schwestern des hl. Vincenz von Paul die Rede war, da stieg mein Freund Fournier, ehemaliger Gesandter in Konstantinopel, auf die Tribüne und sagte: „Vergessen Sie nicht die Dienste, welche sie außerhalb der französischen Grenzen Frankreich und den Franzosen erweisen!

Man kennt in der Levante die englischen Flotten, die russischen Truppen; man kennt auch unsere Seeleute und Soldaten; aber man kennt vor allen Dingen das französische Spital, die französische Schule. Es ist die Propaganda der Liebe, welche vielleicht berechtigter, und auf jeden Fall dauerhafter ist, als diejenige der Gewalt. In Asien und in den beiden Amerika haben die Schwestern 328 Häuser. Sie erziehen 32,978 Kinder aller Nationalitäten und aller Religionen; sie pflegen in ihren Spitälern 75,950 Kranke und versorgen 2,947,000 Kranke mit Arzneien. — Auch im Kriege haben sie großartige Dienste geleistet. Einer von ihnen, die ich kenne, wurde die Haube von einer Kugel durchbohrt, während sie einen Kranken verband. Der Minister wollte ihnen Ordensauszeichnungen zukommen lassen, aber sie antworteten durch den Mund ihres geistlichen Obern: Wir verlangen keine andere Belohnung, als neue Gelegenheiten, uns nützlich machen zu können".

Digitized by Google

Auch Deutschland hat eine Reihe von Ordensmännern und Ordensschwestern in Anerkennung ihrer Verdienste auf den Schlachtfeldern des letzten großen Krieges mit militärischen Ehrenzeichen decorirt und dann — aus dem Lande gejagt.

Was endlich die Leistungen der Mitglieder der Gesellschaft Jesu auf dem Gebiete der Verbreitung des Evangeliums betrifft, so spricht die Bekehrung der Hindu's, der Heiden von Malacca, von Japan und China mit den unsterblichen Namen von Franz Xaver, Nobili, Ricci, Schall und Gerbillon; ferner die Missionsthätigkeit derselben in Amerika, in Paraguay, unter den Chiquitos, so laut zu ihren Gunsten, daß selbst ihre Gegner ihnen die Anerkennung nicht versagen können. So schreibt z. B. das protestantische Missionsblatt ‚Chinese Repository': „Wie verschieden man auch über den Charakter des Bekenntnisses, oder die Reinheit der Beweggründe dieser opferwilligen Missionäre denken mag, Niemand wird den Bericht von ihrer unbeugsamen Willenskraft und Thätigkeit inmitten andauernder Quälereien und grausamer Leiden ohne tiefe Bewunderung lesen können. Diese Hingabe an ihren erhabenen Beruf, wird Ehrfurcht und Achtung allen jenen einflößen, welche Festigkeit und Hoheit des Charakters zu schätzen wissen. Viele jener Missionäre waren ganz außerordentliche Männer, das Ziel war umfassend, zahlreich die Hindernisse, die Anstrengungen staunenswerth."

In Bezug auf die Anstrengungen, welche Glaubensboten auf dem Gebiete der Sprachstudien zu überwältigen hatten, bemerkt der Oxforder Gelehrte M. Müller (Lectures on the science of language): „Ein Schauspiel ganz eigener Art gewährt es, wie diese Männer mit der Gluth einer heiligen Begeisterung sich an die Bewältigung der schwierigsten Idiome heranwagten, Sprachen, deren Laute noch nie der Schrift anvertraut worden, Dialekte, wild und verwachsen, einem Urwalde vergleichbar, in dem noch nie die Axt des wegbahnenden Pionniers erklungen .... Immer weiter und weiter dringen die Glaubensboten vor. In der bunten Mannigfaltigkeit, dem Reichthum der Sprachen, welche sie zum Gegenstand eines mühsamen Studiums machen, entrollt sich ein großartiges Bild des Katholicismus ihrer Kirche. Während im Abendlande Nationen von der Mutterkirche abfallen und sich zu Sonderbekenntnissen formiren, breitet die alte Kirche mit einer nie dagewesenen Macht sich in den neuentdeckten Gebieten aus und in bisher ganz

unbekannten Sprachen ertönt das Lob des Erlösers ... Es ist die Frucht desselben Geistes, der das Wunder des Pfingstfestes wirkte; die apostolische Begeisterung ist an demselben Borne, in derselben Kirche geschöpft, welche heute, wie ehedem ihre Boten aussendet: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker."

Der Raum gestattet nicht, das reichgesegnete Gebiet der inneren Missionen eingehend zu behandeln. Uebrigens sind dieselben noch in aller Andenken. Die Adressen und die Versammlungen der Männer in Städten und Dörfern und die Millionen von Thränen beim Abschiede der verbannten Ordensmänner aus Deutschland haben dieser Thätigkeit der Orden ein beredteres Zeugniß gegeben, als wir es auszusprechen vermöchten.

Eines aber wollen wir wenigstens der Macht der Vorurtheile und Unwissenheit entgegenstellen.

In den preußischen Landtagsverhandlungen von 1853 bekämpften die katholischen Abgeordneten einen Erlaß der Minister von Westphalen und von Raumer gegen Jesuitenmissionen in überwiegend protestantischen Landestheilen. Der Berichterstatter der Commission erklärte im Plenum, in Anwesenheit von sechs Ministern, daß ihm die größtentheils von Protestanten erstatteten amtlichen Berichte zugegangen seien, mit folgendem wörtlichen Inhalte:

„Von Proselytenmacherei oder Erregnng konfessionellen Unfriedens haben sich die Jesuiten vollkommen frei gehalten. Von protestantischer Seite ist daher ihrer Wirksamkeit vielfache Anerkennung zu Theil geworden. Nur die Demokratie grollt, weil die Jesuiten überall als Sendboten des Grundsatzes der Autorität, in kirchlichen wie in staatlichen Dingen, auftreten und die socialistischen Trugbilder, mit welchen die Demokratie auf die Selbstsucht der Massen spekulirt, entlarven und schonungslos bekämpfen. Sie werden von den Anhängern der Demokratie als bestochene Agenten der Regierung bezeichnet und mit Schmähschriften bedroht. Indifferentisten, welche seit 20 Jahren kein Gotteshaus besucht hatten, mußten beschämt gestehen, daß ihnen hier überzeugend und überzeugt eine Glaubenskraft von solcher Gewalt entgegengetreten sei, wie sie deren Möglichkeit in dieser Zeit kaum geahnt hätten. Auch wissen die Landräthe, übereinstimmend, nicht genug zu rühmen, wie wohlthätig sich der praktische Erfolg ihrer Missionen gestaltet habe, nicht blos sichtbar hervortretend auf dem Gebiete äußerer Sittlichkeit und

Digitized by Google

Legalität in Vermeidung des Schleichhandels, der Polizeivergehen, des Branntweintrinkens, der nächtlichen Tanzlustbarkeiten u. dgl., sondern noch mehr nach Innen, in der Erweckung des Geistes christlicher Zucht und Liebe zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, Herrschaft und Gesinde und in den Verhältnissen des Hauses, der Familie und der Gemeinde." —

Wenn wir, zum Schlusse gelangt, das Gesagte zusammenfassen, so erscheinen uns die christlichen Orden als die Blüthe der christlichen Religion, als die herrlichste Offenbarung des Geistes Jesu Christi in Pflege des christlichen Gebetslebens, in Erfrischung des religiösen Lebens, in Ausübung der christlichen Liebe, in Förderung der christlichen Wissenschaft und in Ausbreitung und Befestigung der christlichen Religion. Es drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß, wie Dr. Heinrich sagt, „das Ordensleben einer der wichtigsten und vorzüglichsten Faktoren im Gesammtleben der Kirche ist und daß dasselbe wesentlich dazu beiträgt, der Kirche jene innere Lebensfülle und jenen übernatürlichen Glanz zu verleihen, wodurch sie als das Reich Christi auf Erden, als die heilige Kirche Gottes sich darstellt und bewährt."

Das Jahrhundert der Heiligen.

Ein Beitrag zur katholischen Reformation im sechszehnten Jahrhundert.

Von

J. B. Adler.

Einleitung.

Als Kardinal Bellarmin (1542—1621) einmal aufgefordert wurde, sein Jahrhundert mit einem Schlagworte zu charakterisiren, gab er die treffende Antwort: „Sæculum Sanctorum“. In der That ist die Periode von der sogenannten Reformation bis weit hinein in's folgende Jahrhundert ein Zeitalter der Heiligen. Während Luther die Kirche seiner Zeit als Satanswerk erklärte und anderweitig ein Riesenkampf gegen sie begann, hat Gottes Finger sich mehr als je im Leben seiner Heiligen gezeigt und unzweideutig die Wahrheit seiner Stiftung bestätigt. Abertausende wollten nicht erkennen, was ihnen zum Heile war, verschlossen Aug' und Ohr der Wahrheit, wieder andere folgten, theils durch List verführt, theils durch die Gewalt der Fürsten gezwungen, falschen Propheten; aber ungleich größer ist die Zahl derjenigen, welche noch gläubig auf die Stimme der Verkünder des wahren Gottes und seiner Kirche hörten, den Samen gläubig-fromm in ihre Herzen aufnahmen und ihn tausendfache Frucht bringen ließen. Gerade in der Zeit, da die Kirche von vielen undankbaren, verblendeten Kindern verlassen und verworfen wurde, hat sie glänzender als je zuvor gezeigt, daß die Kraft des Allerhöchsten mit ihr ist. Gerade in dieser Zeit hat sich recht deutlich herausgestellt, daß sie allein es ist, welche für alle Zonen und Nationen, für alle Verhältnisse und Bildungsstufen paßt, welche die ewige Bestimmung des Christenthums, die ganze Menschheit zu durchdringen, zu verwirklichen vermag. In einer Zeit, wo die Gegner der Braut Christi, ihrem Wittenbergischen Vorbilde nach-

Digitized by Google

tretend, täglich versicherten, dieselbe sei dem Tode nahe, zeigt diese vermeintliche Sterbende eine Lebensfrische und Kraft, wie sie nur zur schönsten Blüthezeit denkbar ist. Während die Sekten ein starres Dasein dahinfristeten, wuchs die Kirche Christi täglich, selbst voll geistigen Lebens alles belebend. Es schien, als ob der Allmächtige durch das Wort, das Beispiel und die Wunderkraft eines Heeres von Heiligen der Welt gewaltsam die Binde von den verblendeten Augen nehmen und sie hinweisen wollte auf den unüberwindlichen Felsen, von dessen Gipfel das ewig strahlende Kreuz sein beseligendes Licht hinaussendet in die Welt der Finsternisse und Todesschatten. Jubelnd und dankend mag bei'm Anblicke dieses Gotteswerkes der Katholik ausrufen: „Große Dinge hat der Herr durch seine Heiligen gethan, der Mächtige", und alle Welt muß einstimmen: „Die Kirche ist die geliebte Braut des Herrn und alle Eitelkeit muß in Staub sinken vor ihrer Größe"; und gläubig mag der Erdenpilger, Aug' und Herz himmelwärts gewendet, zu den Auserwählten vor Gottes Throne flehen:

O helfet mir den Pfad des Heiles gehen,
Um einstens auch in euren Reih'n zu stehen,
Damit auch ich mich bis zu Gott erschwinge
Und ewig ihm das Dreimalheilig singe.

I. Heilige Oberhirten der Kirche.

Kein Institut der katholischen Kirche wurde bekanntlich von den sogenannten Reformatoren heftiger angegriffen und ärger geschmäht, als das vom Herrn gestiftete Oberhirtenamt. Und doch zeigt sich gerade in diesem so recht, daß der Herr es eingesetzt zum Wohle der Menschheit, zum Heile der Seelen. Luther hat dies, solange sein geistiges Auge noch nicht ganz umhüllt war, wohl eingesehen. Hernach freilich ergoß er Ströme namenloser Beschimpfungen über die Päpste und Bischöfe und heute noch ist seinen Anhängern kein Wort verhaßter als Rom und Papst. Sie wissen nicht, oder wollen nicht sehen, daß unter den Päpsten gar viele heilige Männer Gott zur Ehre und der Welt zum Heile lebten. Sie wissen nicht, daß zwanzig Jahre nach des Wittenberger Professors Tode ein Mann den Stuhl Petri bestieg, dem die Mit- und Nachwelt nur Gutes verdankte und noch heute verdankt. Es ist

1. Der hl. Papst Pius V.
(1504—1572.)

Ihn zierten in hervorragendem Maße die Tugenden des Mönches und Priesters, nicht weniger jene eines Lenkers und Hauptes der Kirche.

Geboren am 17. Januar 1504 aus altadeliger Familie, erhielt er in der Taufe den Namen Michael. Erst fünfzehn Jahre alt riß sich der junge Ghisleri vom Irdischen los und trat, göttlichem Rufe folgend, in den Orden der Dominikaner. Zum Priester geweiht übte er in hohem Grade die Tugenden der Weltentsagung, der Frömmigkeit und himmlischen Betrachtung. Aeußerst demüthig und gehorsam ward er durch Fasten und Wachen, nicht weniger aber auch durch rastloses Studium seinen Brüdern ein leuchtendes Vorbild. Solch hervorragende Tugenden konnten nicht lange verborgen bleiben. Papst Paul IV. ernannte 1556 den demüthigen Mönch zum Bischofe und ein Jahr darauf zierte ihn der Purpur. In dieser hohen Stelle bewies er neben seinen früheren Eigenschaften vor allem große Uneigennützigkeit und christlichen Freimuth. Ihm waren die geistlichen Pfründen nicht für Fleisch und Blut, sondern

Digitized by Google

für die Tugend bestimmt. Wegen seines Freimuthes einst zur Rede gestellt, erwiderte der Heilige: „Sobald es mir nicht mehr gestattet ist, die Wahrheit zu reden, werde ich mit der größten Freude in mein Kloster zurückkehren.“ Papst Pius IV. versetzte ihn auf den bischöflichen Stuhl von Mondovi in Piemont, wo der Heilige nun recht die Gabe seiner Festigkeit und seines rastlosen Glaubenseifers entfalten konnte. Bald waren in dem durch feindliche Einfälle verwilderten Bisthume Einfalt der Sitten und der reine Glaube wiederhergestellt.

Am 9. Dezember 1565 starb Pius IV. und bei der Wahl eines neuen Papstes fiel die Mehrheit der Stimmen auf den Cardinal Michael Ghisleri, der nur widerstrebend die höchste Würde der Christenheit zum Heile der Kirche annahm. Auf dieser hohen Warte konnte nun der eifrige Retter der Seelen wirken und leuchten, den Gläubigen zur Stärke, den Ungläubigen zum Schrecken. Voll glühenden Eifers für die Kirchenzucht machte Pius V., wie er sich nannte, die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient allenthalben bekannt, arbeitete unermüdlich an der Vollziehung derselben und besorgte auch die Herausgabe des so nützlichen Katechismus dieses Kirchenrathes. Besonders lag ihm die Stiftung von Erziehungsseminaren für den künftigen Klerus am Herzen. Auch ließ er das römische Brevier revidiren, brachte den alten gregorianischen Kirchengesang wieder zu Ehren, trat nach Kräften der Ausdehnung des Lutherthums entgegen und sandte eifrige Glaubensprediger in die entferntesten Gebiete fremder Erdtheile. Gegen den Erbfeind des Christenthums, die Türken, gelang ihm ein Bund mit Spanien und Venedig und diesen Waffen, sowie dem inbrünstigen Gebete des Heiligen verdankt die Christenheit den Sieg von Lepanto, der den Anfang des Verfalles der Türkenherrschaft bildet. Was wäre Europa ohne den heiligen Papst Pius V.! Diesen Sieg verkündete der Heilige prophetisch, ehe noch jemand die Nachricht hiervon haben konnte. Zur Danksagung für diesen Erfolg der Christenwaffen ordnete er die Feier des Rosenkranzfestes auf den ersten Sonntag im Oktober an und setzte in die lauretanische Litanei die Worte: „Helferin der Christen.“ Im folgenden Jahre (1572) traf er Anstalten, den erfochtenen Sieg weiter auszubeuten, allein der Tod hinderte ihn, seinen Triumph weiter zu verfolgen. Am 1. Mai 1572 schwang sich seine Seele zu ihrem Schöpfer auf, während seine Lippen leise den Osterhymnus beteten. Clemens X. sprach

Digitized by Google

ihn 1672 selig und Clemens XI. setzte ihn 1712 unter die Zahl der Heiligen.

Nicht umsonst führen die Päpste den Namen „Papa", „Vater". Die Geschichte aller Jahrhunderte bezeugt, daß es kein leibliches und geistiges Elend gibt, welchem die Päpste nicht abzuhelfen suchten. Das vielgeschmähte Papstthum war stets und ist noch heute der Fels, an dem die Feinde der Kirche und der ächten Civilisation abprallen. Wie ein Vater für seine Kinder, so sorgt der Papst für die ihm anvertraute Heerde. Er betet, er wacht, er kämpft für sie, er erhält sie im Glauben an Jesus, den Sohn Gottes, und sucht sie dem Himmel zuzuführen.

Ein Haus steht wohl gegründet,
Ein Fels es trägt und hält,
Gott selber hat verkündet,
Daß er es hingestellt.
Der Hölle Mächte toben,
Gewaltig ist der Bund;
Das Haus steht ruhig oben
Auf seinem Felsengrund.

2. Der heilige Karl Borromeo.

(1538—1584.)

Was Papst Pius V. der ganzen Christenheit war, das war der hl. Karl Borromeo für das Erzbisthum Mailand.

Von gleichem Feuer für die Reinheit der Kirche entbrannt, wie jener und dem ihm befreundeten großen Kirchenoberhaupte ein Helfer in Noth und Elend, war sein Leben eine fortgesetzte Kette von Mühe und Arbeit, von Wohlthun und Mitleid, nur unterbrochen von langen Stunden heiliger Andacht und frommen Gebetes.

Auf dem Schlosse Arona an der Südseite des Lago maggiore wurde am 2. Oktober 1538 das leuchtende Vorbild der Bischöfe und der Wiederhersteller der Kirchenzucht geboren. Schon als Kind zeigte der Heilige ungewöhnliche Frömmigkeit und steten Drang im Hause des Herrn zu sein. In seinem 22. Jahre wurde er, nachdem er schon verschiedene Aemter in der päpstlichen Staatsverwaltung bekleidet hatte, zum Cardinal und bald darauf trotz demüthigen Widerstrebens zum Erzbischof von Mailand ernannt. Gottes Finger selbst hatte diese Wahl geleitet zum Ruhme seiner Kirche, zum Heile Tausender von Seelen, zur Stütze des apostolischen Stuhles in bewegter Zeit.

Digitized by Google

In seiner Diöcese fand Karl Borromeo Arbeit und Mühe in Hülle und Fülle. Unverdrossen legte er aber allsogleich mit allem Eifer Hand daran, die Unordnungen zu beseitigen, die zu jener Zeit sich eingerissen hatten. Dabei ging er in seinem Wandel und Haushalt als leuchtendes Muster voran. Als ein besonders wirksames Mittel erkannte er die Errichtung einer Pflanzschule für junge Geistliche und häufige Besuche der Pfarreien seines Sprengels. Hierbei geschah es oft, daß er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Kirche blieb, um zu predigen, Beichte zu hören, das Allerheiligste auszuspenden und zu firmen. Ueberall traf er weise Einrichtungen, gründete Schulen, stiftete Häuser zur Aufnahme der Armen, Waisen und Kranken und sorgte für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse seiner Diöcesanen. Die schönste Perle aber in seiner Ehrenkrone, deren Glanz nimmermehr erlöschen und welche die heilige Kirche immerdar verherrlichen wird, erwarb er sich zur Zeit der Hungersnoth und Pest. Als die Vornehmen und Wohlhabenden aus Furcht vor Ansteckung die Stadt verließen, blieb der Heilige auf seinem Posten, um für das Beste seiner Herde sich zu opfern. „Ein guter Hirt," sprach er, „gibt auch sein Leben für die Schafe." Um den Leidenden zu helfen, verkaufte er alles, was er hatte, besuchte die Kranken in Palästen und Hütten, ermahnte zu Gebet und Buße und verdoppelte seine eigenen Bußwerke und Abtödtungen, sich selbst Gott als Opfer darbietend für diejenigen, welche er seine Kinder nannte. Er veranstaltete Bußprozessionen, um die Abwendung des Uebels von Gott zu erflehen und nahm selbst theil daran, barfuß, einen Strick um den Hals und ein Crucifix in den Händen, auf das er unabläßig seine in Thränen schwimmenden Augen gerichtet hielt. Erst nach vier Monaten verschwand die schreckliche Plage. Der Cardinal ordnete dann ein feierliches Dankfest an und dreitägige öffentliche Gebete für diejenigen, welche dem Würgengel zum Opfer gefallen waren. Nachdem der Heilige noch mehrere Jahre durch Wort und Beispiel gewirkt hatte, überfiel ihn am 24. Oktober 1584 ein Fieber, das am 4. November seinen Tod herbeiführte. Unverwandten Auges auf das Kreuzbild blickend, harrte er des letzten Augenblickes, und mit den Worten: „Siehe, ich komme!" gab er seinen Geist Gott zurück, dem er sein ganzes Leben hier geweiht, um die verdiente Krone zu empfangen. Mit Recht konnte Paul V. in der Bulle, worin er der Welt die Versetzung des Erzbischofs Karl Borromeo unter die Zahl der Heiligen ankündigte,

sagen: „Der Herr, der allein große Wunder verrichtet, hat jetzt wieder große Dinge an uns gethan und nach seiner wundervollen Gnadenaustheilung auf die feste Burg des apostolischen Felsens ein großes Licht gestellt, indem er aus dem Schooße der hochheiligen römischen Kirche sich Karl, den treuen Priester, den guten Diener, ein Vorbild der Heerde, ein Muster der Hirten erwählte. Diesen hat er bestimmt, daß er mit vielfachem Glanze heiliger Werke die ganze Kirche ziere und den Priestern und dem Volke vorleuchte, wie ein Abel an Unschuld, wie ein Henoch an Reinheit, wie ein Jakob in Ertragung von Mühen und Beschwerden, wie ein Moses an Sanftmuth und wie ein Elias an feurigem Eifer, um in Mitte der Vergnügungen der Welt zur Nachahmung eines Hieronymus in der Peinigung des eigenen Körpers, eines Martinus in noch höheren Stufen der Demuth, eines Gregorius in der Hirtensorgfalt, eines Ambrosius in der Freimüthigkeit und eines Paulinus in der Nächstenliebe aufzufordern, und um uns endlich einen Mann vorzustellen, welchem die Welt so sehr schmeichelte, und der dennoch ihr gekreuzigt ward, der nur im Geiste lebte, das Irdische unter die Füße trat und unablässig nur nach dem Himmlischen strebte und der, wie dem Amte nach zum Engel gesetzt, so auch im Geiste und im Werke gelebt hat."

3. Der hl. Franz von Sales.

(1567—1622.)

Dieser Heilige kann wohl nicht kürzer und treffender charakterisirt werden, als mit den Worten der hl. Franziska von Chantal, einer geistigen Tochter des frommen, milden und demüthigen Kirchenhirten, welche über ihn an einen Ordenspriester schreibt: „Darf ich's sagen, o mein Gott, was ich denke? Ich will es sagen, wenn ich es kann: Es scheint mir, daß mein Vater ein lebendiges Bild war, in welchem die Züge unseres Herrn Jesus abgemalt waren; ich und nicht nur ich, unzählige Andere, die ihn sahen, glaubten unseren Herrn auf Erden zu sehen."

Schon in frühester Jugend zierten ihn hervorragende Tugenden, insbesondere tiefe Ehrfurcht für das Haus Gottes, glühende Liebe zur seligsten Jungfrau und nicht minder große Sorge für das Heil des Nächsten. Im Jahre 1567 auf dem Schlosse Sales geboren, sandte ihn sein Vater noch in den Knabenjahren nach Paris zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Ein frommer Priester

Digitized by Google

war sein Begleiter und Leiter. Der Vater hatte den hoffnungsvollen Jüngling für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, dieser aber zog es vor, im priesterlichen Amte dem Dienste Gottes sich zu weihen. Sein Oheim, Kanoniker an der Kirche von Genf, erwirkte ihm hierzu die väterliche Einwilligung. Mit himmlischer Inbrunst bereitete sich nun der Heilige auf die Priesterweihe vor, die er am 18. Dezember 1593 empfing. Von diesem Tage an beschäftigte sich Franz unablässig mit allen Sorgen des geistlichen Amtes. Er las die heilige Messe mit solcher Andacht, daß man einen Engel am Altare zu sehen glaubte, und predigte mit einer Salbung, die selbst auf Ungläubige und Verirrte ihre Wirkung nicht verfehlte.

Mit demselben Eifer, womit er im Hause des Herrn zu dessen Ehre und zum Heile der Seelen wirkte, eilte er auch in die Wohnungen der Armen und Kranken und brachte leiblichen und geistigen Trost. Nachdem Calvins Irrlehre in seinem Wirkungskreise verschwunden war, wallte der Heilige nach Annecy zu seinem Bischofe, um demselben Rechenschaft von seinem Thun abzulegen. Zurückgekehrt, wurde er zum Weihbischof ernannt, verfiel aber in eine gefährliche Krankheit, die ihn bis an den Rand des Grabes brachte. Wieder genesen reiste er nach Rom und wurde dort vom Papste mit Auszeichnung aufgenommen. 1602 starb der Bischof von Genf und der Heilige folgte ihm in der Würde. Mit außerordentlichem Segen verwaltete er sein bischöfliches Amt. Er führte gründlichen Unterricht im Katechismus ein, visitirte die Klöster, hielt Predigten und Erbauungsstunden und fand dabei noch Zeit, überaus nützliche Schriften zu verfassen, in welchen die Heiligkeit in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit dargestellt ist. Die Leitung der Seelen war ihm, wie er selbst in der Vorrede zu seiner „Philothea" bekennt, zwar eine Mühe, aber eine erquickende, ähnlich der Arbeit der Schnitter und Winzer, die niemals fröhlicher sind, als wenn sie ganz besonders viel zu thun haben. Es war ihm eine Anstrengung, welche das Herz erfrischt und belebt, wie der Zimmet die Träger desselben im glücklichen Arabien. Sein Glaubenseifer überschritt nie die richtige Grenze.

Als man ihm eine starke Wache bei dem schwierigen Werke der Bekehrung der fanatischen Calvinisten anbot, sprach er: „Das darf nicht geschehen; die Calviner müssen nicht sagen können, man habe ihre Bekehrung mit Gewalt erzwingen wollen. Wir gehen als Apostel zu ihnen und wir wollen uns gegen sie niemals anderer

Waffen bedienen, als jener des göttlichen Wortes." Und er hielt Wort. Gestärkt durch das Gebet, ging er mit dem heiligen Kreuze dem verführten Volke entgegen und überwand durch Liebe und Geduld unglaubliche Hindernisse. Lange Zeit weigerten sich die Irrgläubigen, ihn anzuhören. Sie verspotteten, lästerten ihn und strebten ihm sogar nach dem Leben. Allein Gott rettete seinen Diener aus jeder Gefahr und als eine Verschwörung gegen ihn entdeckt wurde, bat er für seine Feinde, daß keine weitere Untersuchung gegen sie angestellt werde. Bei allen böswilligen Angriffen seiner Gegner tröstete er sich mit dem Ausspruche des hl. Paulus: „Mein Richter ist der Herr!" Unverdrossen arbeitete er an der ihm angewiesenen großen Lebensaufgabe, bis er 1622 den Beschwerden seines bischöflichen Hirtenamtes durch einen Schlagfluß am Tage des hl. Johannes, des Evangelisten, unterlag, nachdem er noch das hl. Meßopfer verrichtet und vor seinem Ende öfter die Worte wiederholt hatte: „Ich will die Barmherzigkeit des Herrn ewig preisen. Wann werde ich vor Deinem Angesicht erscheinen, mein Gott und mein Alles?"

Papst Alexander VII. setzte im Jahre 1665 den gottseligen Bischof unter die Zahl der Heiligen und Pius IX. erhob ihn 1877 unter die Zahl der Kirchenlehrer. Mit Recht sagt der Prim-Hymnus der kleinen Tageszeiten[1]) von ihm:

Sein Leben lauter Liebe war,
Sein Wandel lauter Süße.
Es war, als ob sein Wort sogar
Wie Milch und Honig fließe.
Die Sittsamkeit war seine Wacht,
Die Sanftmuth seine Stärke,
Allein mit seiner Liebe Macht
Vollbracht' er Wunderwerke.

4. Der heilige Thomas von Villanova.

(1488—1555.)

Auch bei diesem Heiligen, dessen Wiege im sonnigen Spanien stand, wo er 1488 das Licht der Welt erblickte, zeigten sich schon frühe als Erbgut frommer Eltern die Tugenden hingebender Andacht und aufopfernder Nächstenliebe, gepaart mit eifrigem Streben nach Wissenschaft und Vollkommenheit. Erst 15 Jahre alt bezog er

[1]) Kleine Tag-Zeiten zum heiligen Franziscus von Sales. Paderborn, Ferd. Schönningh.

Digitized by Google

die Universität Alkala, zehn Jahre später erhielt er dortselbst einen Lehrstuhl der Philosophie und bald darauf einen Ruf an die damals glänzende, altbewährte Universität Salamanka, wo er das Ordenskleid des hl. Augustinus nahm. Nach zurückgelegter Probezeit erhielt er die heiligen Weihen und las seine erste hl. Messe am Weihnachtsfeste 1520, im gleichen Jahre, wo ein anderer Augustinermönch und Professor in Deutschland durch Verbrennung der päpstlichen Bannbulle das Zeichen zum offenen Kampfe gegen geistliche und weltliche Obrigkeit gab und in hochmüthiger Verblendung sein Vaterland zertheilte und unsägliches Elend über dasselbe und seine Kinder brachte.

Thomas wurde bald von seinen Obern wegen seines Seeleneifers zum Predigen und zur Verwaltung des Bußsakramentes verwendet und widmete sich seinem Berufe mit solchem Erfolge, daß man ihm den Beinamen „Apostel Spaniens" gab. Bald nahm er die höchsten Stellen im Orden ein, wobei er mit kindlicher Demuth und Milde apostolischen Eifer und biblische Klugheit verband, sodaß er leicht die Herzen seiner Brüder gewann und es ihm nicht schwer wurde, den von Deutschland aus verbreiteten Geist der Unbotmäßigkeit und Sinnenhuldigung zu bannen und die alte Ordenszucht zu befestigen. Kaiser Karl V. wählte den heiligmäßigen Mann zum Hofprediger und ließ sich manches freie Wort von ihm gefallen. Im Jahre 1544 mußte der demüthige Mönch, dem bestimmten Befehle der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gehorchend, die Leitung des Erzbisthums Valencia übernehmen, das er fast 11 Jahre als guter Hirte verwaltete. Alle äußeren Zeichen der Hoheit waren dem demüthigen Ordensmanne unerträglich. Er bewahrte so viel wie möglich seine frühere Einfachheit und behielt auch seine Mönchstracht bei, welche er selbst ausbesserte. Wenn man in ihn drang, er möchte sich seiner Würde gemäß kleiden, so erwiderte der Demüthige, er habe das Gelübde der Armuth abgelegt, man dürfe von ihm als Bischof nichts verlangen, als Eifer und Wachsamkeit. Sein Einkommen erhielten die Armen. Als er 1555 seinen Geist unter Gebet in die Hände seines Schöpfers zurückgab, besaß er nicht einmal ein Bett, das er sein eigen nennen konnte. Paul V. sprach ihn 1618 selig und Alexander VII. 1658 heilig.

II. Heilige Ordensleute.

Auf die Lenker der katholischen Kirche, deren des beschränkten Raumes halber nur wenige in Kürze angeführt werden durften, mögen einige jener starken Stützen folgen, deren es im Zeitalter der Heiligen so viele gab, daß ihre Menge an die Pflanzzeit des Christenthums erinnert, woran auch ihr Leben mahnt. Daß dieselben den vielgeschmähten und oft verfolgten katholischen Orden angehören, dürfte für den nicht zu verwundern sein, der nur oberflächlich mit dem Segen der evangelischen Räthe bekannt ist. Die Vorsehung, welche für das Wohl der Kirche wacht, wollte, als ein abgefallenes Glied am großen Baume des Ordenswesens die Herrschaft des Fleisches über den Geist in Wort und That predigte und als auch anderwärts Irrlehre und Schisma, Unglaube und Sittenverderbniß, Ausgelassenheit und Empörung das Reich Christi verheerten, die Altäre entweihten, den Gebrauch der Sakramente abschafften, die evangelischen Räthe verachteten und göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen traten, daß ein geistiger Wettkampf katholischer Orden Tausende vom Taumel des Verderbens zurückhielt, Abertausende zur Kirche zurückführte und unzählige Heldenschaaren gebar, welche in sich das Leben des Gekreuzigten von neuem darstellten. Große Prüfungen verhängte der Herr über seine auserwählten Seelen. Größer war noch die Herrlichkeit und Wahrheit, die er in ihnen offenbarte, unermeßlich der Gewinn, den die streitende Kirche aus den Heldenthaten und Fürbitten jener Heiligen zog, welche in Armuth, Noth und Pein, in Entsagung und Verfolgung bis in den Tod ihre Zierden waren. Mitten in den Bekümmernissen und Drangsalen seiner Braut hat der Herr nie aufgehört, deren Thränen zu trocknen und zwar durch den Triumph jener Heiligen, welche ihr Fleisch sammt dessen Lüsten gekreuzigt und unter dem Joche des Kreuzes der Welt Gefahren und des Satans Versuchungen glorreich überwunden haben.

1. Der hl. Ignatius von Loyola.

(1491—1556.)

In demselben Jahre, in welchem Luther zu Worms, vertrauend auf die nahe bewaffnete Hilfe rebellischer Adeliger, seinen

Digitized by Google

Abfall von der Kirche öffentlich dokumentirte, sich dann auf die sichere Wartburg bringen ließ und sein Buch gegen die geistlichen Gelübde veröffentlichte, das Aergerniß und Abfall in Menge im Gefolge hatte, weihte sich in der Kirche zu Montserrat im Alter von 29 Jahren ein Mann dem Herrn, dessen Stiftung am meisten, ohne daß deren Urheber daran dachte, zur Eindämmung der neuen Lehre beitrug und dafür von akatholischer Seite einen Haß erntete, der heute noch mit voller Gluth auflodert. Es war der hl. Ignatius, der Stifter des Ordens der Gesellschaft Jesu. Nachdem er der hl. Jungfrau sein Leben geweiht, zog er sich in einsame Stille zurück, ganz dem Gebete und der Betrachtung sich widmend und seinen Körper bis zur Mißhandlung kasteiend. All' sein Sinnen und Trachten ging darauf hin, beizutragen zur Sühne der besonders in jenen Tagen täglich beleidigten göttlichen Majestät.

Als in der Gegend bekannt wurde, daß der demüthige Ascet und Pfleger der Kranken aus höchst vornehmem Hause stamme, zog sich Ignatius in eine einsame Höhle zurück, woraus ihn nur die Sehnsucht trieb, an den Orten zu beten, wo unser Herr und Heiland lebte, liebte, litt und starb. Wieder zurückgekehrt, vervollständigte er sein Wissen unter steten Werken der Frömmigkeit und Buße. Auf der Hochschule zu Paris führte ihn die Vorsehung mit Männern zusammen, die gleich ihm von Liebe zu Gott und dem Nächsten entbrannt waren. Aus diesem kleinen Kreise fromm-begeisterter Jünglinge entstand 1540 der Orden der Gesellschaft Jesu, dem ganze Völker die Kenntniß oder Erhaltung der katholischen Religion, die meisten Reiche Europa's ihre gelehrtesten und frömmsten Männer, unzählige Sünder ihre Bekehrung verdanken. Fünfzehn Jahre lang versah der hl. Ignatius das beschwerliche Amt eines Ordensgenerals und entflammte seine Brüder mit jenem Feuer, das Jesus auf Erden entzündet hat. Leiden und Dulden aus Liebe zu Jesus galt ihm als der sicherste Weg zur Vollkommenheit, die er in hohem Grade besaß.

Am 31. Juli 1556 verschied nach thaten-, segens- und leidensvollem Leben der Heilige, nachdem er noch die Verbreitung seines Ordens über die ganze Welt gesehen. Mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel aufgeschlagen, den Namen Jesu auf den Lippen gab er seine große Seele ihrem Schöpfer zurück. Auf dem rechten Seitenaltare der Kirche al Gesù in Rom liegt, was

Irdisch war an ihm. General Aquaviva setzte ihm folgende einfache Grabschrift: Ignatio, societatis Jesu fundatori. [1])

Wie selten einem Sterblichen war dem hl. Ignatius die Gabe des Gebetes eigen. Er war während desselben so gesammelt, daß es schien, als sei die göttliche Majestät ihm sichtbar gegenwärtig und als spräche er mit dem Herrn wie Moses von Angesicht zu Angesicht. Er liebte auch Gott so heiß und rein, daß er sich in allen seinen Handlungen die Ehre der göttlichen Majestät zum Ziele vorsetzte. Omnia ad majorem Dei gloriam [2]) war sein und ist noch heute des Ordens Wahlspruch.

Aber auch die Nächstenliebe lag ihm tief im Herzen. Seit der Gründung seines Ordens widmete er sich gänzlich dem Dienste seiner Mitmenschen. Arme unterstützen, Kranke bedienen, jedermann Gutes erweisen, das war die eigentliche Beschäftigung und das Leben des Heiligen. Dabei besaß er in höchstem Grade die Tugend der Demuth. Von dem Augenblicke an, da er anfing, Gott zu dienen, hatte er eine so tiefe Erkenntniß von der Nichtigkeit des Menschen und eine so niedere Vorstellung von sich selbst, daß man ihn oftmals sagen hörte, der eitle Selbstruhm sei von allen Fehlern derjenige, welchen er am wenigsten fürchte. Er verkannte keineswegs die außerordentlichen Gnaden, mit denen ihn Gott bereicherte, allein sie preßten ihm nur den Demuthsruf aus: „Ich muß sehr schwach sein, weil ich so vieler außerordentlichen Stützen bedarf, um mich aufrecht zu erhalten."

Aus dieser demüthigen Hingabe an Gott ging nothwendig die Weltverachtung hervor. Nachdem Ignatius einmal die Welt verlassen hatte, ekelte es ihn vor deren Genüssen. Dies erstreckte sich insbesondere auf das Schauspiel, die Pracht an den Höfen der Großen und auf die Eroberungspläne der Fürsten. Er fand dies alles niedrig und klein und oftmals, wenn er in der Stille der Nacht die Sterne betrachtete, rief er aus: „Wie erbärmlich kommt mir die Welt vor, wenn ich den Himmel anschaue!"

Dieser Gleichmuth und die Verachtung des Zeitlichen zeigte sich auch in seiner Herrschaft über die Leidenschaften. Durch fortwährenden Kampf gegen dieselben war er dergestalt über sich Meister geworden, daß sein Antlitz stets dasselbe Gepräge trug wie sein Gemüth, welches keinen Wechsel kannte. Dabei war freilich

[1]) Ignatius, dem Stifter der Gesellschaft Jesu.
[2]) Alles zur größern Ehre Gottes.

Digitized by Google

nicht ausgeschlossen, daß er, wenn nöthig, Schuldigen gegenüber in einem Tone sprach, der in die innerste Tiefe drang. Diese Ruhe war wiederum nur die Folge seiner Beharrlichkeit und seines Gottvertrauens, sowie seiner Klugheit in geistlichen Dingen. Wenn er etwas zur Ehre Gottes unternommen hatte, so schreckte ihn keine Schwierigkeit, kein Hinderniß zurück, sondern sie belebten sogar seinen Eifer. In allen Widerwärtigkeiten seines Lebens hielt ihn sein Gottvertrauen derart aufrecht, daß er nichts befürchtete, wenn alles zu befürchten war. In den schwierigen Unternehmungen für das Wohl der Gläubigen verließ er sich zuweilen so sehr auf die göttliche Vorsehung, daß selbst seine Freunde ihn für unvorsichtig und vermessen hielten. Er meinte, wenn die Apostel die Ueberlegungen der menschlichen Klugheit zu Rathe gezogen hätten, würden sie niemals die Bekehrung der Welt unternommen haben. Seine Klugheit offenbarte sich besonders in der Leitung der Seelen. Er besaß hierin die Gnade Gottes in einem so hohen Grade, daß er gleichsam ins Innere der Menschen eindrang, es durchsuchte und darnach seine Heilmittel verordnete.

Gregor XV. wählte bei der Aufnahme des Heiligen in's Martyrologium folgende Formel: „Den 31. Juli, in Rom, der hl. Ignatius, Bekenner, Stifter der Gesellschaft Jesu, berühmt durch seine Heiligkeit, seine Wunder und seinen Eifer, die katholische Religion in der ganzen Welt auszubreiten." Auf ihn kann man die Worte anwenden, mit denen der hl. Hieronymus den hl. Augustin begrüßte:

„Die Katholiken verehren und bewundern Dich als den Wiederhersteller des alten Glaubens; und was ein Zeichen noch größeren Ruhmes ist, alle Häretiker verabscheuen und verfolgen Dich." [1])

2. Der hl. Franziskus Xaverius.

(1506—1552.)

Unter den ältesten Vätern der Gesellschaft Jesu, die ihren Stifter über alles liebten und schätzten, befand sich der heilige Franziskus Xaverius, der Apostel Indiens. Er schrieb ihm gewöhnlich knieend, nannte ihn den Vater seiner Seele und schickte

[1]) Catholici te conditorem antiquae rursum fidei venerantur atque suspiciunt; et quod signum majoris gloriae est, omnes haeretici detestantur et persequuntur. Hieron. Ep. 80.

ihm einmal einen Brief unter der Adresse: „An meinen Vater in Jesu Christo, den Heiligen Jesu Christi, den heiligen Ignatius.“ Wollte er seine Begleitung zu schwierigem Werke ermuntern und begeistern, so bat er sie um der Liebe und Ehrfurcht willen, welche sie dem Vater Ignatius schuldig seien. Wie sein Ordensgeneral, Genosse und Freund war aber auch Xaverius berufen zur Stütze der Kirche, zum Heile und Segen Abertausender von Seelen, die in Finsterniß und Unglauben schmachteten. So verschieden auch ihr Wirkungskreis war, Eines hatten sie stets gemeinsam: vollkommene Hingabe an Gott und glühenden Eifer für die Rettung unsterblicher Seelen.

Von hochadeligen Eltern auf dem Schlosse Xavier in Navarra 1506 geboren, kam Franziskus nach glücklichen Jugendjahren im elterlichen Hause in seinem 18. Lebensjahre auf die hohe Schule nach Paris, wo ihn bald innige Freundschaft mit Ignatius verband. Er war unter den Sieben, welche 1534 auf dem Marterberge das Gelübde der Palästinapilgerfahrt zur Bekehrung der Ungläubigen ablegten und nach der Unmöglichkeit der Ausführung desselben zu Rom an der Gründung des neuen Ordens mithalfen. Dort wurde auch bestimmt, daß Franziskus zuerst an den Hof nach Portugal, dann aber als Missionär nach Indien gehen sollte. Am 7. April 1541 schiffte er sich mit noch zwei Ordensgefährten in Lissabon ein und landete am 6. März 1542 zu Goa, wo er sogleich seine apostolische Arbeit begann. Von einer Stadt zur andern wandernd ward er nimmer müde, das Wort Gottes zu verkündigen und allen wohlzuthun. Nie war die Arbeit ihm zu viel. Glühend von Liebe zu Jesus und zu seinen unglücklichen Brüdern, glaubensgewaltig wie ein Apostel, gottbegeistert wie ein Prophet, ausgerüstet mit außerordentlichen Gaben, weltfrei wie ein Engel, voller Demuth, Selbstverleugnung, Gottgelassenheit und doch voll feurigen, unermüdlichen Eifers und unerschütterlichen Muthes, zog dieser Mann einher, mit einem Glöcklein in der Hand Alt und Jung einladend, das Wort Gottes zu hören. Und man folgte der Einladung, kam herbei, hörte und glaubte. Wunderbarer Segen begleitete des Heiligen Werk. In Kurzem waren nicht blos die sittenlosen höhern Stände bekehrt, sondern alles Volk drängte sich zu den Vorträgen, die ärgsten Sünder wurden erschüttert von der Gewalt seiner Rede und dem unwiderstehlichen Zauber seiner Liebe! In Thränen gebadet konnte man seine Zuhörer nach seinen hinreißenden Worten

Digitized by Google

sehen, lautes Schluchzen vernahm man in den heiligen Hallen. Oeffentlich und in dem heimlichen Bußgerichte verfluchten unzählige Sünder ihre Missethaten und suchten die gegebenen Aergernisse wieder gut zu machen. Zu den bekehrten Christen kamen dann noch unzählige Heiden, welche dem Apostel Indiens ihre Bekehrung verdankten. Dringend schrieb Xaverius um Gehilfen nach Rom und sogar an die Universität von Paris, denn er fühlte, wie er selbst sagte, einen fast unwiderstehlichen Drang in sich, alle Akademieen Europas und vorzüglich die von Paris zu besuchen und denen, welche mehr Wissenschaft als Liebe hätten, laut zuzurufen: „Ach, wie viele Seelen verlieren den Himmel und verfallen der Hölle durch Eure Schuld!"

Nachdem der Heilige ganz Indien mit dem Glanze seiner apostolischen Wirksamkeit erfüllt hatte, eröffnete er mit großem Erfolge eine neue Mission in dem fernen Japan. „Noch mehr, o Herr!" war sein Wahrspruch und immer brachte er noch mehr Bekehrte der Kirche Gottes zu. Endlich faßte er den Entschluß nach China das Wort des Evangeliums zu tragen, ohne vor den Schwierigkeiten und Gefahren dieses Unternehmens zurückzuschrecken. Doch schon war ihm sein Ort im Lande des ewigen Friedens zubereitet, in das er nach so vielen Mühen und Leiden einziehen sollte. Im Angesichte von China ward der Heilige von einem Fieber überfallen. Mit den heftigsten Schmerzen kämpfend, ohne Arzt und Heilmittel, lag er unter einem schlechten, von Baumästen nothdürftig zusammengeflochtenen Hütte, verlassen von jeglicher Hilfe, aber voll des himmlischen Trostes. Mit zum Himmel gerichteten Augen, das Bild des Gekreuzigten in den Händen, verschied er in einem Alter von 46 Jahren am 2. Dezember 1552 mit den Worte: „Herr! auf Dich habe ich gehofft; laß mich nicht zu Schanden werden, Amen!"

Von seiner Liebe zu Gott gibt der wunderschöne Hymnus Zeugniß: „O Deus, ego amo te." Xaver war ein Mann des Gebetes, der Nächstenliebe, Demuth, evangelischen Armuth und Reinheit.

3. Petrus Canisius, der zweite Apostel Deutschlands.
(1521—1597.)

Zu den größten Wunden, welche die Reformation dem deutschen Volke geschlagen, gehörte die Verwilderung der Jugend durch den Niedergang des Schulwesens. Zu spät klagten die Führer der

Digitized by Google

Bewegung über ihr eigenes Zerstörungswerk, sie wurden der Geister, die sie heraufbeschworen, nicht mehr los. Da erweckte der Herr als Hilfe einen schlichten Ordensmann, dem Deutschland unzählige Wohlthaten auf dem Gebiete der Schule verdankt — den Jesuiten Petrus Canisius.

Geboren am 8. Mai 1521 zu Nymwegen, in demselben Jahre, da Luther offen von der Kirche abfiel und der hl. Ignatius den irdischen Militärdienst verließ, um fortan die Kämpfe des Herrn zu kämpfen, kam Canisius 1534 nach Köln und weihte sich nach Beendigung seiner philosophischen Studien 1540 dem Dienste Gottes. Drei Jahre später wurde er in den Jesuitenorden aufgenommen, wo er durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Seeleneifer sich auszeichnete.

Als selbstvergessener Ordensmann durchwanderte er unter Trübsalen und Entbehrungen aller Art ganz Deutschland von einem Ende zum anderen, eilte von den Palästen der Großen und Mächtigen in die Hütten der Armen und Nothleidenden, aus den Versammlungen von Fürsten und Bischöfen in die Schulen der Kinder, aus den Sälen neubelebter Hochschulen in die Wohnungen der Bürger, half den Leidenden, tröstete die Kranken, stand den Sterbenden bei, mahnte von der Kanzel, belehrte im Beichtstuhl, versöhnte die Getrennten, vereinigte die unter sich entzweiten Stände und heilte überall durch das Wort des Friedens und der Liebe die schrecklichen Wunden, die man der Kirche geschlagen. Von den unzähligen katholischen Schulen, welche der neue Geist zertrümmert hatte, entstanden durch Canisius hunderte wieder aus Sumpf und Asche, in die noch bestehenden Anstalten zog ein neuer Geist ein und das ganze Unterrichtswesen erhielt durch des Seligen Wort, Beispiel und Schrift jenen Aufschwung, welcher der Hälfte Deutschlands den alten Glauben gerettet hat und zur Freude der gläubigen Katholiken und zum Aerger der Verblendeten, Bethörten und Glaubenslosen als Jesuitengeist bezeichnet wird. Die unermüdliche Thätigkeit, mit der er seinen weltbekannten, segenspendenden Katechismus schrieb, Collegien in allen Ländern deutscher Zunge gründete, für tüchtige Heranbildung eines würdigen Seelsorgeklerus Sorge trug, trägt heute noch bewundernswerthe Früchte am ewig blühenden Segensbaume der katholischen Kirche. Alle Anstrengungen schienen ihm gering, alle Mühen leicht, wo es die Erziehung des Klerus galt, in welchem die Kirchenversammlung von Trient mit Recht die ein-

Digitized by Google

zige Bürgschaft eines Zeitalters ächter Reformation erblickte. Noch als Greis war er hierfür unermüdet thätig, versäumte aber auch nicht die deutschen Schulen, deren zweiter Vater er mit Recht genannt zu werden verdiente, nachdem der Greuel der Verwüstung dort eingezogen war. Seine letzte Bitte galt der Erziehung der Jugend, und sie blieb nicht unerhört. Sein Grab ward zum Ausgangspunkte einer Schul- und Erziehungsthätigkeit, der selbst Irr- und Ungläubige damaliger Zeit die Anerkennung nicht verweigern konnten. Und heute besteht ein Verein, der des Seligen Namen trägt und unermüdlich thätig ist, in seinem Sinne und Geiste zur Ehre Gottes und zum Besten der Jugend zu wirken.

Am 21. December 1597 hauchte Canisius seine fromme Seele aus. Seine letzten Worte bei'm Abschied von dieser Welt waren: Ave Maria! Ave Maria!

Süß klingt immer der Gruß:
Ave Maria! dem Ohr.
Klinge denn, lieblicher Gruß:
Ave Maria! so süß.

Naht dann drohend der Tod,
Stehet mein Ende bevor,
Schließe mit fürstlicher Hand
Selber die Augen mir zu,
Führe den fliehenden Geist
Voller Erbarmen zu Gott.

Papst Leo XIII.

4. Zwei heilige Vorbilder und Beschützer der studirenden Jugend.

Am funkelnden Sternhimmel der Heiligen aus der Gesellschaft Jesu blinken lieblich zwei freundliche Leitgestirne für die Jugend hernieder: Der hl. Aloisius Gonzaga (1568—1591) und sein Himmelsgenosse Stanislaus Kostka (1550–1568), beide rein und fromm gleich Engeln, würdige Früchte der Erziehungskunst der Väter der Gesellschaft Jesu, hellleuchtende Gegensätze zu dem mehr als unfrommen Weltgetriebe, das sich durch die neue Lehre auf den Schulen entwickelte und Abertausende von Jünglings- und Männerknospen dem allverzehrenden Moloch der Genußsucht und des Unglaubens in die Arme warf.

Aloisius, der erstgeborne Sohn und Erbe des Markgrafen Ferdinand Gonzaga von Castiglione, wurde von seiner frommen

Mutter schon vor der Geburt Gott und der seligsten Jungfrau geweiht und glich als heranwachsender Knabe seiner Eingezogenheit wegen mehr einem Engel als einem Menschen. Nachdem er das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt hatte, suchte er durch strenge Wachsamkeit über seine Sinne, freiwillige Enthaltsamkeit im Genusse der Speisen und durch häufige Andachtsübungen die Gefahren des Hoflebens zu überwinden. Endlich entschloß er sich, den Hof des Vaters zu verlassen und in den Orden der Gesellschaft Jesu zu treten, um ungehindert von der Welt im Umgange mit Gott zu leben. Er entsagte seinen Rechten auf die Krone von Castiglione und rief, als er seinen heißen Wunsch erfüllt sah, frohen Muthes mit dem königlichen Sänger aus: „Dies ist meine Ruhestätte für die Ewigkeit; hier will ich wohnen, denn ich habe sie mir selbst erwählt." Obgleich von schwacher Leibesbeschaffenheit und in der Muße und Weichlichkeit des Hoflebens auferzogen, verrichtete er doch die beschwerlichsten und niedrigsten Arbeiten des Hauses mit Freuden. Häufig sah man ihn auch in den Spitälern, um in der Person der Kranken Jesum selbst zu pflegen. Nach einem Krankenlager von drei Monaten verschied er in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1591 im vierundzwanzigsten Lebensjahre sanft und gottergeben, wie er gelebt. „Wir gehen — wir gehen mit Freuden in den Himmel", waren seine letzten Worte.

Sein Herz war ganz in Lieb' erglüht,
Wie eine schöne Blume blüht.
Sie blühte Dir und reifte früh;
Du sah'st es, Herr! und pflückest sie.

Der, wie Aloysius, engelreine Stanislaus Kostka erblickte im Jahre 1550 in dem polnischen Schlosse Rostkau das Licht der Welt. Seine Eltern, aus altadeligem Stamme entsprossen, sandten den Knaben, nachdem er die nöthige Vorbildung auf dem väterlichen Schlosse erhalten, im Alter von 14 Jahren mit dem älteren Bruder Paulus in das für adelige Jünglinge in Wien errichtete Konvikt, welches unter Aufsicht und Leitung der ehrwürdigen Priester aus der Gesellschaft Jesu stand. Als ein Jahr darauf die Anstalt aufgelöst wurde, und die zwei Brüder Kostka genöthigt waren, in einem Privathause Wohnung zu nehmen, begann für Stanislaus eine harte Zeit des Hohnes, Schimpfes, ja der Mißhandlung. Der junge Student aber blieb fest und unerschütterlich bei seinem Vorsatze, Gott getreu zu dienen und seine Seele trotz aller Verführungskünste

Digitized by Google

von jeder Befleckung rein zu bewahren. Nach überstandener schwerer Krankheit verließ er Wien, begab sich nach Dillingen und bat den Provinzial P. Canisius um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Nachdem dieser dessen Demuth geprüft, sandte er ihn nach Verfluß von drei Wochen nach Rom, wo der hl. Franz Borgias, damals General der Jesuiten, seine Wünsche erfüllte. Aber schon im zehnten Monate seines Probejahres, ohne daß eine Spur von Krankheit an ihm sich wahrnehmen ließ, erklärte er dem P. Emanuel Sa bestimmt, daß er hoffe, das nahende Fest Mariä Himmelfahrt mit den Seligen zu feiern. Und so geschah es. Nach kurzer Krankheit schied seine unschuldige Seele, am 15. August 1568, im Alter von 18 Jahren, aus diesem Leben, um die jungfräuliche Königin der Engel, die er allzeit innig geehrt und geliebt, in ihrer himmlischen Glorie zu schauen. „Ich sehe die seligste Jungfrau mit einer Schaar von Engeln", waren seine letzten Worte.

Er wird abgebildet im Ordenskleid der Jesuiten, einen Engel neben sich. Möchte seine Liebe und Unschuld besonders in unserer Zeit in die Jugend zurückkehren, dann würde sich auch wieder das Wort des hl. Bernhard bewähren: „Die wahre Keuschheit stellt in diesem sterblichen Leibe, an diesem vergänglichen Orte und in dieser vergänglichen Zeit einen Zustand der unsterblichen Glorie vor."

5. Der heilige Vincenz von Paul.

(1576—1660.)

Am 19. Juli feiert die Kirche das Fest eines Heiligen, dessen Wirksamkeit auf Erden sich die Dankbarkeit der gegenwärtigen Zeit in einem Grade verdient hat, daß man wohl ohne Uebertreibung behaupten kann, die Welt besäße Millionen an Körper und Geist Verlorener oder Gebrochener mehr, wenn nicht der hl. Vincenz von Paul sein Leben denselben geweiht hätte. Was wären unsere Krankenhäuser und Feldlazarethe ohne die barmherzigen Schwestern, diesen geistlichen Töchtern des hl. Vincenz, was die Abertausende der Enterbten unserer Großstädte ohne die Vincentius-Vereine? Die Zahl der Armen wächst mit jedem Tage; rathlos steht man dem riesig anschwellenden Pauperismus gegenüber, und diese Rathlosigkeit müßte sich zur Verzweiflung steigern, wenn den Armen nicht in den, den Namen des hl. Vincenz tragenden und in seinem Geiste wirkenden Vereinen eine Zuflucht geöffnet würde. Nicht mit

Unrecht kann man deshalb sagen, in dem hl. Vincenz verehre man einen der größten Wohlthäter der Menschheit.

Wer die zwei Hauptgebote der Liebe: „Du sollst Gott lieben über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst", so recht anschaulich dargestellt sehen will, der werfe einen Blick in den Lebensspiegel des hl. Vincenz von Paul, und beide werden ihm im innigsten Verbande und schönsten Glanze wiederstrahlen. Bei allen seinen Unternehmungen, bei seiner unermüdlichen Thätigkeit war sein Sinn auf Gott gerichtet. „Nichts gefällt mir ohne Jesus", pflegte er zu sagen. Was er in seinem langen Liebes- und Leidensleben begann, geschah zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten. Seine brennende Liebe zu Gott erweckte in ihm den Gedanken, die Gesellschaft der Missionspriester in Frankreich zu stiften, die bei Klerus und Laien gleich viel Gutes wirkte, in einer Zeit, wo das religiöse Leben in Folge politischer und religiöser Umwälzungen zu erstarren oder gar zu ersticken drohte. Seine glühende Sorge für das zeitliche und ewige Wohl des Nächsten ließ ihn fromme Vereine gründen, welche den mancherlei Drangsalen des Leibes und der Seele abhelfen sollten. So empfanden die Gläubigen, welche in türkischer Sklaverei seufzten, so die ausgesetzten und verlassenen Kinder, so die armen Reisenden, die altersschwachen und arbeitsunfähig gewordenen Künstler und Handwerker, die Wahnsinnigen und hilflosen Kranken die segensreichen Wirkungen der heldenmüthigen christlichen Liebe dieses heiligen Priesters. Der berühmteste unter den Vereinen, die dem Herzen des Liebesmannes ihr Dasein verdanken, ist die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern, gleich bekannt, geliebt und geehrt von Freund und Feind, Weib und Mann, Hoch und Nieder. Nur fanatische Unwissenheit bringt es fertig, auch diesen Bund von Engeln der Barmherzigkeit zu verdächtigen.

Die Erhaltung der sehr kostspieligen Wohlthätigkeitsvereine überließ der hl. Vincenz in seinem unbegrenzten Gottvertrauen dem Herrn, ohne jedoch in Vermessenheit zu verfallen. Und Gott half immer. Wie sollte er auch dem nicht zu Hilfe kommen, dessen ganzes Leben der Nachfolge seines Sohnes geweiht war. Ihm vertraute er in felsenfestem Glauben; auf ihn hoffte er, wenn alles zu mangeln schien. Mit der Noth nahm sein Vertrauen in gleichem Grade zu. Auch Ränke und Verfolgungen, zeitweiliges Mißlingen seiner Pläne konnten ihn nicht irre machen. Wo diese zwei Tugenden sind, kann die dritte, die Liebe nicht fehlen. Sein Leben war ein ununter-

Digitized by Google

brochenes Schlachtopfer, welches das Feuer der Liebe verzehrte. Sein letztes Wort, das er unter Küssen des Gekreuzigten aushauchte, war: Credo — Ich glaube; dabei nahm sein Antlitz einen Schimmer überirdischer Schönheit an, welcher gleichsam ein Wiederschein der Glückseligkeit war, der sich seine Seele erfreute.

6. Die hl. Theresia.

(1515—1582.)

Zur Zeit, als ausgesprungene, ihren Klostergelübden untreue Nonnen in Wittenberg großes Aergerniß gaben, bediente sich der Herr in Spanien einer schwachen Klosterfrau zur Erneuerung des Ordens unserer lieben Frau vom Berge Karmel. Es war die hl. Theresia, geboren 1515 zu Avila in Kastilien als Tochter angesehener Edelleute. Sorgfältige, fromme Erziehung und das gute Beispiel der Eltern fielen bei dem Töchterchen auf empfänglichen Boden und legten den Grund zu der späteren Heiligkeit. Kaum zwölf Jahre alt verlor sie ihre Mutter. Hierdurch gerieth ihre Frömmigkeit in Gefahr. Weltsinn, hervorgerufen durch das Lesen von Ritterromanen, wollte in das Herz einziehen, allein die Himmelskönigin fügte es, daß durch klösterliche Erziehung der Hang zum Weltlichen verschwand und die frühere fromme Richtung für immer wiederkehrte. Zugleich begann der Herr sie in die Schule des Kreuzes zu führen, die sie im Grunde bis zu ihrem Tode nicht mehr verließ.

Die seraphische Jungfrau trat in das Karmeliterinnen-Kloster zu Avila, wo sie die hl. Ordensgelübde ablegte. „Wenn ich mich erinnere", schrieb sie später, „wie ich meine Gelübde ablegte, mit welch' uneingeschränktem Entschlusse und mit welchem Troste ich mich mit Dir, o mein Gott, verlobte, so kann ich nicht ohne Thränen davon reden." Bald waren alle Anmuthungen irdischer Dinge aus ihrem Herzen verschwunden, und unermüdlich eilte sie vorwärts, die steile Höhe der Vollkommenheit hinan; sie durchschritt schnell die verschiedenen Stufen des Gebetes und erklomm hierin die höchste Stufe, welche von sterblichen Menschen erreicht wird. Wie die Weise ihres Gebetes erhabener, so wurde die Härte ihrer Abtödtung immer strenger, die Losschälung von allen Geschöpfen immer vollkommener, und immer häufiger zeigten sich die außerordentlichen Gnadengaben, Erleuchtungen und Erscheinungen, mit denen Gott sie beschenkte. Oft hatte sie Verzückungen, bei denen sie manchmal von der Erde

erhoben wurde; nicht selten geschah es, daß ihr Antlitz im Gebete herrlich erglänzte. Dabei wurde sie stets demüthiger und folgsamer gegen ihre Oberen und folgte kindlich gehorsam den Weisungen ihres Beichtvaters. Eines Tages wurde sie eines Gesichtes gewürdigt, welches nicht nur für ihr Leben, sondern für die ganze Kirche erfolgreich war. Gott zeigte ihr den Abgrund der Hölle. Tief erschüttert von diesem Schaueranblicke sann die Heilige auf die Wiederherstellung der ursprünglichen Klosterstrenge der Karmeliter und unter dem Beistande heiliger Männer gelang ihr auch deren Durchführung. Zu Avila wurde der Anfang gemacht, und bald erglänzte dieses Klösterchen und mit ihm Dutzende anderer wie ein lichter Stern am Firmamente der Kirche und leuchtete durch strengen Gehorsam, enge Klausur, Einsamkeit, Stillschweigen, Arbeitsamkeit, Bußeifer, Armuth in Nahrung, Kleidung und Wohnung wohlgefällig vor den Augen Gottes und der Menschen hervor. Endlich sollte die Heilige für das Leben, welches so reich mit Liebe Gottes und des Nächsten und mit Leiden ausgefüllt gewesen, die ewige Krone erhalten. Am 15. Oktober 1582 flog ihre engelreine Seele in der Gestalt einer weißen Taube in den Himmel, nachdem sie 67 Jahre auf Erden gelebt hatte.

Theresia hatte es vermocht, trotz vieler Hindernisse, die ihr selbst von Gutgesinnten in den Weg gelegt wurden, in der kurzen Zeit von zwanzig Jahren (1562—1582) siebzehn Klöster der unbeschuhten Karmeliterinnen und fünfzehn Klöster der unbeschuhten Karmeliter zu stiften und daneben mit ihrer klassischen Feder eine Reihe von Werken über das geistige Leben zu schreiben, die in ihrer Art ganz einzig in der christlichen Literatur dastehen.

7. Der hl. Johann von Gott.

(1495—1550.)

Zu den Männern, deren Beispiel und Lehre tief auf das Gemüth der seraphischen Jungfrau Theresia einwirkten, gehört der hl. Johann von Gott, der Stifter des Ordens der Barmherzigen Brüder. Das Leben dieses Heiligen ist ein neuer Beweis, daß es kein menschliches Elend und keine Noth gibt, wofür nicht die katholische Kirche ein Heilmittel in ihrem Schooße gefunden hat.

Johann von Gott, in Portugal geboren, verließ schon in früher Jugend sein Vaterland und ging nach Spanien, wo er

Digitized by Google

Hirten- und Soldatendienste leistete. Später erwarb er seinen Lebensunterhalt durch einen kleinen Handel in Granada. Hier wurde er durch das Anhören einer Predigt des berühmten Kanzelredners Johann von Avila in seinem Innern so zerknirscht, daß er sich entschloß, sein Leben künftig nur Gott und den Armen und Kranken zu weihen. Er verließ alles, was er hatte und war nur darauf bedacht, Mittel zur Linderung und Unterstützung der Armuth aufzusuchen. Zuvor wallfahrtete er zu unserer lieben Frau von Quadaloupe in Estremadura, um sie um ihren Schutz anzuflehen. Hierauf fing er an, mit dem Gelde, das er sich durch seiner Hände Arbeit erwarb, die Dürftigen zu unterstützen. Im Jahre 1540 miethete er ein Haus, um darin die armen Kranken aufzunehmen, für die er mit Unterstützung frommer Leute und Hilfe Gleichgesinnter väterlich sorgte. Dies ist die Veranlassung zur Stiftung des Ordens der Barmherzigen Brüder. Zehn Jahre diente der Heilige als Muster der Nächstenliebe, Geduld und Bescheidenheit, als Mann des Mitleides gegen die Sünder, mit unüberwindlichem Muthe den Armen, bis ihn eine tödtliche Krankheit und die bald darauf erfolgte Auflösung zwang, die Fortsetzung seines heiligen Amtes seinen Mitgenossen zu überlassen. Er starb knieend vor dem Altare seines Zimmers zu Granada nach dem Empfange der hl. Sterbsakramente den 8. März 1550 in einem Alter von 55 Jahren. In ihm vereinigte sich thätige Nächstenliebe und ständiges Gebet mit harter Abtödtung und tiefer Demuth. Alexander VII. sprach ihn 1690 heilig. Seine geistigen Söhne werden von den Reichen geachtet und von den Armen mit dem schönen Namen: „Brüder des hl. Johann von Gott" freudig begrüßt. „O Herr, deine Dornen sind meine Rosen und deine Leiden mein Paradies" — sprechen sie noch heute mit ihrem heiligen Stifter.

8. Geistige Kinder des hl. Franziskus.

Der seraphische Vater hat eine geistige Familie hinterlassen, welche von ihrer Gründung bis heute nicht aufgehört hat, Tausende ihrer Söhne zu himmlischem Leben heranzubilden und als leuchtende Sterne der Nachfolge Christi glänzen zu sehen. Auch in der Revolutionszeit Hollands, wo Calvin's Anhänger sich durch unsagbare Schandthaten und Greuel gegen die christlich und rechtlich denkenden Männer das traurigste Andenken hinterlassen haben, zeigten sich die heroischen Tugenden der Franziskusjünger in strahlendem Glanze. Zum Beweise seien erwähnt:

1. Die Martyrer von Gorkum. Der Prinz von Oranien hatte im Juni 1572 dem Militärhauptmann Marinus Brandt Befehl gegeben, sich in den Besitz von Gorkum zu setzen. Dies gelang durch Versprechungen und falsche Schwüre. Kaum waren aber die Thore der Stadt geöffnet, so begann trotz aller feierlichen Versicherungen, man werde Leben und Eigenthum schonen, ein entsetzliches Morden und Plündern. Der calvinische Haß, mit Gier nach Geld gepaart, offenbarte sich in seinem wahren Lichte. Besonders hatte man es auf das Franziskanerkloster abgesehen. Sechzehn Diener Gottes und zwei Laienbrüder wurden in einem feuchten, verpesteten Kerker aufeinander geworfen und dem Hasse und der Wuth einer zügellosen, zu allen Exzessen und Verbrechen bereiten Soldateska preisgegeben. Der Kerker schien in ein Theater umgewandelt zu sein, wo ein Trauerspiel ohne Ende aufgeführt würde, oder als ob wehrlose Opfer wilden Thieren zum Fraße hingeworfen seien. Je beharrlicher die Martyrer jeder Verlockung zum Glaubensabfall widerstanden, um so größer wurde ihre Qual. Schließlich mußten sie sich um Geld, das ihre Henker verdienen wollten, dem entmenschten Pöbel sehen lassen und dessen Spott und Mißhandlungen erdulden. Der Heiligen einzige Antwort war inbrünstiges Gebet. Endlich sollte die Stunde der Erlösung schlagen. Am 9. Juli 1572, ein Uhr Nachts, wurden die Blutzeugen Christi, zwei und zwei aneinander gebunden, zur Richtstätte in den Ruinen des Klosters der regulirten Chorherren von der Regel des hl. Augustin zu Tentrügge gebracht. Nach nochmaliger schrecklicher Mißhandlung, wobei ein calvinischer Prediger die Unmenschen noch mehr zu verthieren bemüht war, wurden die Martyrer aufgeknüpft und endeten unter Gebet. Sogar gegen die heiligen Leiber wurde in schamloser Weise gewüthet. Im Jahre 1615 erhob man die Gebeine und Papst Pius IX. versetzte die Martyrer unter die Zahl der Heiligen.

2. Die heiligen japanesischen Martyrer. Auch im fernen Japan säeten die Jünger des hl. Franziskus den Samen Christi und erlitten hierfür freudig den Tod des Kreuzes. Im Jahre 1593 wurde P. Peter Baptist mit noch drei anderen Priestern und zwei Laienbrüdern als Gesandte nach Japan geschickt, zugleich mit der Bestimmung, dortselbst die Botschaft des Heiles zu verkünden. Anfangs vom heidnischen Fürsten gut aufgenommen, konnten sie vier Jahre lang zum Heile der Seelen unsäglich viel Gutes wirken. Allenthalben entstanden blühende Kirchen und Schulen, die

Digitized by Google

Vornehmen des Hofes bekannten sich zur Lehre des Gekreuzigten und über das ganze Reich schien eine neue Jubelzeit des Christenthums hereinzubrechen. Allein, wie oftmals am schönsten Tage urplötzlich ein wildes Gewitter heraufzieht und alle Hoffnungen des Landmannes zerschlägt, so auch hier. Ein neuer, wankelmüthiger Kaiser der argwöhnischen Nation ließ sich von den Feinden des Christenthums bethören, die Gewinnsucht europäischer Kaufleute erregte böses Blut, und die Bonzen schürten, bis eine Christenverfolgung 26 Bekenner Jesu, darunter 17 eingeborene Kinder des seraphischen Vaters dem Tode überlieferte. An's Kreuz geheftet, priesen die Martyrer Gott mit lauten Gesängen, bis sie, durch tödliche Lanzenstiche durchbohrt, sich auf ewig mit dem Gekreuzigten vereinigten (5. Februar 1597), belohnt mit der Martyrerkrone, die ihnen die Kirche am 8. Juni 1862 auch feierlich zuerkannt hat.

3. Der hl. Joseph von Leonissa wurde im Jahre 1556 geboren, trat im Alter von 16 Jahren in den Kapuzinerorden, wirkte zwei Jahre als Missionär in Konstantinopel und dann 22 Jahre als Volksmissionär in Italien, bis er am 4. Febr. 1612 in die ewige Heimath abberufen wurde. Er wurde 1737 selig und 1746 heilig gesprochen.

Als ein vollkommenes Muster von Demuth, Sanftmuth und Gehorsam lebte er in strengster Abtödtung. Er schlief auf Brettern, und ein hölzerner Block war sein Kopfkissen. Immer sah er sich als den letzten der Sünder an und sagte stets: „Durch die Barmherzigkeit Gottes bin ich zwar nicht in gräßliche Laster gefallen, habe aber doch so wenig der Gnade entsprochen, daß ich eher verlassen zu werden verdient hätte.“ Er trug eine besondere Andacht zu dem gekreuzigten Erlöser, dessen Leiden stets den Gegenstand seiner Betrachtungen bildeten. Er starb nach einem Leben voll Mühe und Entsagung, aber auch voll Segen. Clemens XII. sprach ihn 1737 selig und Benedikt XIV. 1764 heilig. Sein Herz ist bis jetzt noch unverwesen.

4. Der hl. Paschalis Baylon. Dieses Muster der Demuth, der schon in diesem Leben die Süßigkeiten einer dauerhaften Freude und eines unzerstörlichen Friedens genoß, wurde im Jahre 1540 zu Torre-Hermosa, einem kleinen Marktflecken in Aragonien, als Kind armer, aber gottesfürchtiger Eltern geboren. Nach fromm durchlebter Jugend trat er 1564 als Laienbruder in den Orden des hl. Franziskus, entschlossen, in Armuth und Bußübungen

zu leben und zu sterben. Beten und Arbeiten theilten seine Zeit; zugleich übte er große Strenge gegen sich selbst. In seinem Herzen glühte die Sehnsucht nach dem Martyrertode und als er auf einer Reise nach Paris von den wüthenden Hugenotten für immer zum Krüppel mißhandelt wurde, dankte er seinem Heilande.

Herzlich und innig war seine Andacht zum heiligsten Sakramente des Altars; dabei verehrte er zärtlich die Mutter Gottes und hoffte, ihre Fürbitte werde ihn vor Sünden bewahren. In einem Alter von fünfzig Jahren vollendete er seine irdische Laufbahn und wurde 1690 von Alexander VIII. dem glänzenden Heere der Heiligen zugetheilt.

5. Der heilige Felix von Cantalizio (Bruder Deo gratias). — Am Fuße der Apenninen, da wo die Provinz Umbrien und das alte Sabinerland sich begrenzen, liegt auf einem anmuthigen und fruchtbaren Hügel der Flecken Cantalizio. Hier erblickte der hl. Felix das Licht der Welt, im Jahre 1515. Von braven Eltern in aller Gottesfurcht erzogen und von Gott dem Herrn schon als Kind mit der innigsten Frömmigkeit begabt, erwuchs Felix bald zu einem anerkannten Muster der Tugend und des Gebetes. Vor seinem Eintritte in's Kloster ernährte er sich als Hirte und Bauersknecht, wobei er einmal auf fast wunderbare Weise von Todesgefahr errettet wurde. Im Alter von etwas über dreißig Jahren trat er in's Noviziat der Kapuziner, wo er bald im strengen Ordenshause allen seinen Mitbrüdern voranleuchtete. Gebet und Arbeit waren die Säulen, welche den ganzen Bau seines heiligen Lebens trugen. Leib und Seele hatten ihre eigene Zeit, um sich zu heiligen. Die Andachtsübungen der Nacht waren zunächst für die Seele, die Mühsale des Tages dagegen mehr für den Leib bestimmt. Dabei zeigte er sich allzeit liebreich und freundlich gegen Jedermann, besonders gegen jene, die ihn verachteten und beleidigten. Voll Heiterkeit durchzog er täglich Rom's Straßen, stets betend, überall gute Lehren ertheilend und für jede Wohlthat mit einem herzlichen „Deo gratias" dankend. Seine Nächstenliebe trieb ihn an, Arme und Kranke zu besuchen, zu trösten, zu bedienen und ihnen nach Kräften zu helfen.

Am letzten April 1587 befiel den Diener Gottes ein heftiges Fieber als Vorbote des Todes, der binnen drei Wochen erfolgen sollte. Felix, der sein Ende nahe wußte, bat um die heiligen Sterbesakramente. Eine Weile nach dem Empfange der hl. Kommunion

Digitized by Google

ersuchte er die Brüder, sie möchten mit ihm noch einmal recht herzlich „Deo gratias“ sagen, und während sie ihm diese Freude wiederholt machten, wurde er immer ruhiger und in sich gesammelter, und allmählig schloß er die Augen, wie Jemand, der einschlafen will. So lag er da heiteren Antlitzes, bis er unter fortwährenden Gebeten der Mitbrüder seine heilige Seele ausgehaucht hatte und sich zu seinem Schöpfer emporschwang, dem er so lange Jahre und in so großer Treue gedient. Der Herr zeichnete ihn durch viele Wunder aus und Papst Clemens XI. gestattete 1712 die öffentliche Verehrung des Seligen, dessen Lieblingslied lautete:

O Jesus, meine Liebe, zieh' gnädig meinen Sinn
Und alle meine Triebe zu Deiner Liebe hin!

9. Der hl. Philippus Neri, der Apostel von Rom.

(1515—1595.)

Philippus Neri zählt zu den großartigsten Erscheinungen, die uns in der Kirchengeschichte begegnen. Selten ist ein Heiliger mit so vielen natürlichen und übernatürlichen Gaben von Gott ausgestattet worden wie er, und durch seine Wirksamkeit in Rom hat er sich den Namen eines Apostels und Reformators der heiligen Stadt verdient.

Schon in seiner Vaterstadt Florenz übertraf der kleine Philipp durch Tugend und Geistesfähigkeiten alle seine Mitschüler. Später wollte sein reicher Vetter in Germano den holden achtzehnjährigen Jüngling für die hohe Welt erziehen und versprach ihm seine ganzen Reichthümer, wenn er seinen Wünschen nachkäme. Doch Philipp's Sinn war auf Höheres gerichtet. Er verließ seinen Vetter, um in Rom unter Leitung der ersten Männer seiner Zeit Philosophie und Theologie mit dem größten Erfolg zu studiren.

Sein Gebetseifer kannte keine Grenzen. Ganze Nächte brachte er in Betrachtung der göttlichen Dinge zu. Obwohl noch Laie, erglühte in ihm die Flamme der göttlichen Liebe in solchem Grade, daß er sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte und ausrief: „Es ist genug, Herr! es ist genug. Entferne Dich, o Herr, von mir! Ich bin ein sterblicher Mensch, unfähig, eine solche Fülle himmlischer Wonne zu ertragen. Ich sterbe, mein Gott, wenn Du mir nicht zu Hilfe eilest.“ Dabei war er stets heiter und zog alle durch seine feinen Sitten und seine Liebenswürdigkeit an. Ein unvergängliches Denkmal seiner Nächstenliebe ist die im Jahre 1548 ge-

gründete Bruderschaft der allerheiligsten Dreifaltigkeit für die Versorgung der nach Rom wallfahrenden Pilger und für die Genesenden. Könige und Fürsten, Cardinäle und Bischöfe vereinigte er in diesem Liebesbunde, um den Armen zu dienen. Im Jubeljahr 1650 wurden hier 334,453 und im Jubeljahr 1720 sogar 382,140 Pilger beherbergt. 1556 legte er den Grund zur Congregation des Oratoriums, welche den großen Cäsar Baronius, den Vater der Kirchengeschichte, den später so berühmten Cardinal Tarrugi, ferner Anton Gallonius, den frommen Geschichtschreiber der Martyrer, den heiligmäßigen Juvenal Ancina, Bischof von Saluzzo, Freund des hl. Franz von Sales, unter den ersten Jüngern zählte. Im Verein mit solchen hochbegabten Männern wirkte nun Philipp Neri für die Reform nicht allein des Volkes, sondern auch des Clerus. Zu seinen geistlichen Conferenzen drängte sich ganz Rom, der höchste Adel, wie der ärmste Mann, die Prälaten und die ausgezeichnetsten Mitglieder der geistlichen Orden und verehrten ihn wie ihren Vater. Zwei- und mehrmals in der Woche führte er die Gläubigen, die sich ihm angeschlossen, truppenweise, zu Hunderten in die Spitäler Roms, um den damals vernachlässigten Kranken alle nöthigen, auch die abstoßendsten Liebesdienste zu erweisen. Zu gewissen Zeiten fanden sich bis zu 12,000 Personen ein, um in dessen Begleitung zu den sieben Hauptkirchen Roms zu wallfahrten. Fünf Päpste wählten ihn zu ihrem Gewissensrath und verhandelten mit ihm schwierige Angelegenheiten.

Welchen apostolischen Freimuth der schlichte Mann hierbei entwickeln konnte, zeigt folgender Vorfall, dem vielleicht Frankreich die Erhaltung des katholischen Glaubens zu verdanken hat. Als Papst Clemens VIII., unterstützt von der Mehrzahl der Cardinäle, dem vom Hugenottenthum zur Kirche zurückgekehrten und von derselben wieder abgefallenen König Heinrich IV. die Absolution verweigerte und Neri im Geiste das große Unglück, welches dadurch der Kirche Frankreichs drohte, voraussah, zog er sich einige Tage im Gebete zurück und erklärte dann seinem geliebten Sohne Baronius: „Heute wird dich der Papst rufen, um bei dir zu beichten. Du wirst ihm sagen: Der Vater Philipp hat mir aufgetragen, Ew. Heiligkeit weder die Absolution zu ertheilen, noch fortzufahren, Ihr Beichtvater zu sein, wenn Sie dem König von Frankreich nicht die Absolution ertheilen." Tief erschüttert durch diese Worte erklärte sich der Papst sofort bereit, den König wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen.

Digitized by Google

Reich an Verdiensten und verherrlicht durch Wunder starb der Apostel von Rom den 26. Mai 1595 im 80. Jahre seines Alters, am Tage und zur Stunde, die er lange vorhergesagt hatte. Fünf Jahre später hat ihn Papst Paul V. selig und Gregor XV. 1622 heilig gesprochen.

10. Die hl. Magdalena von Pazzi.

(1566—1607.)

führt nicht mit Unrecht den Namen einer Mutter der Liebe, wie Philipp Neri den eines Vaters. Diese beiden in himmlischer Liebe entflammten Seelen hatten dieselbe Stadt Florenz zum Geburtsort. Aus dem adeligen Geschlechte der Pazzi entsprochen zeigte Katharina, auf welchen Namen sie getauft wurde, schon als siebenjähriges Mädchen große Liebe zum Gebete. Im Alter von siebzehn Jahren empfing sie mit dem Namen der heiligen Büßerin Magdalena das Ordenskleid der Karmeliten-Frauen und war von da an ein Vorbild in Buße und Abtödtung, vor allem aber in ununterbrochener Vereinigung mit ihrem göttlichen Bräutigam. In dem Garten ihres mystischen Lebens war jedoch auch der Stamm des Kreuzes aufgepflanzt. Innere Trockenheit, Versuchungen aller Art und äußere Krankheiten boten ihr Gelegenheit ihren Heldenmuth zu zeigen. Als in schwerer Krankheit eine Schwester ihre Geduld bewunderte, äußerte sie, auf ein Crucifix hinweisend: „Siehe, was die unendliche Liebe Gottes für mein Heil gethan hat!" Mitten in den größten Schmerzen konnte sie, entzückt von seliger Liebe zu ihrem Heilande, ausrufen: „O Liebe, warum wird doch die Liebe nicht geliebt, nicht von ihren eigenen Geschöpfen erkannt! O mein Jesus, hätte ich doch eine Stimme, die bis an die äußersten Grenzen der Erde zu tönen vermöchte, um zu verkünden, wie deine Liebe erkannt, geliebt und als das einzig wahre Gute geschätzt werden müsse!" Dieser Liebe entquoll die zarte und unermüdete Thätigkeit, mit welcher sie zuerst als Lehrerin der Klostermädchen, dann als Novizenmeisterin und zuletzt als Unterpriorin wirkte, wobei sie zugleich eine wahrhaft himmlische Weisheit und Klugheit in der Seelenleitung offenbarte. Am 25. Mai 1607 ward ihre Seele von den Banden des Leibes befreit.

11. Zwei heilige Wittwen.

Noch lebte die hl. Theresia, als Gott in Frankreich eine andere Frau erweckte, deren Leben für Viele ein Spiegel der Tugend und

ein Beweis dafür sein sollte, daß die katholische Kirche mitten in den Drangsalen und Aergernissen, welche die neue Lehre im Gefolge hatte, Mutter heiliger Kinder aus jedem Geschlechte und Stande blieb. Es war die hl. Johanna Franziska Fremiot Baronin von Chantal (1572—1641.)

Als Tochter eines hochangesehenen französischen Edelmannes aus der Familie Fremiot, der mitten in den calvinischen Verirrungen seinem katholischen Glauben von Herzen treu geblieben war, heirathete sie auf Wunsch desselben im zwanzigsten Lebensjahre den Baron von Chantal, dem sie in frommer Ehe mehrere Kinder schenkte. Nach seinem Tode fühlte sie eine unerklärliche Sehnsucht nach Einsamkeit und alleinigem Verkehr mit Gott. Im Hause ihres Schwiegervaters, wohin sie nun zog, zeigte sich in hellstem Lichte ihre himmlische Geduld dessen anmaßender Haushälterin gegenüber, bis ihr endlich die Gnade zu Theil wurde, den rechten Führer in dem hl. Franz von Sales zu finden. Ihre größte Freude war, Armen und Kranken zu dienen. In ihr schien ein Engel der leiblichen Werke der Barmherzigkeit Menschengestalt angenommen zu haben. Daher war sie auch von ihrem Beichtvater, dem hl. Franz von Sales, bestimmt, die Mutter und Vorsteherin des neugegründeten Ordens von der Heimsuchung Mariens zu werden, der in Annecy sein erstes Haus sich erwarb. Hier nun konnte sie zum höchsten Grade christlicher Vollkommenheit streben. Unerschütterlich war ihr Glaube, ohne Wanken ihre Hoffnung, ohne Grenzen ihre Liebe. In Kreuz und Schmerz, die ihr in hohem Grade beschеert waren, war Jesus und Maria ihr Trost. Mit den Worten: „Ja, mein Vater, ich gehe schon! Jesus, Jesus, Jesus!“ beschloß sie nach den heftigsten, mit Engelsgeduld ertragenen Leiden am 13. Dezember 1641 ihre irdische Laufbahn. Ihre innere Stimmung in den größten Qualen drückte sie in den schönen Worten aus:

So wie ein trockenes Feld bei Sonnengluth
Zusammenschrumpft, bin ich in meinen Schmerzen;
Doch acht' ich nicht, was mir die Marter thut;
Ein Trost erquickt in Leiden mich hienieden:
Daß Gott mein Gott ist, gibt mir süßen Frieden.

Die Wahrheit der Worte des hl. Augustin, das Herz sei unruhig, bis es ruhe in Gott, hat wohl Niemand mehr an sich erfahren, als die hl. Katharina von Genua (1447—1510), „jene große Meisterin der Gottesminne“, wie sie Görres nannte.

Digitized by Google

Sagt sie ja doch selbst so schön: „Niemals wird der Geist gesättigt durch die zeitlichen Dinge. Er hofft zwar immer, daß er darin satt werde, aber er betrügt sich und verliert inzwischen mit lauter Thorheit die Zeit, die ihm gegeben ist, um Gott zu suchen, in welchem er allein die wahre Liebe und wahres Ergötzen finden würde.“ Die schöne Jungfrau Katharina, Tochter des Grafen Jacob von Fieschi, der als Vicekönig von Neapel starb, wurde 1463 gegen ihren Wunsch von ihren Eltern dem Patricier Julian Adorno zur Ehe gegeben. An der Seite dieses leichtfertigen und üppigen Verschwenders hatte Katharina eine schwere Leidensschule durchzumachen, bis sie endlich geläutert in gottinnigem Leben ihren einzigen Trost suchte und fand, worin sie der Bankerott und die völlige Verarmung ihres Gatten nicht störte. Mit dem Grade ihrer eigenen Armuth nahm ihre Liebe zu den Armen zu. Im Jahre 1479 ließ sie sich als Krankenpflegerin in dem großen Spital Pammatone anstellen, 1491 war sie daselbst Vorsteherin und legte neben heldenmüthiger Aufopferung großes Verwaltungstalent an den Tag, besonders während der großen Pest von 1493 und 1501. Ihr Gatte, durch ihren Einfluß bekehrt, trat in den dritten Orden des hl. Franciskus und lebte seitdem mit ihr in Enthaltsamkeit. Dreiundzwanzig Jahre lang (1478—1500) brachte die Heilige den Advent und die Fastenzeit ohne jede Nahrung zu, gestärkt nur durch die tägliche heilige Communion. Während ihres Lebens übte sie auf ihre Umgebung einen hinreißenden Einfluß aus und wußte ausgezeichnete Männer und Frauen als Jünger an sich zu fesseln. Clemens XII. hat sie 1737 in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen.

Schluß.

Der beschränkte Raum gebietet die Wanderung durch „das Jahrhundert der Heiligen“ zu beenden, obwohl das Thema nicht annähernd erschöpft ist.

Aus Italien wären noch zu erwähnen: Der hl. Cajetan von Thiene (1480 1547), der Stifter des Theatinerordens, welcher besonders die Reform des Weltclerus förderte; der hl. Hieronymus Emiliani (1481—1537), Stifter der Congregation der Somasker, ein Vater und Lehrer der Waisenkinder und Gründer von Rettungshäusern für gefallene Personen; der hl. Camillus von Lellis (1550 - 1614), Stifter des Ordens der regulirten

Cleriker für den Dienst der Kranken; der hl. Franz von Caracciolo (1563—1608), der mit dem Priester Adorno von Genua die Genossenschaft der mindern Regularcleriker gründete; der sel. Paulus Giustiniani, welcher 1520 die Congregation von Monte Corona in's Leben rief; der sel. Johannes Leonardi (1543—1609), der Stifter der Regularcleriker der Gottesmutter.

In Spanien zeichnete sich der ehrwürdiger Bartholomäus de Martyribus (1514—1590) als thatenvoller Erzbischof von Braga aus; hier trat der hl. Petrus von Alcantara (1499 bis 1562 als ernster Reformator der Franziskaner auf; der hl. Johannes vom Kreuz (1543—1591) glänzte durch sein seraphisches Leben und seine klassischen ascetischen Schriften neben dem ehrwürdigen Johannes von Avila (1500—1569), dem Apostel Andalusiens, und seinem im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Freunde Ludwig von Granada (1504—1588).

Aus der Gesellschaft Jesu sind noch nachzutragen: deren dritter General, der hl. Franz Borgia (1510—1572), dann der große Missionär in der Languedoc, der hl. Franz de Regis (1597—1640), und der ebenso fromme als gelehrte Cardinal Robert Bellarmin (1542—1613), welcher durch sein Schlagwort: Saeculum Sanctorum Anlaß zu dieser Schrift gegeben.

Aus Italien sind ferner noch drei heilige Jungfrauen zu erwähnen: Angela Merici (1506—1540), ihrer Einfalt wegen „die Taube von Salo" genannt, welche für den Unterricht des weiblichen Geschlechtes die Genossenschaft der Ursulinerinnen gestiftet, ferner die berühmte Dominikanerin Katharina de Riccis (1522—1590) und die Büßerin Hyacintha Mariscotti (1585—1640).

Jenseits des Oceans müssen wir noch des „Thaumaturgen der neuen Welt," Joseph de Anchieta (1533—1597) aus der Gesellschaft Jesu, des Apostels von Brasilien, ferner des hl. Franz Solano (1549—1610), des wunderbaren Apostels von Peru, des hl. Toribio (1538—1606), des ausgezeichneten Erzbischofs von Lima, und zweier Jungfrauen gedenken, der hl. Rosa von Lima (1586—1617) und der sel. Maria Anna de Paredes († 1626), der Lilie von Quito.

Fast alle diese Heiligen sammelten um sich eine größere oder kleinere Zahl von Gesinnungsgenossen, die durch Beispiel und apostolische Wirksamkeit miteinander wetteiferten. Diese unabsehbare Schaar frommer opferwilliger Christen war das von Gott aus-

Digitized by Google

erwählte Mittel zu der großartigen katholischen Reformation, welche sich im 16. Jahrhundert zuerst in Italien und Spanien vollzogen und bald auch ihre reichen Früchte in Frankreich und Deutschland getragen hat. Insbesondere sind es die Jesuiten und Kapuziner gewesen, die in unserm Vaterlande neues frisches katholisches Leben angefacht, der Ausbreitung der Häresie ein Ziel gesetzt und unzählige Verirrte in den Schooß der Kirche zurückgeführt haben.

Vor allem sind hier zwei Männer zu nennen: der bereits früher erwähnte sel. P. Canisius (1521—1597), der die Gesellschaft Jesu in Deutschland eingeführt und durch Gründung von Studienanstalten, durch seine apostolische Wirksamkeit auf der Kanzel und seine katechetischen Arbeiten sich den Namen eines Apostels Deutschlands erworben hat; ferner der hl. Laurentius von Brindisi (1559—1619), der erste Kapuziner, der mit elf Patres und zwei Brüdern nach Deutschland kam und im Fluge das Vertrauen des deutschen Volkes gewann. Später erschien er wie ein zweiter Capistran als Held in dem Kampfe gegen die Türken. Seinem wunderbaren Eingreifen wurden von authentischer Seite die glänzenden Siege von Stuhlweißenburg und Tzhokaki zugeschrieben, welche im Jahre 1601 von 18,000 christlichen Soldaten gegen 80000 Türken errungen wurden. Im nächsten Frühjahr zum Ordensgeneral erwählt, durchwanderte er als Visitator Spanien, Frankreich und Deutschland, überall als der „heilige General" begrüßt.

Dergestalt hat auch das katholische Deutschland Antheil an den Früchten des „Jahrhunderts der Heiligen" und in Folge dessen im 16. Jahrhundert einen neuen religiösen Aufschwung genommen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google